

Saarbrücker

HEFTE

**<http://www.basaar.com> – news-groups
und net-user – browser und loser –
webmaster und showmaster – homepage
im cyberspace – sprung in der email-
schüssel – online alone – wwweh o weh
– darauf einen doppelten backslash:
Internet im Saarland**

**Lafontaine und die
Aussiedler
Warum Oskar noch
immer Enkel ist und es
wohl auch bleiben will**

AIDS
*Erfahrungen und Über-
legungen eines saarlän-
dischen Arztes*

**Maison des Ecrivains:
Alain Lance am Puls
der Pariser Literatur**

*Vier Dimensionen –
vier Farbbilder
Der Saarbrücker
Künstler Thomas
Wojciechowicz in der
Galerie*



**Du schöner Wald...
Unter den saarländi-
schen Wipfeln ist
Unruh'**

*Spaar-Universität
Pro und Contra aus glo-
baler und anderer Sicht*

**Musik:
Fritz Neumeyer –
Neues zu Alter Musik
und unerwähnter
Vergangenheit**

*Literatur:
Texte eines Nachwuchs-
literatur-Preises und
Tips für Menschen,
denen selbst vor Harig
und Lyrik nicht graut*

Heft 76, September 1996

Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 76, September 1996

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

Geschäftsführende Redaktion (verantwortlich):

Dirk Bubel, Achim Huber, Josef Reindl

Redaktion:

Bernhard Dahm, Barbara Froehlich-Schmitt, Mechthild Grandmontagne, Bernd Grass,
Hans Günter Grewer, Hans Horch, Eva Labouvie, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf,
Johannes Petrenz, Jan Schluckebier, Dietmar Schmitz, Herbert Wender, Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon: 06 81/58 53 06, Fax: 06 81/58 54 18

Verlag:

Gollenstein Verlag GmbH, Auf Scharlen 3-5, 66440 Blieskastel, Telefon: 0 68 42/5 09-1 73, Fax: 5 09-1 90

Herstellung:

Bliesdruckerei P. Jung GmbH, Blieskastel

Layout:

Dirk Bubel, Uwe Loebens, Herbert Wender

Verkaufspreis:

14,50 DM (Doppelheft 18,- DM)

Jahres-Abo:

22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen mit beiliegender Karte an den Verlag Gollenstein GmbH, Blieskastel

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Till Adam, Andreas Brandolini, Dirk Bubel, Bernhard Dahm, Stefan Fricke, Barbara Froehlich-Schmitt,
Bernd Grass, Hans Horch, Stefan Hüfner, Alain Lance, Matthias Luserke, Thomas Mathieu,
Ingrid Matthäi, Hans Peehs, Johannes Petrenz, Jan Schluckebier, Nicole Schubert, Otto Spaniol, Wiebke Trapp,
Herbert Wender, Reinhard Wilhelm

Fotos:

Uwe Bellhäuser/Fine Art Press, Barbara Fröhlich-Schmitt, Frédéric Gallier, Wolfgang Pietrzok

Computergraphik:

Karin Kremer und StudentInnen der HBK Saar

Karikaturen:

Yann Picard

Titelbild:

Karin Kremer, „Netzkopf 4“ (Ausschnitt)

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir: der Landeshauptstadt Saarbrücken,
der „Arbeit und Kultur Saarland GmbH“ und dem Sparkassen- und Giroverband.

Saarbrücker Hefte im Internet: http://www.basaar.com
--

Saarbrücker

HEFTE

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3	Die Sparuniversität, eine Debatte	
Internet		<i>Stefan Hüfner</i>	
<i>Dirk Bubel</i>		Das Ende der saarländischen Besonderheiten an der Universität?	81
Prophylaxe	4	<i>Herbert Wender</i>	
<i>Reinhard Wilhelm</i>		Mehr Geld für die Hochschulen	83
„.... daß nicht sein kann, was nicht sein darf.“	5	Ökologie	
Internet an der HBK Saar	10	<i>Barbara Froehlich-Schmitt</i>	
<i>Hans Horch</i>		Quäle nie den Wald zum Scherz	86
Bekenntnisse eines Netzbeschmutzers	11	Musik	
<i>Ingrid Matthäi</i>		<i>Stefan Fricke</i>	
Die Kassenhäuschen an der Datenautobahn	20	Musikologie der Unterlassungen	91
<i>Bernd Grass</i>		Abenteuer	
Netze an der Saar	24	<i>Wiebke Trapp</i>	
<i>Till Adam</i>		's-Gravenhage notes – JazzNoten	94
Patchwork der Minderheiten	29	Literatur	
<i>Jan Schluckebier</i>		<i>Bärbel Höttges</i>	
Zwischenmenschliche Kommunikation im WWW und anderswo	31	Der Tanz der Blätter	98
Internet-Art	33	<i>Irene Quetting</i>	
<i>Otto Spaniol</i>		Der Fluß	99
Die neue EIS-Zeit	39	Reaktionen	
Internet-Art	43	<i>Günter Scholdt</i>	
<i>Herbert Wender</i>		„Tiefbraune Scheiße“ oder ein Holzer am Werk	101
Auf den Schultern von Riesen	50	<i>Hans Horch</i>	
<i>Matthias Luserke</i>		Geschichtslektionen, Deutschlands Ehre rettend	102
Wider die apokalyptische Mode, das Ende der Literatur zu verkünden	58	<i>Wolfgang Pietrzok</i>	
Aussiedler-Politik		Selbstzweck-Bündnisse	104
<i>Bernhard Dahm</i>		Gegendarstellung	105
Deutsche Auswanderer, Nationalsozialismus und Vertreibung	61	Rezensionen	
<i>Bernd Grass</i>		<i>Thomas Mathieu</i>	
Der ewige Enkel	64	Marpingen 1876-1879:	
Medizin		„Kulturkampf“ im Mikrokosmos	106
<i>Hans Peehs</i>		<i>Karl-August Schleiden</i>	
AIDS: Erfahrungen und Überlegungen eines Arztes	66	Gebaut, Zerstört, Wiedererstanden	108
Städtebau		<i>Johannes Petrenz</i>	
<i>Andreas Brandolini</i>		Selbstdarstellungen	112
Saar-Terrassen	72	<i>Nicole Schubert</i>	
Fenster nach draußen		Der „neue Harig“ oder: „Ehrlich währt am längsten ...“	114
<i>Alain Lance</i>		<i>Gerhard Tänzer</i>	
Der 10. Jahrestag des Maison des Ecrivains	73	Die Lyra ist gestimmt	115
Galerie		Autorinnen und Autoren	119
<i>Thomas Wojciechowicz</i>			
Vier Dimensionen	76		

Die SAARBRÜCKER HEFTE online – Wer sagt's denn: endlich können wir, wie inzwischen alle anderen papiergebundenen Medien auch, unsere Leserinnen und Leser dort begrüßen, wo die Reise hingeht, wo die Zukunft beginnt, der Rubel (??) rollt, man in der Wüste surft, wo die Arbeit richtig Spaß macht, die Freizeit noch *Fun* bringt, Briefeschreiben und gepflegtes Gespräch (=„Chatten“) wieder echt geil sind, kurz: Willkommen im Niemandsland unbegrenzter Datenströme, dem INTERNET.

Zugleich mit diesem regionalhistorischen Ereignis finden Sie in Echtzeit auf den folgenden 57 Seiten ca. 333.000 Schwerpunkt-Bytes, die sich mit eben diesem Thema auseinandersetzen, in gewohnt kontroverser Manier. – Wo geht die Reise nun also hin? Unsere Autorinnen und Autoren informieren nicht nur über Fahrten auf der Datenautobahn, über Akteure und Interaktionen in den Netzen, über regionale Eigenheiten und globale Trends. Sie diskutieren am Beispiel des Internet auch die Grundfragen, die die NEUEN MEDIEN aufwerfen: Sind ihre technischen Möglichkeiten und neuen Kommunikationsformen einfach die legitimen Nachfolger der „alten“ Schriftkultur, die man selbstverständlich gebrauchen sollte, statt nostalgisch zu jammern oder aufgeschreckt Horrorszenarien zu entwerfen? Ist „das Netz“ nicht virtueller Ort neuer demokratischer Kommunikationsformen? Finden sich nicht heute gerade dort sogar die anarchischen Tendenzen, die Macht der Multimedia-Konzerne anzugreifen? – Oder ist das alles Mumpitz? Geht es nicht eigentlich nur um riesige neue Märkte? – um neues Opium fürs technisch aufgerüstete Volk? – um neue Herrschafts- und Verwertungsbedingungen des weltweit beweglichen Kapitals?

Aus dem Märchen vom Hasen und dem Igel haben wir gelernt, daß es nicht reicht, zu wissen, wo die Reise hingeht. Während die einen – siegesgewiß – die Klappe weit aufreißen, arbeiten die anderen mit unverschämten Tricks. Wer im Multimedia-Zeitalter den Hasen, wer den Igel gibt, sei dem Urteil der Leserin und des Lesers überlassen.

Auch der Allgemeine Teil und die Rubriken können sich wieder sehen lassen. Dabei dominieren (mit über 150.000 Bytes) allerdings eindeutig die politischen, sozialen und ökologischen, jedenfalls ernstesten Themen – von einem medizinischen Essay (auch das gibt's) zum Thema AIDS über Artikel zur Ausiedlerproblematik und ihrer heimischen politischen „Bearbeitung“ bis hin zu Beiträgen zur Zukunft der Universität und des saarländischen Waldes.

Bei den Rezensionen (satte 100.000 Bytes) beweisen wir diesmal Aktualität: Zum Beispiel ist der neue Harig, kaum in den Regalen der Buchhandlungen, schon besprochen; und sogar die Informatik handeln wir hier auf dem neuesten Stand ab. Besondere Aufmerksamkeit wünschen wir schließlich in diesem Heft den Literaturseiten. Allerjüngste Literatinnen zeigen hier nicht nur Talent, sondern bereits beachtliches Können und machen uns, wie es so schön heißt, größte Hoffnungen für die Zukunft – wo ja die Reise wohl hingeht.

Ach ja: Die HEFTE online – Sie finden uns ab sofort unter der Internet-Adresse <http://www.basaar.com>; e-Mail: webmaster@basaar.com der saarländischen Internet-Gruppe basaar, die uns freundlicherweise bei diesem Service kundig und hilfreich unterstützt. In all dem modernen Trubel mußte leider unsere geplante „Renovierung“ des Layouts der HEFTE noch zurückstehen. Das nächste Heft im Frühjahr 1997 erscheint dann mit neuer „Benutzeroberfläche“ und neuem Gesicht.

Achim Huber

Prophylaxe

Von Dirk Bubel

Wie lange kenne ich nun schon diese beiläufig eingestreuten Vorwürfe? Ich würde mal wieder eine neue Entwicklung verschlafen. Ich sei einfach nur stur, bloß aus Prinzip! Oder irgendwie ideologisch verblendet. Obwohl es für jeden vernünftigen Menschen offen auf der Hand liege, daß man „ohne“ nicht mehr auskommen könne. Mein Lächeln ist müde. Meine Gedanken sind hellwach. Die Vernunft und die offenen Hände sind mir suspekt. Ich denke weiter. Ich weiß es besser! Ich schreibe mit einer mechanischen Schreibmaschine. Das Farbband ist schwach. Ich bereite mich äußerst gewissenhaft vor. Es wird hart werden. Sehr hart! Die mentale Vorbereitung ist wichtiger als alle Hard- und Software zusammen. Heute sagt man mir, daß ich unbedingt ein Modem brauche. Morgen höre ich, daß nur der ATM-Anschluß was bringe. Die kleinen Schritte wetzen die Nerven blank. Ich kann warten. Teetrinken. Der richtige Augenblick. Nur die Distanz verschafft den unverstellten Blick für den finalen Einstieg. Wer von der Modernisierungswelle nicht überrollt werden will, muß mit einem Volleyschlag antworten. Es wird hart werden. Sehr hart!

Ich besitze zum Beispiel keine Fritteuse. Die besten Pommes-Frites gelingen mir in einem alten Eisentopf mit Siebeinsatz, den man einfach auf die Gasflamme stellt. Ich weiß nicht, wie ein Mikrowellenherd funktioniert. Ich hätte keine Ahnung, was ich damit machen sollte. Ich bereite mich stattdessen äußerst gewissenhaft auf die wirkliche Zukunft vor. Zum Beispiel überlege ich mir, ob ich vorsichtshalber mal probeweise mit dem Intercity über Interlaken zu einem internationalen Fußballspiel im Stadion von Inter Mailand fahren soll? Natürlich könnte ich auch einen Wagen bei Interrent mieten. Oder mit dem Interregio über die Dörfer zockeln. Mal so richtig hemmungslos interaktiv sein. Die vielleicht letzte Gelegenheit, bevor das Internet wirklich ausgereift ist und alle derart körperlichen Dislozierungen überflüssig macht. Doch meine mentalen Vorbereitungen sind schon so weit fortgeschritten, daß mir die bloße Vorstellung völlig ausreicht. Ich sitze in meinem Sessel und spüre das Rumpeln über die Bahngleise, höre den näherkommenden Lärm der Schlachtenbummler aus dem Stadion. Ich sitze und kann warten. Ohne

Fritteuse, Mikrowellenherd, Cam-Corder, elektrische Zahnbürste und Modem warte ich auf den richtigen Augenblick.

Dann schlage ich zu. Überspringe mit einem lässigen Satz die Postmoderne und richte mich in der Zukunft ein, als habe sie nur auf mich gewartet. Ich weiß, es wird hart werden. Sehr hart! Ich werde alles selber machen müssen. Fußballstadien und Eisenbahngleise wird es keine mehr geben. Autobahnen renaturieren sich selber. Ich bin der Trainer und Manager von Inter Mailand und spiele jeden Tag gegen einen der zehn Milliarden anderen Trainer von Inter Mailand. Via Internet. Mit ein bißchen Glück kann ich sogar Wimbledon gewinnen und täglich speise ich siebenundzwanzig von mir verfaßte Fachzeitschriften ins Internet. Jeden Mittwoch, kurz vor dem Schlafengehen, veröffentliche ich ein Sachbuch zu allgemein gesellschaftlich relevanten Themen. An jedem Monatsbeginn erscheint ein neuer Roman von mir, zur Monatsmitte wird eine Lyriksammlung fällig. Das kostet keine Mühe. Ich habe mich schließlich äußerst gewissenhaft mental vorbereitet. Nichts lenkt mich ab. Nicht einmal Erinnerungen. Es gibt nur noch mich und das Internet. Gedächtnislücken speichere ich auf meiner Homepage, und wenn ich welche doppelt habe, biete ich sie im World-Wide-Web zum Tausch an. So kultiviere ich meine Aha-Erlebnisse. Ich habe viel Zeit. Ich muß weder zur Bank noch zum Supermarkt. Schon gar nicht ins Büro. Das Leben ist trotzdem hart. Sehr hart sogar. Denn ich muß alles selber machen. Es gibt keine Bäckereien mehr. Unter meinem Computertisch befindet sich ein riesiges Gerät mit mehreren Schubfächern. Ein Zwei-Zoll-Rohr verbindet die Anlage mit dem world-wide-food. Über die Tastatur kann ich mich in alle Kochbücher der Welt einklinken. Wenn ich ein grönländisches Croissant essen möchte, drücke ich einfach die Producer-Taste. Durch das Rohr werden die Zutaten in der richtigen Mischung geliefert und vor Ort hinter einem der Schubfächer frisch ausgebacken. Gleichzeitig wird von meinem Konto der aktuelle Weltmarktpreis abgebucht. Nach dem Essen schiebe ich eine Reinigungsdisquette ins Laufwerk und lächle mit entblößten Zähnen in den Bildschirm. Fünf Sekunden Anti-Karies-Bestrahlung. Elektrische Zahnbürsten: Daß ich nicht lache.

"... , daß nicht
sein kann, was
nicht sein darf."

Linke Freunde und das
Internet

Von Reinhard Wilhelm

Das Internet, kurz das Netz, ist in aller Munde und aller Federn. Der SPIEGEL feiert es serienmäßig; die ZEIT richtet eine ständige Computeseite ein, die wöchentlich über neue Netzphänomene be-

richtet; das Fernsehen liefert in jedem Kulturreport abwechselnd den Porno und die braune Soße aus dem Netz. Das könnte alles als ein Existenzbeweis für das Netz interpretiert werden. Die ganze Republik, nein die ganze Welt scheint vom Netz überrollt worden zu sein. Die Ganze? Nein, halt! Noch gibt es ein Nest des Widerstandes. So schnell lassen sich unsere altlinken Freunde nicht von der Existenz dieses merkwürdigen Phänomens überzeugen. Denn zu viele Beobachtungen widersprechen der reinen Lehre, die doch bisher noch für jedes Objekt im Unter- und im Überbau sein Warum bzw. Warumnicht, sein Warumsondrichtanders fein säuberlich erklären konnte.

Da ist einmal die Tatsache, daß lauter kapitalistische Staaten an ihrer Spitze die USA für nichts und wieder nichts, also ohne erkennbares Profitinteresse Computernetze eingerichtet und ihren Wissenschaftlergemeinden zur Verfügung gestellt haben. Wurde anfänglich noch ab und zu kontrolliert, ob auch wirklich nur wissenschaftliche Kommunikation betrieben wurde, so wurde das schon bald wegen der Masse ausgetauschter Kommunikation unmöglich. Ab da herrschte anarchistische Freiheit auf allen Netzen. Freaks in Universitäten und Forschungslabors hängten ihre Rechner ans Netz und verknüpften die Netze verschiedener Provenienz und Nationalität. Als IBM den europäischen Forschern kostenlos sein European Research Network (EARN) zur Verfügung stellte, um später die entstehende Abhängigkeit ausbeuten zu können, rochen sie den Braten und stellten mit Unterstützung der Regierungen das technisch bessere Netz zur Verfügung. Auch der als unschlagbar geltende Bill Gates, milliardenschwerer Besitzer von Microsoft, holte sich

seine erste blutige Nase beim Versuch, das Microsoft-Netz gegen Internet antreten zu lassen. Dies wäre durchaus damit vergleichbar, daß die Bingert-Thekenmannschaft dem Dreamteam von Bayern München eine

verheerende Niederlage beibrächte. Kann doch einfach alles nicht wahr sein!

Demokratisches Potential

Wenn schon die Kapitalinteressen, die zur Etablierung des Internet geführt haben, so schwer erkennbar sind, daß es einen angesprungenen dreifachen Marxberger braucht, um sie dingfest zu machen, so sollte sich doch wenigstens der Herrschaftsanspruch des Kapitals oder das seiner Marionettenregierungen im Netz identifizieren lassen. Wieder Fehlanzeige! Was ein gewiefter Netzer ist, der läßt sich nicht leicht beherrschen. Technisch wäre er sowieso allen, die ihn kontrollieren oder einschränken wollten, immer um mindestens eine Nasenlänge voraus. Es wird spannend werden, das Hase und Igel-Spiel zu beobachten, welches sich ergeben wird, wenn die Regierungen gesetzliche Zensureregungen durch die Parlamente bringen. Im Netz tobt bereits die Kampagne gegen das amerikanische Communication Decency Act, der die Pornographie bekämpfen soll. Leider würde er, im puritanischen Überschwange gestrickt, gleich noch alle im Netz repräsentierten klassischen Akte und medizinische Informationen über solche Körperteile beseitigen, über die Skandalchroniken zufolge sogar Fernsehprediger und ihre Geliebten verfügen. Juristisch hat das Communication Decency Act bereits eine erste Schlappe erlitten. Ein Forum von Bundesrichtern hat Teile bereits als „zutiefst abstoßenden Affront“ gegen den ersten Verfassungszusatz bezeichnet, der die den Amerikanern heilige Freiheit der Meinungsäußerung garantiert (siehe Kasten, S. 8).

Was es nicht alles nicht gibt

Das *Internet*, meist einfach das *Netz* genannt. Der Zusammenschluß vieler nationaler Rechnernetze, die sich für die Verständigung des gleichen Protokolls, des *Internet-Protokolls* bedienen. Beim Verfassen dieser Zeilen hängen vermutlich etwa 24 Millionen Rechner an diesem Netz, beim Erscheinen wahrscheinlich schon 40 Millionen.

Das *World Wide Web* (WWW), eine Kommunikationssoftware auf den Rechnern des Internet, die dieses erst für breite Schichten benutzbar macht. Sie bietet das einfache Verfolgen von meist themenbezogenen Verweisen durch weltweit angeschlossene Rechner. Ein Mausklick genügt, um von der Selbstdarstellung der SAARBRÜCKER HEFTE zur Rezension des Stadtentwicklungsheftes im *San Francisco Examiner* zu gelangen. Das WWW wurde beim CERN in Genf für die interne Verständigung und gegenseitige Information der Angestellten entwickelt. Seine Entwickler wurden gerade erst mit dem Turing Award, dem Nobelpreis der Informatiker ausgezeichnet.

Multimedia, alles, was mehr als ein Medium (Text, Bild, Video, Ton) enthält und von einem Rechner erzeugt oder reproduziert wird.. Kann auf dem heimischen PC von der CD-ROM geladen werden, aber auch über das Netz geschickt werden. Die Szene, Mann schlägt Frau unter Begleitung von romantischer Musik und zärtlichem Geflüster ein Bild über den Kopf, ist nur dann ein Multimediaobjekt, wenn sie von einem Rechner wiedergegeben wird.

Electronic Mail, Briefverkehr zwischen Rechnerbenutzern. Die Übermittlung eines elektronischen Briefes dauert in den meisten westlichen Industrienationen außer Deutschland nur Sekunden. Die Telekom braucht etwas länger, vermutlich, weil sie gründlicher arbeitet. Ein Brief kann Text, Graphik,

Bilder und auch Ton enthalten, kann also multimedial sein.

News Groups, mehr oder weniger themenbezogene Diskussionsforen im Internet. Jeder Teilnehmer kann alle Beiträge anderer Teilnehmer lesen und kommentieren. Die Menge aller News Groups ist strukturiert in fachliche Unter- und Unteruntergruppen und in die alternativen Gruppen mit den berüchtigten Untergruppen zu Erotik, Sex und verwandten Themen.

Tele-X, die Ausführung der Tätigkeit X über eine Netzverbindung. Beispiele sind *Telebanking*, das Erledigen von Bankgeschäften im Netzkontakt mit einem Bankcomputer, *Telearbeit*, das Arbeiten von einem Bildschirmarbeitsplatz außerhalb des Unternehmens, *Teleshopping*, das Bestellen von Waren über einen elektronischen Katalog, und *Telemedizin*, das Diagnostizieren bzw. das Therapieren durch einen vernetzten Weißkittel (keine Telepathie!).

Netiquette, aus *Net* und *Etiquette* entstandener Begriff für das korrekte Verhalten im Netz.

Navigieren, der Versuch, im Internet die Orientierung zu gewinnen und relevante und interessante Informationsangebote aufzuspüren. Man bedient sich dabei keines Sextanten sondern eines *Browsers* oder einer *Suchmaschine*. Die Hersteller und Anbieter solcher Programme, z. B. die Firmen Netscape und Yahoo, sind derzeit die heißesten Lieblinge der Börsianer.

Public Domain Software, vom Entwickler zur kostenlosen Benutzung angebotene Software. Liegt tonnenweise, obwohl gewichtslos, im Internet herum und wartet auf Abholung.

Die bayerische Staatsregierung beschreitet da andere Wege. Sie ist bestrebt, auch hier keinen High-Tech-Zug zu verpassen, trotzdem aber die Bevölkerung vor allem erotischen und politischen Schmutz zu bewahren. Erreichen möchte sie das durch selektive Anerkennung und Subvention freistaatstragender Netzwerke, die im Stile von Ortswarten für Sauberkeit in ihren Läden sorgen. Da braucht's keine Gesetze; der drohende Entzug des warmen Geldregens soll auch reichen. Die Frage ist nur, ob sich wirklich alle Netzer durch weiß-blaue Subventionen kaufen lassen. Es würde mich überraschen.

Das demokratische Potential der Computernetze ist umstritten. In den USA hat sich inzwischen ein Netzknoten namens Votamerica etabliert, bei dem man über Gesetzentwürfe, die in der Gesetzgebungsmaschinerie stecken, abstimmen kann. Ein solches Verfahren, die Meinung des Wahlvolkes zu erfahren, mutet etwas naiv an. Die Manipulationsmöglichkeiten sind zu offensichtlich. Allerdings paßt es zur Praxis der Amerikaner, etwas pragmatisch anzugehen, dann zu beobachten, was passiert, daraufhin das Verfahren zu verbessern, bis es das Ziel erreicht oder ihm zumindest nahekommt. Das ist auf jeden

Gerichtsurteil „Höchst partizipativer Marktplatz des Meinungsaustauschs“

Eine Jury von amerikanischen Bundesrichtern hat am 12. Juni 1996 in Philadelphia in einer einmütig verfaßten Entscheidung Teile des amerikanischen Communication Decency Act für verfassungswidrig erklärt und in einer einstweiligen Verfügung der Regierung verboten, die Strafverfolgung von dadurch abgedeckten Tatbeständen aufzunehmen. Dieses Gesetz, welches die Verbreitung von Pornographie und anderem anstößigen Material im Internet verhindern sollte, war mit überwältigender Mehrheit vom Kongreß verabschiedet und von Präsident Clinton am 8. Februar unterzeichnet worden.

Die Richter erklären das Internet zum "stärksten partizipatorischen Marktplatz von Massenkommunikation den dieses Land - und in der Tat die Welt - je gesehen hat". Deshalb verdiene es den höchsten Schutz vor Regierungseinmischung. Das behandelte Gesetz stellt ihrer Meinung nach eine "abstoßende Verletzung" des ersten Verfassungszusatzes dar. Das Internet verdiene einen mindestens so starken Schutz unter dem ersten Verfassungszusatz wie die Printmedien. Dieser ist erheblich stärker als der für Fernsehen und Radio.

Richter S. R. Dalzell betonte: "So wie die Stärke des Internet das Chaos ist, so beruht die Stärke unserer Demokratie auf dem Chaos und der Kakophonie der unbehinderten Rede, welche der erste Verfassungszusatz schützt".

Zitiert nach: New York Times, 13.06.1996



Fall eine dynamischere und produktivere Vorgehensweise, als in der Schmollecke zu sitzen und zu klagen, daß das eh alles nicht funktionieren kann.

Die Unkontrollierbarkeit des Geschehens im Netz wurde schon oben erwähnt. Die hervorragende Netzverbindung mit dem Ausland während des Putsches gegen Jelzin und

ihr Einfluß auf das Putschgeschehen ist Geschichte. Die Furcht der chinesischen Altherrenriege vor dem Netz drückt sich in sehr spätem und restriktivem Zugang zu den internationalen Netzen aus. Natürlich ist (bisher) nur eine Minderheit tatsächlich vernetzt. Aber, ich denke, diese ständig wachsende Minderheit ist nicht kleiner als die ständig abnehmende Minderheit der politisch Aktiven.

Ziemlich soliden Untersuchungen zufolge hat sich zumindest der Umgang miteinander im Verkehr über das Netz demokratisiert. Hierarchien werden weniger respektiert als im direkten Umgang. Imponiermittel wie Sonnenbräune, gepflegte Toupets und Maßanzüge, die bekanntermaßen bei der Erlangung von Peanutskrediten durchaus Wirkung zeigen, kommen durch das Netz nicht richtig rüber. Hier setzt sich eine Erfahrung fort, die schon beim Übergang zum telefonischen Verkehr gemacht wurde; die nichtinhaltsreichen Mittel der Überzeugung werden weniger. In der Botschaft über das Netz fehlt die autoritative Stimme; es bleibt nur das in ASCII formulierte Argument übrig.

Die Netzgemeinde, einem aus solider Kenntnis gespeisten Urteil meiner lieben Freunde zufolge, eine Horde von kommunikationsgestörten Narzißten, hat eine gewaltige antikapitalistische Unterströmung. Nirgendwo gibt es eine solch exzellent funktionierende Verbraucheraufklärung über all die Segnungen der Konsumgesellschaft wie im Netz. Das alles zum nicht geringen Mißmut der Produzenten. Und jeder Softwareproduzent, der eine kommerziell vielversprechende Software entwickelt, ist sich der Gefahr bewußt, daß morgen eine mindestens genau so gute Konkurrenzsoftware kostenlos abholbereit irgendwo im Netz liegt und ihm die Geschäfte verdirbt. Systeme solcher Größenordnung sind nicht allein zu entwickeln. Also entstehen Gemeinden im Netz, die gemeinsam aus vielen Einzelbeiträgen immer bessere Versionen stricken. Dabei kommunizieren sie sogar! Sie sind zwar meist kommunikationsgestört, wenn es um den Unter- oder den Überbau, den Mehrwert und die 3. Internationale geht, aber notfalls kann man sich auch über Pipes, Sockets, h-Files und die Nachteile unvorsichtigen Castings unterhalten.

Neue Unübersichtlichkeit

Als unser Vorfahr vom Baume stieg und dessen nähere Umgebung musterte, fand er diese äußerst unübersichtlich. Fühlte er sich davon bedroht, so kletterte er schuttsuchend wieder auf den Baum zurück. Fand er sie

eher interessant, so beschäftigte er sich eingehend mit ihr, begriff die neuen Möglichkeiten und fand in ihr zu neuen Lebensformen. Das setzte sich fort beim Übergang in Horden, Stämme, Dörfer und Städte. Alle Übergänge waren verbunden mit Verlust von Vertrautheit, Überschaubarkeit der Lebensumstände, aber auch mit einem gesteigerten Angebot an Möglichkeiten und an Kommunikationspartnern. War man in der Horde noch auf die Kommunikation mit allen Mitgliedern angewiesen, so konnte man sich in den größeren Gemeinschaften die einem genehmen Partner aussuchen und mit ihnen Zweckgemeinschaften, z. B. den *Verein Saarbrücker Hefte*, gründen.

In der Fortsetzung dieser Entwicklung sehe ich die Neigung mancher Zeitgenossen, sich weltweit Kommunikationspartner im Internet zu suchen. So finden sich kooperierende Wissenschaftler, religiöse Minderheiten, Musikliebhaber, unter unheilbarem Schluckauf Leidende, Pädophile und politische Extremisten. Daß einem manche Gruppen sympathischer sind als andere, ist wohl Konsens; daß man die unsympathischen aber trotzdem nicht rauswerfen kann, scheint unvermeidlich zu sein.

Den geschilderten Prozeß der Globalisierung unserer Beziehungen mag man begrüßen oder beklagen, daß aber ausgerechnet der vorerst letzte Schritt, nämlich der in die weltweite Vernetzung, die Menschheit ruinieren wird, ist mir noch nicht plausibel.

Linke und Rechte

Über die Koexistenz von Linken wie Rechten im Netz kann man denken, wie man will. Daß sich die Rechten geschickter präsentieren als die Linken, kann man dem Netz schlechterdings nicht anlasten. Außerdem, der Sigismund kann nichts dafür, daß er so schön ist, und das Netz nichts dafür, daß nicht nur linke Köpfe, sondern auch linke Rechner am Sonntagmorgen noch benebelt der Ruhe bedürfen, wie eine Inspektion des Netzes durch die Redaktion zeigte.

Anarchie und Effektivität

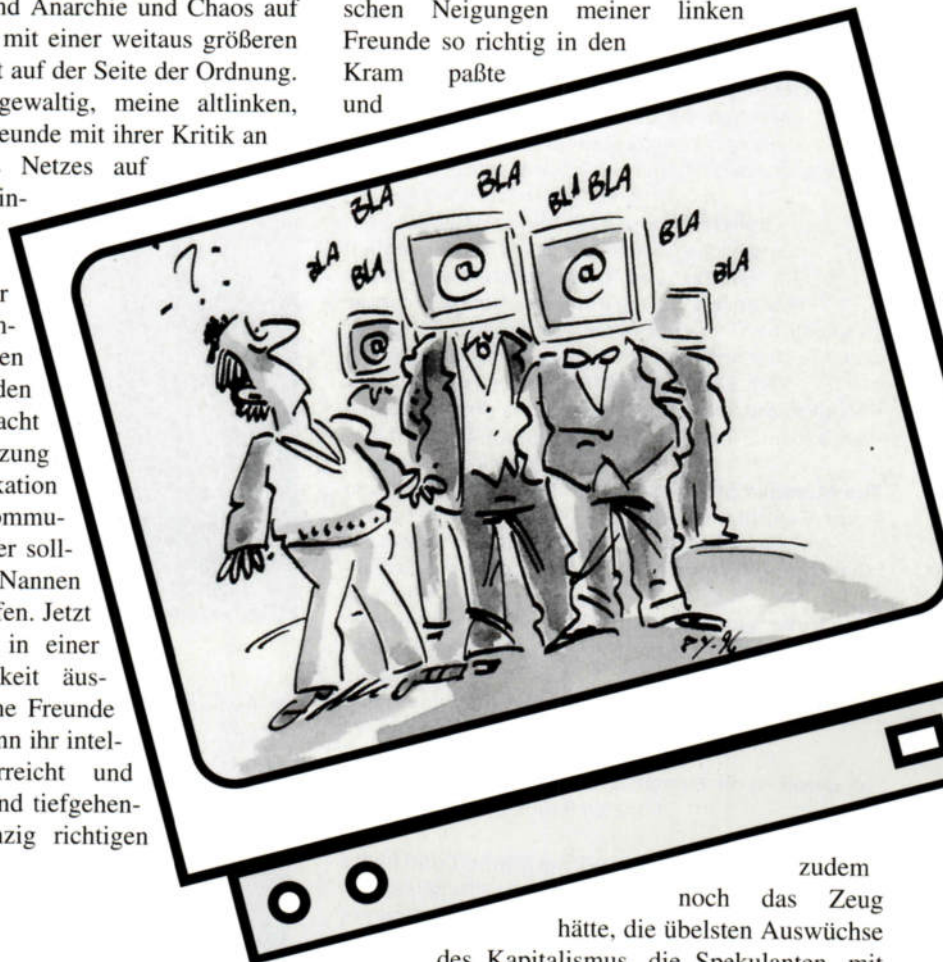
Es gibt einen uralten Gegensatz zwischen Ordnung, Disziplin und Kontrolle auf der einen Seite und Anarchie und Chaos auf der anderen, natürlich mit einer weitaus größeren Chance auf Effektivität auf der Seite der Ordnung. Es überrascht mich gewaltig, meine altlinken, dabei unorthodoxen Freunde mit ihrer Kritik an der Ineffektivität des Netzes auf genau dieser Seite zu finden.

Was haben wir in den berühmten 68er-Tagen die in wenigen Händen konzentrierte Pressemacht beklagt und die Ersetzung der Einwegekommunikation durch die Mehrwegekommunikation gefordert; jeder sollte sein Augstein, sein Nannen und sein Röhl sein dürfen. Jetzt kann sich jedermann in einer weltweiten Öffentlichkeit äußern; bloß stellen meine Freunde fest, daß nicht jedermann ihr intellektuelles Niveau erreicht und schon gar nicht aufgrund tiefgehender Analysen zur einzig richtigen Meinung kommt.

Wirtschaftliche Erwartungen

Natürlich ist es gespenstisch, wenn eine Firma wie Netscape mit 80 Millionen Dollar Jahresumsatz und 3,4 Millionen Dollar Jahresverlust an der Börse zeitweise mit einem Wert von 8 Milliarden Dollar notiert wird. Dies symbolisiert die gigantischen Erwartungen an Geschäfte im und mit dem Netz. Aber, warum beschweren sich meine linken Freunde? Sie sollten doch froh sein, daß endlich das todsichere Mittel gefunden wurde, an dem der totgeweihte Kapitalismus sich überfrüßt und an dem er ersticken wird.

Lieber Leser, Du spürst meine tiefe Enttäuschung. Jetzt dachte ich, daß die Informatik endlich etwas produziert hätte, das den anarchischen und antikapitalistischen Neigungen meiner linken Freunde so richtig in den Kram paßte und



zudem noch das Zeug hätte, die übelsten Auswüchse des Kapitalismus, die Spekulanten, mit allergrößter Sicherheit in den Ruin zu treiben; aber was tun meine linken Freunde, statt Jubelorgien auf das Netz zu feiern. Sie glauben nicht mal ernstlich, daß es das Netz wirklich gibt.

Internet an der HBK Saar

SUBconsciousNET ist ein multimediales Internet-Projekt im WorldWideWeb.

Regiert von t_daemon bietet sein mysteriöser Datenteich einen Sammel- und Treffpunkt für Kunst- und Designprojekte, die speziell für das neue künstlerische Medium Internet erstellt werden. Zur Zeit beherbergt "SUBconsciousNET" acht verschiedene von Studenten realisierte Projekte.

INTERNETgraffiti ist eine Umsetzung des Graffiti-Sprühens für das Netz. Besucher können Ihre anonymen Nachrichten an den Netzwänden hinterlassen. Thema des Projekts ist die Frage der Kontrollierbarkeit des Netzes.

Splitted! verleiht Gefühlen und Instinkten menschliche Gestalt und lässt Sie in bewegtem Bild, Text und Ton für sich selbst sprechen.

"PleasurePets" ist ein ironisches Netzspiel für die weiblichen Besucher, in dem Jungs die Spielfiguren sind. Mit Humor an das Thema der Geschlechterrollen.

17th FLOOR PRODUCTIONS ist ein virtuelles Musikstudio, die Besucher können in diesen Räumen aus Bild und Ton die reell/virtuellen Musiker und Ihre digitale Musik kennenlernen.

The Marshes of Glynn, eine innovative Übertragung von Gedichten in Wort, Ton und Bild, macht Lyrik in Synthese mit Musik erlebbar. Ein neues System zur Gedichtübersetzung und eine völlig neue Art Gedichte zu erfahren.

The Robe, ein Weltgewand im reellen und virtuellen Raum, als Ausdruck und Erfahrung von Globaler Kommunikation.

The IInd Temple ist ein Labyrinth aus Bildern und Statements, in dem die Weltenreligionen aufeinandertreffen.

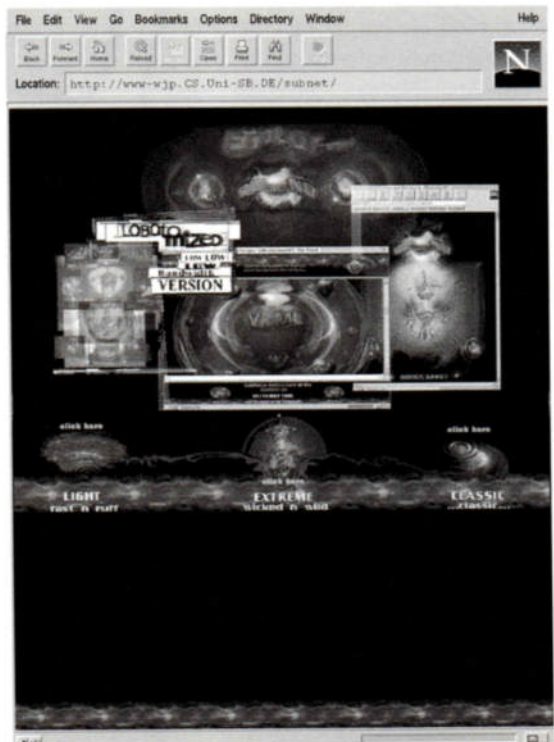
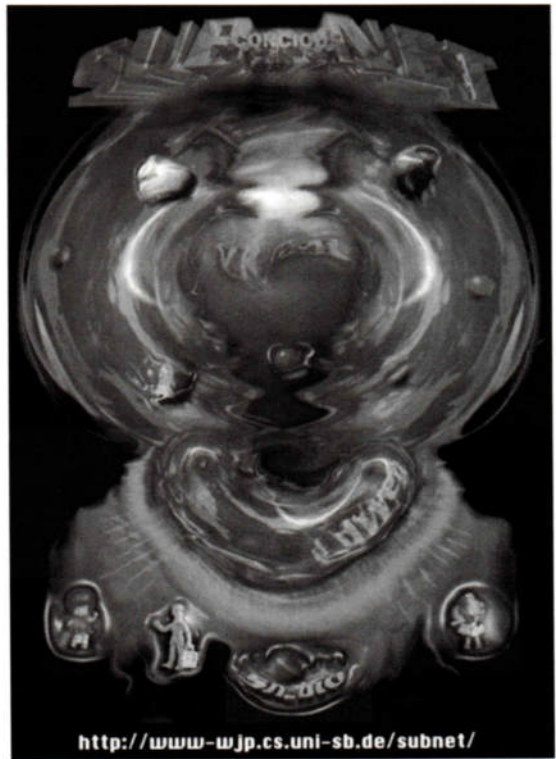
d_dwell ist die Heimat von t_daemon im dreidimensionalen Raum, eine VRML-Welt.

Das Projekt wird geleitet von Sue Machert und Bernd Diemer, die technische Leitung liegt bei Volker Hofmeyer.

SUBconsciousNET entstand in Zusammenarbeit der HBK Saarbrücken, der Universität der Saarlandes, Fachbereich Informatik Prof. Paul und der FH Kunst und Design Hannover, im Zeitraum von einem Jahr und ist seit Herbst 1995 online....

SUBconsciousNET hat bisher zwei Preise erhalten, die interActiva 95 und den saarländischen Multi - Media - Preis 96 und wurde bei zahlreichen internationalen Festivals und Institutionen gezeigt. Online wird **SUBconsciousNET** unter folgender Adresse in drei verschiedenen Versionen angeboten:

[http:// www-wjp.cs.uni-sb.de/subnet/](http://www-wjp.cs.uni-sb.de/subnet/)



Bekenntnisse eines Netzbe- schmutzers

Von Hans Horch

Venedig hat etwas Morbides, der Ruhestand ist wohlverdient, die Richterskala ist nach oben offen, und Linke sind dogmatisch. So sehr, daß man immer im voraus weiß, was sie sagen werden. Fragte neu-lich mal ein Linker seinen sonst immer ironisch-distanzierten, vom Netz aber ganz gefangenen Freund: Was kostet der Spaß, und wer bezahlt ihn? Da wußte der andere sofort, daß dies keine neugierige Frage war, sondern die kaum verhüllte Behauptung einer finanzkapitalistischen Verschwörung. Aber böse war er seinem linken Freund deshalb nicht. Denn der ist ja ganz brauchbar. Der ausgewogene Freund ist nämlich ein nüchterner, aufgeklärter, skeptischer Mensch, dem ideologisches Denken fremd ist. Wenn er aber trotzdem einmal von einem gefestigten Glauben befallen wird, dann kündigt er davon nicht in einem Credo, sondern er trägt eine Kritik vor dessen, von dem er glaubt, daß sein linker Freund es glaubt. Wie sagt nun aber das Sprichwort: Wenn einer, der den Esel meint, die Katze im Sack haut, dann schallt dort heraus, was des Pudels Kern ist, nämlich ein **KOMMUNIKATIONÄRES MANIFEST** in fünf Thesen, welches hier alsogleich einem gnadenlosen Schauprozeß unterzogen werden soll.

1 Das Netz ist spontan entstanden, ohne privatkapitalistisches Profit- und staatliches Herrschaftsinteresse

Daß Staaten ihre Wissenschaftler verwöhnen, verwundert den Linken nicht – bei der Wissenschaft. Daß die Netzgemeinde sich ans staatlich finanzierte Wissenschaftsnetz dranhängt und es umfunktioniert hat, auch das schluckt der Linke ohne mit der Wimper zu zucken. Denn er hat schon einmal davon läuten gehört, daß nicht alles auf dieser Welt von Staat und Kapital inszeniert und organisiert wird. Er kann zur Untermauerung dieser Lehre sogar selbständig ein Beispiel beisteuern: die Linke. Die hat schon vor 130 Jahren ein prä-

lektronisches Forum zur internationalen Diskussion gewerkschaftlicher Strategiefragen gegründet und als Hauptsponsor, verwirrend genug, einen Kapitalisten aus Manchester gewonnen.

Okay, das sind alte Schoten. Aber auch für die heutige Netzgemeinde ist dem linken Jargon längst ein Begriff geläufig: Da handelt es sich wohl um eine Neue Soziale Bewegung, das ist so etwas wie die Frauen-, Bürgerinitiativ-, Öko-, Friedens- oder Alternativbewegung, halt mit anderen Inhalten und so wenig weltenstürzend wie diese – entgegen Eigenwahrnehmung – waren oder sind. Und ähnlich vielleicht auch der Freie-Radio-Bewegung in Frankreich seinerzeit, von der noch zu reden sein wird.

2 Die Netzgemeinde kommuniziert miteinander, sogar über weite Entfernungen hinweg.

Das freut mich für sie. Bloß soll sie nicht so tun, als hätte sie die Kommunikation erfunden. Philatelisten, Taubenzüchter, die Veteranen des Deutschen Rhönradbundes, die HIAG und sogar die Eisenbahner mit Nebenerwerbslandwirtschaft – auch sie kommunizieren seit altersher über weite Distanzen, ja international. Mit Hilfe von Verbandsblättchen und Delegiertenkonferenzen etwa. Ersteres ist nicht so furchtbar *online*, läßt aber Zeit, um zu überlegen, was man sagt.

Die scheinen sich die Netzbewohner, soweit ich sie kennenlernte, nicht immer zu nehmen. Jedenfalls, als ich einmal meine liebe Gewohnheit aufgab, nicht zur Kenntnis zu nehmen, was mir nicht paßt, und mich *with a little help from my friends* durchs Netz tastete, da las ich beispielsweise einige Kommentare zu neueren Filmen und Büchern, die, was etwas heißen will, noch doofer waren als das Feuilleton der Saarbrücker Zeitung. Die virtuelle Diözese des Bischofs Gaillot regte mich doch sehr zum Nach-

denken an mit ihrer Botschaft, Sex sei etwas sehr sehr Schönes, und was die zapatistischen Rebellen in Mexiko mitteilten, das hätten sie wohl besser zur Abschreckung der Regierungsarmee eingesetzt. Das soll natürlich nicht heißen, daß ich einen Tip nicht zu schätzen wüßte, wie man sich notfalls mit der linken Hand die Zehennägel schneidet. Andererseits ist mir solche Aufklärung nicht so teuer, daß ich den Gegenwert monatelanger Arbeit gegen einen Computer samt allem zugehörigen Brimborium eintauschen und weitere kostbare Lebenszeit opfern würde, um mir in den einschlägigen Volkshochschulkursen das nötige Know how beibiegen zu lassen.

Von dieser Absicht bringen mich übrigens auch die Informationsangebote all der Institutionen, Organisationen und Unternehmen nicht ab, die sich ins Netz gedrängt haben und die wohl die Masse dessen stellen, was es dem Privatmenschen zu bieten hat. Da habe ich nämlich *online with the White House* erfahren, daß der Präsident der Vereinigten Staaten Bill Clinton heißt, was mich verwunderte. Die SPD Saar lud zu einem Ratespiel ein, das mich gar zur Interaktivität animierte. Die Fragen waren zwar so, wie zu erwarten, aber der Hauptpreis weckte meine Begehrlichkeit: ein Abendessen mit Reinhard Klimmt. Leider habe ich statt dessen nur ein *mou-sepad* gewonnen, das scheußlich geschmeckt hat, woran aber zugegebenermaßen nicht das Netz schuld ist. Obwohl das *Surfing* im Cyberspace insgesamt so anregend war wie das Blättern im Otto-Katalog, lernte ich schließlich doch etwas dabei: daß nämlich die Netzfrennde in ihrer Begeisterung Gegenwart und eventuelle Zukunft nicht unterscheiden können. Freund B. hatte mir ernsthaft versichert, per Netz könne man virtuell durch die Galerien der Welt spazieren. Ich schaute beim Louvre nach. Auf dem Bildschirm erschien ein popliger Prospekt mit dürftigen Angaben über Eintrittspreise und Öffnungszeiten. Das Museum of Contemporary Art in Dallas wartete mit einem zigaretenschachtelgroßen Pollock auf. Als ich meiner Netz-Ariadne von diesem dürftigen Ergebnis erzählte, erklärte die mich für schief gewickelt. Die virtuelle Galerie gibt es, basta. Obwohl auch sie sie noch nicht gesehen hatte.



Die Gemeinde ist und bleibt, wie sie entstand: Sie hat antikapitalistische, ja anarchistische Unterströmungen.

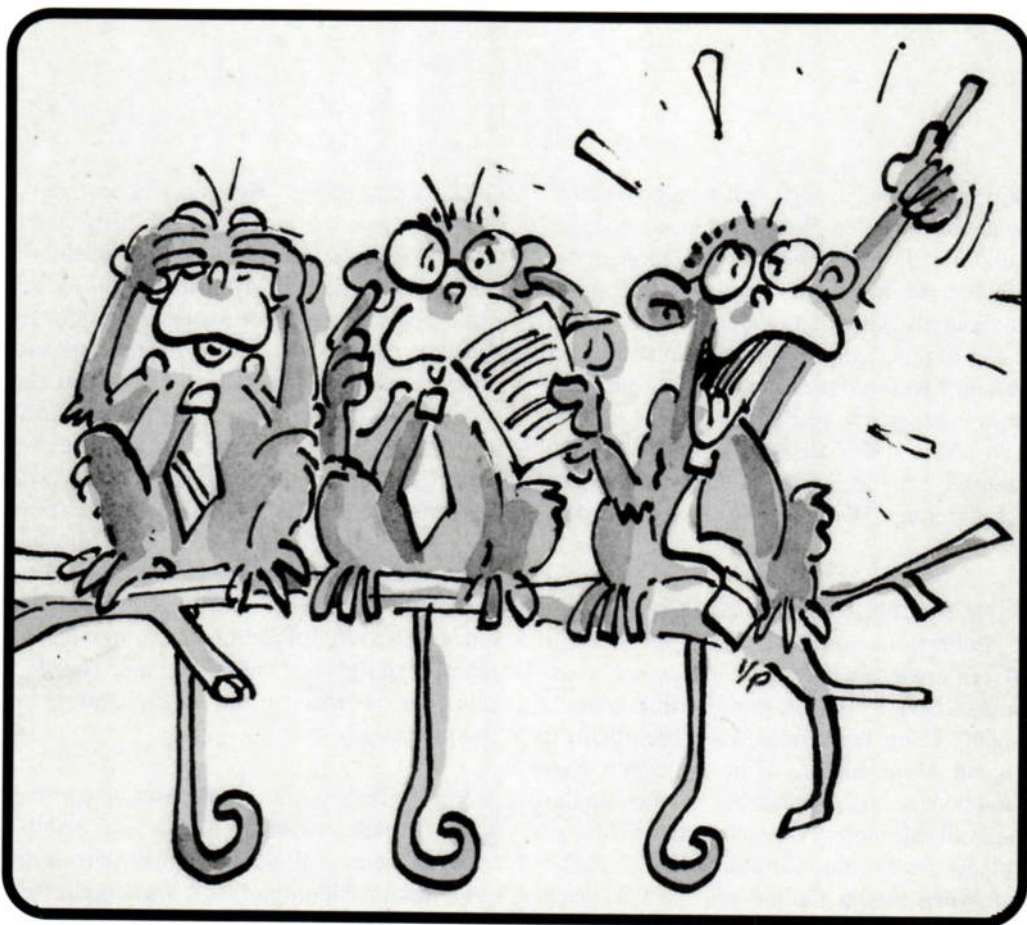
Immerhin schön, daß Antikapitalismus und Anarchie als was Gutes anerkannt werden. Aber: Nicht alles, was außerhalb der durch Staatsgewalt und Geldmacht organisierten Gefilde entsteht, ist deshalb schon gegen selbige (da kenne ich auch ein Beispiel: die Rechte).



Wenn nun also die Netzgemeinde über die Qualität von Produkten besser informiert als die Stiftung Warentest, dann mag das für manches Unternehmen verdröblich sein, es ist durchaus im Sinne des Kapitals als Ganzem, das ja nicht vom Beschluß, sondern einer von Markttransparenz angestoßenen permanenten Steigerung der Produktivität der Arbeit lebt. König Kunde ist eine Schimäre. Der Kunde ist allenfalls Wächter der marktvermittelten Zwänge. Das Fett, das er den Produzenten der von ihm begehrten Waren gibt, kriegt er zurück von den Käufern seines Krempels. Je transparenter der Markt, desto geringer die Chance auf ein Entspannungspäuschen im Betrieb. Nicht sehr antikapitalistisch das, eher auf der Seite der (Markt-)Ordnung.



Wenn allerdings die Netzgemeinde freie Software dealt, dann ist das sehr wohl gegen das Grundgesetz des Kapitals. Aber von welcher Seite her! Da arbeiten Leute unbezahlt Tag und Nacht an der Entwicklung von Arbeitsinstrumenten, die sie anderen Arbeitsgeilen einfach schenken. Solch totale Verinnerlichung des Arbeitszwangs, diese absolute Selbstunterwerfung, kann das Kapital so wenig tolerieren wie die Kirche eine sündenfreie Gemeinde: Beide verlören ihre Existenzberechtigung. Die Kirche wird, Satan sei Dank, in diese Verlegenheit nicht kommen, das Kapital wird sich zu helfen wissen: Da selbst der leidenschaftlichste Informatiker sich nicht von Daten oder *virtual food* ernähren kann, auf der anderen Seite (siehe dazu unten) erkleckliche Summen locken, wird es nicht lange dauern, bis die ins Softwaretüfteln verliebten Amateure ins Profilager überwechseln.



4

Das Netz ermöglicht herrschaftsfreie Öffentlichkeit.

Daß es solche nicht gibt, liegt nicht an mangelnden technischen Chancen. Technisch gesehen genügen zur Herstellung von Öffentlichkeit bedrucktes Papier in wirksamer Verteilung, trockene und zur Not beheizte Versammlungsräume sowie ausreichend Kaffee, Wein und Zigaretten. Sogar Radio und Fernsehen, zumal in Verbindung mit dem Telefon, könnten gute Instrumente demokratischer Verständigung abgeben. Jedenfalls sind sie nicht aus technischen Gründen dazu verdammt, leeres Stroh zu dreschen oder den Disput zu karikieren in dümmlichen Blubbersendungen. Öffentlichkeit setzt voraus, daß sie gewollt wird, daß die

Leute die Zeit haben, sich um ihre Angelegenheiten zu kümmern, und natürlich auch, daß die einen die anderen nicht partout missionieren, die anderen die einen aber auch nicht zwingen wollen, stets zum Heiligen Sowohlalsauch zu beten, bevor sie etwas sagen.

N

un spricht zwar manches dafür, daß immer mehr Leute immer mehr Zeit haben werden. Aber just die fallen aus der öffentlichen Sphäre heraus, während der Rest so intensiv beschäftigt wird, daß er gar nicht auf die Idee kommt, öffentliche Diskussion zum Zwecke der Selbstbestimmung zu wollen. Öffentlichkeit wird also nicht verhindert durch unzureichende Technik, sondern weil die in die Gesell-

schaft eingelassenen Zwänge und Abhängigkeiten und Antagonismen den Wunsch danach erst gar nicht aufkommen lassen. Und in Situationen wie der heutigen ist trotz oder wegen verbesserter Kommunikationstechnik eher damit zu rechnen, daß die aufdringliche Schaumschlägerei, die unter dem Namen Medien daherkommt, noch dümmer, verlogener und aggressiver werden wird, als sie schon ist. Mit Hilfe der intelligenten Technik Fernsehen wird mehr zur Verblödung beigetragen als zur Aufklärung. Dem Netz wird's nicht anders gehen.

Alle einschlägigen Versuche, Gegenöffentlichkeit herzustellen, haben experimentell erwiesen, daß es in einer von ökonomischen & sozialen Abhängigkeiten strukturierten Gesellschaft keine herrschaftsfreie Öffentlichkeit geben kann – jedenfalls nicht außerhalb von Bruchsituationen, auf Dauer, in institutioneller Form und mit relevantem Gewicht. Man sieht's an der Auflage der taz und der Saarbrücker Hefte. Von den vielen Freien Radios von einst ist nach kurzer Zeit nichts weiter übrig geblieben als besonders schwachsinnige, plärrende Reklameschreier. Weil die Bürger als Kunden notgedrungen der Werbewirtschaft ihr Scherflein entrichten, die Bürger als Bürger aber nicht freiwillig die Instanzen einer herrschaftsfreien Öffentlichkeit finanzieren. Daß das Netz vor solcher Entwicklung gefeit sein solle, glaube ich nicht. Sollte ich mich irren, würde ich mich riesig freuen. Und im übrigen bin ich der Meinung, daß die Saarbrücker Hefte ans Netz gehen sollten.

5 Gierige Spekulanten greifen nach dem Netz, aber die Gemeinde versalzt ihnen die Suppe.

Ich drücke der Gemeinde die Daumen, wette aber nicht auf ihren Sieg. Zwar werden die Spekulanten, die in den Netzen das ganz große Geschäft wittern, auf die Nase fallen. Sie werden damit nicht den Kapitalismus, der heute noch viel größere Flops vertragen kann, ruinieren (was den Linken, der aus den Folgen der Weltwirtschaftskrise gelernt hat, beruhigt). Und ihre Pleite wird ihren eigenen Fehleinschätzungen geschuldet sein und nicht der Pffiffigkeit der Gemeinde.

Ich würde Netscape-Aktien aus zwei Gründen nicht kaufen. Zum einen wird die derzeit so hoch gehandelte Erwartung, daß bald jeder Wohlstandsbürger sich mit einer Mischung von Fernseher und Computer versehen werde, um vor diesem Kasten angenagelt zu arbeiten, einzukaufen, sich zu bilden und zu informieren, sich zu amüsieren und mit seinen Mitmenschen zu kommunizieren, enttäuscht werden. Dafür ist die Technik nicht weit genug gediehen, und die angepeilten Kunden sind nun einmal soziale Wesen, mit denen man nicht alles machen kann, was technisch vorstellbar ist. Zum zweiten wird sich bald zeigen, daß die geradezu weltrevolutionären Wirkungen auf Ökonomie, Gesellschaft, Politik und Kultur, die den Netzen zugeschrieben werden, einer illusionären Ideologie entspringen.

Netze werden ihre Bedeutung dort behalten und ausbauen, wo es sie bereits gibt: beim Militär, im (naturwissenschaftlichen und technologischen) Wissenschaftsbetrieb und in der Organisation des internationalen Geldverkehrs. Ihr Wirkungen auf die Kulturindustrie kann ich nicht ermessen, denke aber, daß da keine großen Expansionschancen mehr sind: noch mehr Schwachsinn, das ist kaum vorstellbar. Netze werden bei den Reformen von staatlichen und Konzernverwaltungen, von Banken und Versicherungen und der Logistik in Produktion und Distribution sicherlich neue Anwendungsgebiete finden. Aber darin äußert sich Kontinuität, nicht Bruch oder neue Qualität. Es ist die konsequente Fortsetzung längst in Gang befindlicher Rationalisierungen, die in Zukunft wie in der Vergangenheit auch bei weitem nicht die extremen Folgen haben werden, die man ihnen notorisch attestiert. Das alles reicht also nicht für eine Revolution. Die Annahme des Gegenteils beruht nicht auf gesicherter Erkenntnis, sondern auf Religion. Was im folgenden erläutert werden soll.

Fortschrittsglaube in Zeiten von Künstlicher Intelligenz und Rinderwahnsinn

Ihre Fans neigen dazu, die durch Netze neu eröffneten technischen Möglichkeiten oder das Tempo ihrer Realisierung gewaltig zu überschätzen. Ihre

Es gibt Nationales im Globalen

Das Internet ist ein Zusammenschluß vieler nationaler Rechnernetze. Es symbolisiert die Globalisierung kulturellen, medialen und wirtschaftlichen Geschehens und eignet sich deshalb trefflich als Träger der Angst vor dem Verlust nationaler oder regionaler Identität. Deshalb überrascht es vielleicht, daß sich in der Entstehungsgeschichte und der Betriebsart der nationalen Netze, aus denen das Internet zusammengewachsen ist, nationale Eigenschaften widerspiegeln

In Deutschland gibt es das Wissenschaftsnetz (WIN), welches selbstverständlich von einer „Behörde“ dem DFN-Verein (Deutsches Forschungsnetz) verwaltet wird. Im segensreichen Wirken dieser Behörde findet man viel wieder, was den Wirtschaftsstandort Deutschland auszeichnet, nämlich Regelungswut, fehlenden Sachverstand, ein merkwürdiges Verhältnis zum Konzept Dienstleistung und die Unfähigkeit, die bei der Telekom überteuert eingekauften Netzkapazitäten auch tatsächlich einzuklagen. Bund und Länder werden deshalb, solange die Telekom noch das Monopol hat, mit schlechten Leistungen und überhöhten Kosten zur Ader gelassen.

In Frankreich würde man Ausprägungen des wohlbekannten Zentralismus erwarten. Tatsächlich, es gibt ihn oder zumindest es gab es ihn. Wenn doch schon ein Informatiker mit dem Zug schneller von Lyon nach Toulouse über Paris kommt, dann ist doch nicht einzusehen, weshalb seine Datenpakete diesen Umweg nicht auch nehmen sollten. Also

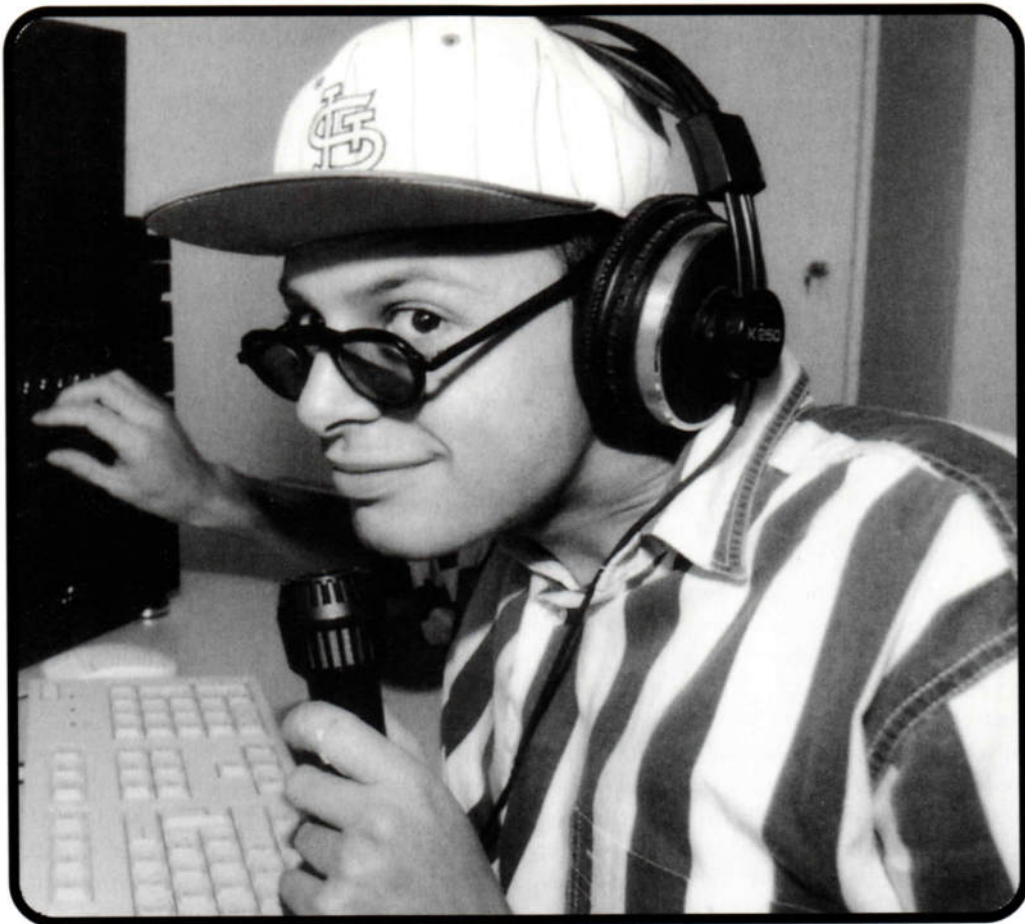
wurden sie auch über Paris geschickt. Das Ergebnis war ein gewaltiger Stau auf dem Datenpériphérique.

England ist bekannt für eine gewisse sympathische Unangepaßtheit. Linksverkehr und Pfefferminzsoße auf verrücktem Rindfleisch bezeugen dies. In dieser Konsequenz bestanden die Engländer darauf, daß man Internet-Adressen auch umgekehrt wie sonstwo üblich schreiben können sollte. Also links fahren und zum Ausgleich Internetadressen von rechts nach links schreiben. Kurze Erläuterung zum Aufbau der Internet-Adressen: Eine postalische Adresse besteht aus Vorname Name, Straße Hausnummer, PLZ Ort und evtl. Land. Eine Internet-Adresse sieht folgendermaßen aus Nutzer@Host.Domain.Nationalkennzeichen. Der Schreiber dieser Zeilen z. B. hat die Adresse wi'helm@cs.uni-sb.de. 'cs' steht dabei für 'Computer Science', 'uni-sb' für Universität Saarbrücken und 'de' für 'Deutschland'. Ein britisches Mailprogramm kennt, wie oben gesagt, zwei Lesarten, nämlich zusätzlich die Lesart wilhelm@de.uni-sb.cs'. 'cs' ist eine im englischsprachigen Raum recht häufige Abkürzung für Informatik-Fachbereiche. Jetzt stelle man sich vor, was passierte, als 1990 die Tschechoslowakei ans Netz ging und unvernünftigerweise auf dem Nationalkennzeichen 'cs' bestand. Tonnenweise landete elektronische Post, die aus England an irgendwelche 'cs'-abgekürzte Informatikadressen geschickt wurde, in irgendwelchen verzweifelten Rechnern in Böhmen, Mähren und der Slowakei.

Prophezeiungen über die gesellschaftsverändernden Wirkungen der Netze gleichen Delirien. Aber noch nicht einmal das ist neu. Utopien über durch neue Erfindungen ausgelöste soziale Revolutionen oder von neuen Techniken strukturierte Gesellschaften sind uralte Wegbegleiter einer Gesellschaft, die in ihrer Komplexität dergleichen monokausal-reduktionistische Determinationsmärchen gleichermaßen provoziert und Lügen straft. Ende der Achtziger, Anfang der Neunziger haben sich lediglich die Vorzeichen der Utopien geändert. Die

damals vorherrschenden apokalyptischen Szenarien sind abgelöst worden durch hoffnungstrunkene Prophezeiungen. Warum, das will ich hier zu erklären versuchen.

 er Glaube an die menschheitserlösende Kraft des technischen Fortschritts ist gleichzeitig mit einer anderen Ideologie des 19. Jahrhunderts wiedergekehrt: mit dem Wirtschaftsliberalismus, dem Glauben, daß eine von staatlicher Regulierung möglichst wenig behelligte



Marktwirtschaft zur vollkommenen Harmonie der Gesellschaft führe. Die neoliberale Lehre ist durch die Realitäten längst widerlegt. Aber just das hat dahin geführt, daß sie sich zu grimmigen Fundamentalismen verhärtet haben. Mrs. Thatcher hat im Großversuch bewiesen, daß Deregulierungs- und Lohnsenkungspolitik wohl die Reichen reicher und die Armen ärmer macht, nicht aber den versprochenen Aufschwung einbringt. Die immer schon niedrige Staatsquote und die Niedriglöhne in den USA haben ihren keineswegs einen „Standortvorteil“, d.h. höhere Wachstumsraten, beschert, dafür aber reichlich soziale Probleme und politische Verrücktheiten. Ungeachtet dessen künden Wissenschaft und Presse unisono die neoliberale Lehre. Daß diese von den Gewinnern der Deregulierungspolitik gierig aufgegriffen wird, ist nicht verwunderlich. Daß aber Politik und Öffentlich-

keit ihre Sorge um die soziale Integration und die politische Stabilität offenkundigen Lügen opfern und daß auch die realen und potentiellen Verlierer, nämlich all die, die nun steigendem Disziplinierungsdruck und sinkendem Lebensstandard ausgesetzt werden, zunehmend und mit wachsender Inbrunst die Pressephrasen nachbeten, dies verlangt nach einer ideologiekritischen Untersuchung.



hnlich verhält es sich mit dem Fortschrittsglauben. Seine Anhänger meinen, daß Leittechnologien und daraus entspringende neue Produkte die Motoren anhaltender Auswärtsentwicklung immer schon gewesen seien und daß solches sich wiederholen müsse. Die Wachstumsraten der Nachkriegsjahrzehnte führen sie auf das fließbandmäßig produzierte

Automobil und alle seine Folgewirkungen, etwa auf den Städte- und Straßenbau, die Neuorganisation des Handels etc. pp. zurück. Ein Analogieschluß führt sie auf die Suche nach den technischen Neuerungen und neuen Produkten, die die Kerne einer neuen aufsteigenden langen Konjunkturwelle sein sollen. Diese Suche hat sie schon häufig in die Irre geführt, und darauf reagieren sie nach Fundamentalistenart: mit jeder Niederlage steigert sich die Siegesgewißheit. Atomkraftwerke, Transrapidzüge, Künstliche Intelligenz und auch gewisse Fortschritte in der Rindfleischproduktion können sie nicht erschüttern, im Gegenteil. An die große Techno-Utopie der sechziger Jahre, die Kybernetische Gesellschaft, mag sich keiner mehr erinnern, und die computergesteuerte vollautomatische Fabrik der siebziger, sie ist nie entstanden. Die Satelliten, mit denen Spekulanten die Erntequalität der ganzen Welt beobachten, sie waren hochfliegende Zeitungsenten. Die punktgenau treffenden Raketen, die das Land anfangs der achtziger Jahre so erregten: es hat sie nie gegeben. Versuche der Golfkriegspropaganda, das Gegenteil auf dem Bildschirm zu beweisen, sind aus im Labor getürkten „Animationen“, im Klartext: Fälschungen, hervorgegangen.

Wenn diese eklatanten und – zumindest im Falle der Ariane-Raketen – auch großartigen Niederlagen die Technikgläubigen schon nicht in Zweifel stürzten, dann konnten sie erst recht nicht wahrnehmen, daß eine weitere und nun ganz entscheidende Prognose sich nicht erfüllt hat: Die Einführung der EDV in allen staatlichen und privaten Verwaltungen und die Computerunterstützung in der Produktion, auch sie sollten die Ökonomie zu neuen Höhen führen. Taten's aber nicht. Woraus folgt, daß noch mehr und noch neuere Technologien her müssen.

Daß Fortschrittsglaube und Marktfundamentalismus gleichzeitig von den Toten auferstanden sind, ist kein Zufall. Ihre Gemeinsamkeit liegt in dem Dogma, daß die Entwicklung der Technik die Entwicklung von Ökonomie, Gesellschaft und Politik determiniere und daß ihre ungehemmte Entfaltung dem müde werdenden Kapitalismus neue Jugend einhauchen werde. Zusammen stellen Fortschritts- und Markt-

gläubigkeit – der westliche Fundamentalismus – eine ideologische Reaktion dar auf die Legitimationskrise, die eine mehr als zwanzig Jahre anhaltende lange Welle schwacher Konjunkturen der vormals allgültigen Doktrin vom Wohlfahrtsstaat beschert hat.

Während der historisch unvergleichlichen Prosperität der Nachkriegsjahrzehnte hatte sich die Überzeugung verallgemeinert, Wachstum und Wohlfahrtsstaat bedingen sich gegenseitig, und sie seien für immer die Garanten von Vollbeschäftigung, steigenden Einkommen, sozialem Interessenausgleich und stabiler Demokratie. Politik hatte ihren Erfolg und ihr Ansehen unlösbar mit dem Wachstum verknüpft. Als dieses langfristig abflachte und die sozialen Probleme anwuchsen, geriet das keynesianische Dogma in die Krise. Diese war die Chance jener Ökonomen und Politiker, die einen tollkühnen Paradigmenalto *back to the roots* riskierten und nun den Wohlfahrtsstaat, der eben noch als Schutzengel figurierte, als des Teufels hinstellten. Zu viel Staat, zu hohe Sozialkosten, das waren nun die Sündenböcke.

Ähnlich die Wahrnehmung der Technik. Am Ende der großen Prosperitätsphase waren erste Vorstellungen von den ökologischen Folgen des Kapitalismus aufgetaucht und flugs in schauerliche kulturpessimistische Prophezeiungen verwandelt worden. Auch diesen galt die Technik als die alles determinierende Kraft. Und da das Programm einer enttechnisierten Gesellschaft nicht lange tragen konnte, schlug auch auf diesem Feld bald das Pendel in die andere Richtung aus: Neue Technologien sollten nun die Umweltkrise lösen – bei Beibehaltung der ökonomischen Strukturen, die als sakrosankt galten. Damit war der neuen Fortschrittsgläubigkeit nicht nur das Tor geöffnet, sie erhielt auch ihren religiösen Drive: Technik errettet vor dem Weltuntergang.

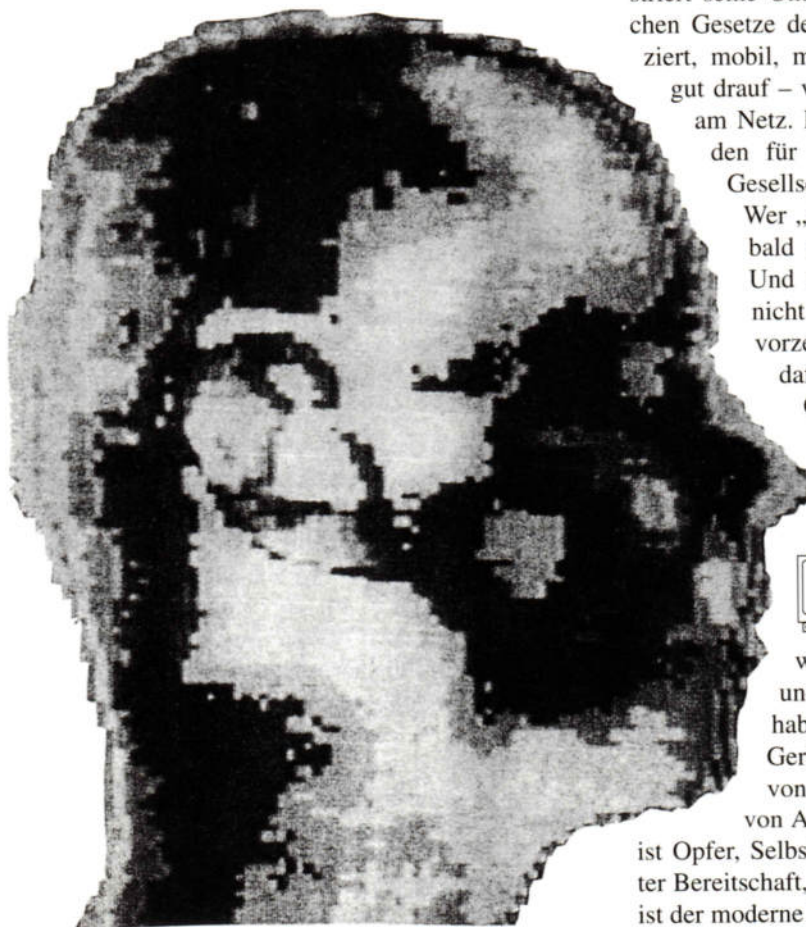
Der wiedererstandene Nimbus der Technik macht es der Propaganda leicht, einen Weg aus der Legitimationskrise des Staates zu behaupten. Die neuen Technologien, die neuen Produkte, die werden's richten.

Die Attraktivität des westlichen Fundamentalismus wird gefördert durch eine magische Formel, die „Globalisierung“ heißt. Auch diese hat, wie dies bei Ideologien so ist, ein fundamentum in re: das Kapital hat sich neue geographische Räume, vor allem in Asien, erschlossen, die Weltmarktbeziehungen sind intensiver geworden, das Kapital hat eine höhere internationale Mobilität erreicht. Aus dieser Beschleunigung der uralten Tendenz des Kapitals, die Welt in einen Markt zu verwandeln, und ihren die Konkurrenz verschärfenden Wirkungen erwächst ein neuer ideologischer Angstmacher. Triumphierende Liberale und sorgenvolle Keynesianer singen allenthalben das gleiche Lied: Das Kapital, so lautet der Refrain, entzieht sich nationaler Kontrolle und wohlfahrtsstaatlicher Regulierung. Integrierte nationale Gesellschaften interessieren es nicht mehr, es verbindet über die Welt verstreute pro-

sperierende Inseln und schaut gelassen zu, wie größere Teile der ehemals wohlfahrtsstaatlich zusammengehaltenen Gesellschaften aus der Ökonomie herausfallen. „Globalisierung“ besagt: Über den Menschen der Ersten Welt zieht sich eine neue Bedrohung zusammen, nämlich die, in die Dritte Welt verstoßen zu werden, die nicht mehr geographisch, sondern ökonomisch und sozial abgrenzbar wird. Die Exklusivität der kapitalistischen Weltgesellschaft, so wird suggeriert, wird unaufhaltsam umgestaltet. Die Welt teilt sich nicht mehr in reiche und arme Nationen, sondern in reiche und arme Sektoren – global.

Diese Drohung wirkt. Der Markt- und Technikglaube reklamiert den Anspruch, in die transnationale Gewinnergesellschaft aufgenommen zu werden. Der Markt- und Technikgläubige bietet sich dieser an, er demonstriert seine Unterwerfung unter die unabänderlichen Gesetze des Kapitals. Er zeigt sich qualifiziert, mobil, motiviert, dynamisch, gesund und gut drauf – vor allem aber gläubig. Und er ist am Netz. Das Netz ist zum Symbol geworden für die Zugehörigkeit zur globalen Gesellschaft. Wer *online* ist, ist auf Draht. Wer „die Entwicklung verschläft“, wird bald den Netzen die Schuhe putzen. Und der Staat, der Gott dem Kapital nicht die besten „Standortqualitäten“ vorzeigen kann und nicht bereit ist, dafür auch den Zusammenhalt der Gesellschaft zu opfern, der kann nicht darauf vertrauen, dereinst mit Investitionen gesegnet zu werden.

Die Angst vor dem Höhensturz wird rituell gebannt. Menschen, die fünf Überweisungen im Monat zu erledigen und drei Briefe im Jahr zu schreiben haben, rüsten sich mit den neuesten Gerätschaften und den Kenntnissen von Profis aus. Das ist das Gegenteil von Arbeitersparnis und Rationalität, es ist Opfer, Selbstkasteiung, der Beweis permanenter Bereitschaft, zu tun, was verlangt wird. Der PC ist der moderne Hausaltar.



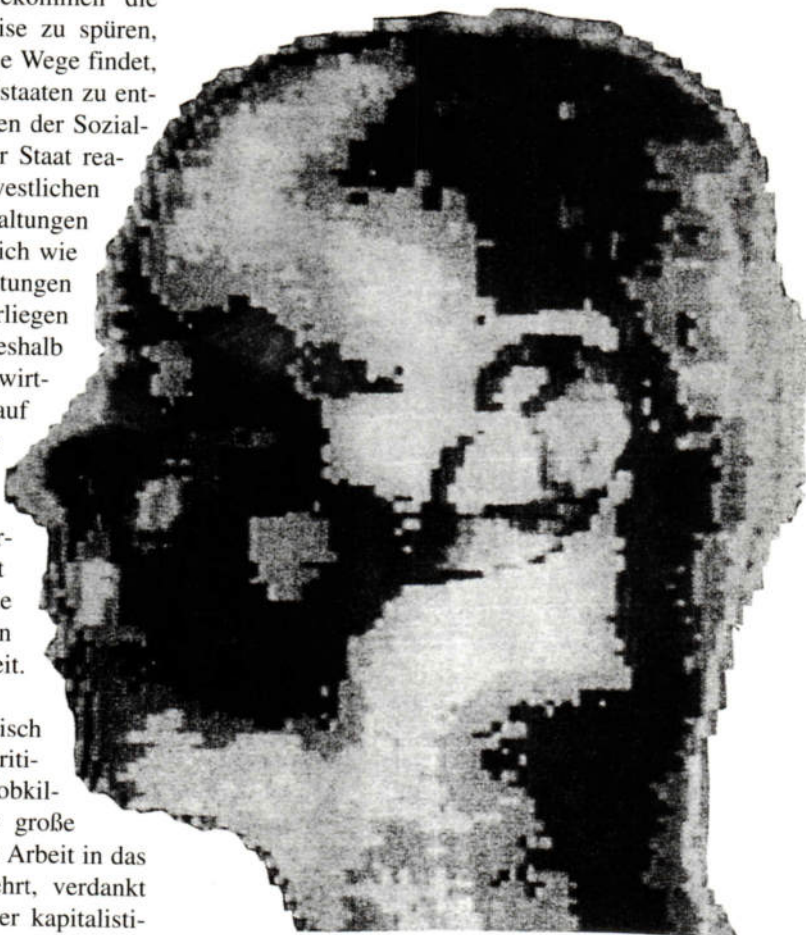
Unternehmen und Verwaltungen kaufen die jeweils neueste Software aus Gläubigkeit und ohne vernünftige Kostennutzenrechnung und Risikoabschätzung, um sich dann von dem weltberühmten Wirtschaftsinformatiker Professor Scheer sagen zu lassen: „In Deutschland wird allerdings der Wert der Produktqualität überschätzt. Insofern investiert ein deutscher Entwickler seine letzte Mark in eine Verbesserung seines Software-Produktes, während in den USA ein Softwarehaus den letzten Dollar in Marketing und Vertrieb investiert (...). Nicht die Qualität des Produktes (begründet) den Welterfolg, sondern die schnelle Marktdurchdringung.“ (SZ vom 31.5.96) Hat Scheer recht, dann ist der Selektionsmechanismus des Marktes, der den Besseren stets siegen läßt, außer Kraft gesetzt. Und das vermag nur der Glaube, der bekanntlich Berge versetzt.

Staatliche Verwaltungen bekommen die Globalisierung in der Weise zu spüren, daß das Kapital immer neue Wege findet, den Steuerforderungen der Nationalstaaten zu entkommen. Deshalb – und nicht wegen der Sozialkosten – wird das Geld knapp. Der Staat reagiert, indem er sich dem westlichen Fundamentalismus anpaßt. Verwaltungen sollen billiger arbeiten, indem sie sich wie Unternehmen verhalten. Verwaltungen aber sind keine Unternehmen, unterliegen keiner Marktkonkurrenz, und deshalb läuft jeder Versuch, sie im marktwirtschaftlichen Sinne aufzumotzen, auf noch mehr Chaos und höhere Kosten hinaus. Die einzigen, die davon profitieren, sind betrügerische Consulting-Firmen, die die Verwaltungen gegen teures Geld mit Plastikwörtern beliefern. Daß die Politik sich so leicht beschwindeln läßt, ist Folge ihrer naiven Gläubigkeit.

Religios – genauer: fetischistisch – verhalten sich auch die Kritiker, die Technologien ein Jobkiller-Image anhängen. Daß sich das große Glück der Verringerung notwendiger Arbeit in das Unglück der Arbeitslosigkeit verkehrt, verdankt sich nicht der Technik, sondern ihrer kapitalisti-

schen Anwendung. Das Kapital aber ist sakrosankt, und so macht der hasenfüßige Kritiker in fetischistischer Weise ein Ding stellvertretend verantwortlich für das bedrohliche Abstrakte. So wie der Wilde das Schlachtmesser beschimpft und bespuckt, um die Natur zu versöhnen, so bejammert der besorgte Experte „Technikfolgen“ und nicht die falsche Verwendung der Technik in falschen Verhältnissen.

Und so gibt es auch keinen vernünftigen Grund, das Jobkiller-Image von der Informatik wegzukriegen zu wollen, indem man ihr im Umkehrschluß emanzipatorische Qualitäten anzaubern möchte. Emanzipation ist eine Frage bewußter Gestaltung sozialer Verhältnisse, keine Frage der Technik. Aber trotzdem ist es schön, daß es Informatiker gibt, die emanzipatorische Hoffnungen hegen.



Die Kassenhäuschen an der Datenautobahn

Von Ingrid Matthäi

.. wo die Reise hingeht

Glaubt man den Apologeten und technikgläubigen Visionären, dann wird das Netz der Netze – auch Internet genannt

– der Transmissionsriemen sein, der uns in die Informationsgesellschaft katapultiert. Der Extremtypus unter den Bewohnern dieser neuen Welt ist der geistige Cyberspace-Nomade, der im 'globalen Dorf' lebt, kommuniziert, lernt und arbeitet, während er in der realen Welt zum physisch immobilen asozialen Monaden und emotional verarmten Solipsisten degeneriert. Teleshopping, Teleworking, Telelearning, Telemedizin und Cyber-Sex sind die Mythen der virtuellen Welt. Die Wüste Internet wird zur Lebenswelt, die Lebenswelt zur wüsten Einöde? Oder ist es genau umgekehrt – haben wir es hier mit einem Vexierbild zu tun?

Die Debatten um die neuen Informationstechnologien, ihrer Chancen und Risiken hinsichtlich wirtschaftlichen Nutzens und ökonomischer Verwertbarkeit, ihrer kulturellen und gesellschaftlichen Auswirkungen, schwanken beträchtlich zwischen emphatischen Erwartungen und kulturpessimistischen Prognosen, zwischen utopischen Ansätzen und skeptischer Distanz. Allerdings weiß noch keiner so genau, wo die Reise wirklich hingeht. Aber immer mehr erliegen der Faszination der multimedialen Welten. Erste Warnungen von amerikanischen Wissenschaftlern werden laut, daß das Internet süchtig machen kann. Netzsurfen als neue Droge?

Die Prognosen über die Anzahl der Nutzer des Internet schwanken beträchtlich. Zwischen 20 und 40 Millionen Menschen sollen sich mittlerweile weltweit schon zeitweise im Internet tummeln. Wer kann es sich da, angesichts der optimistischen Versprechen einer magischen Traumwelt, noch leisten, abseits zu stehen und als digitale Analphabeten möglicherweise den

Anschluß an die Zukunft zu verpassen? Allerdings gehört die große Mehrzahl der Cyberspace-Traveller heute noch zu den Netz-Privilegierten, die sich über subventionierte Kanäle freien Eintritt in die virtuelle Welt

verschaffen, sei es über die Scientific Community, sei es über vernetzte Arbeitsplätze in Firmen, Organisationen und Behörden. Auch die Freaks und Cracks der Internet-Gemeinde, die Hacker, erkunden Schleichwege, um auf kostenlosen Pfaden die virtuellen Welten zu bevölkern.

Doch wo bleibt der Laie und Durchschnittsbürger, wenn er von Neugier geplagt, ebenfalls die Zufahrt zur Datenautobahn sucht? Clevere Marketingstrategen großer Konzerne haben das Netz als potentielle Geldquelle entdeckt und vor dem Internet-Zugang Kassenhäuschen postiert, um Mautgebühren von den Datenreisenden zu kassieren. Otto Normalverbraucher, der Konsument par excellence, ist der umworbene Klient, der den Umsatz bringen soll. Denn alle anderen Formen der kommerziellen Vermarktung des Internet sind bisher an seinen marktaversiven, dezentralen und anarchischen Strukturen gescheitert. Chaos, Unübersichtlichkeit und Anarchie machen zentrale Kontrolle, Überwachung und Steuerung unmöglich. Eine Kapitalverwertung findet erst in dem Moment statt, wo die Information zur Ware transformiert, d.h. Warencharakter erhält und damit kommerziell ausgebeutet werden kann.

... wie Werbefernsehen und PayTV

Mußten sich bislang nur der Btx-Nachfolger T-Online, ein Ableger der deutschen Telekom, und das amerikanische Unternehmen CompuServe den deutschen Markt teilen, so sind seit kurzem neue finanzstarke Konkurrenten aufgetaucht, um sich Anteile an diesem lukrativen Geschäft zu sichern. Der amerikanische

Online-Dienst America Online hat sich im Herbst 1995 mit dem Mediengiganten Bertelsmann zu AOL-Bertelsmann zusammengeschlossen und der Burda-Verlag hat ein Konsortium gegründet, um Europe Online auf den Weg zu bringen. Bill Gates mit seinem Software-Imperium Microsoft hat die Branche aufgerüttelt, als er sein neues Betriebssystem Windows '95 mit einem integrierten Online-Zugang verknüpfte. Microsoft, so befürchten die Konkurrenten, könnte aufgrund seiner marktbeherrschenden Stellung durch Microsoft Network (MSN) zum größten Herausforderer für die anderen Online-Dienste werden. MSN hat aber derzeit noch Probleme, sein Netz mit Inhalten zu füllen und ist deshalb noch nicht sehr attraktiv für zukünftige Nutzer. Vor ähnlichen Problemen steht die Burda-Gruppe mit Europe Online, die sich deshalb erst einmal mit speziellen Angeboten direkt im Internet angesiedelt hat.

Während die proprietären Online-Dienste wie T-Online, AOL und CompuServe eigene Inhalte anbieten und ihren Gewinn primär aus Nutzergebühren erwirtschaften, verfolgt Burda ein anderes Konzept. Nicht über Clubgebühren, sondern über Werbeeinnahmen und Content-Provider-Leistungen sollen Umsätze erzielt werden. Europe Online will nach eigenen Aussagen ein „spannendes Präsentations- und Werbeumfeld für andere Unternehmen“ schaffen, also ein Werberahmenprogramm für bestimmte Zielgruppen zur Verfügung stellen. Was erfolgreich im Printmedienbereich funktioniert, soll nun im interaktiven Medium erprobt werden, obwohl bisher nahezu alle Versuche gescheitert sind, das Internet als Werbeplattform zu kommerzialisieren. Eine ähnliche Strategie wie Burda verfolgt die 'Future Group', zu der 18 Firmen aus der Computer-, Film/Fernseh-, Verlags- und Werbebranche gehören. Future Group, aber auch Microsoft in Verbindung mit der japanischen Kreditkartengesellschaft JCB sowie der Hauptverband des Deutschen Einzelhandels versuchen alle auf separaten Wegen virtuelle Einkaufszentren im Internet zu errichten. Das Angebot soll für die Nutzer, außer den üblichen Telefongebühren, kostenlos sein, während die kommerziellen Anbieter durch ihre Werbung den virtuellen Marktplatz bezahlen sollen. Daß das Konzept aufgehen wird, davon sind

die Marketingstrategen überzeugt. Denn die Nutzer der Online-Dienste in Deutschland gehören einer kaufkräftigen Klientel an: jeder dritte Haushalt mit Online-Anschluß verfügt über mehr als 5.000 Mark im Monat, 54% der Haushalte über monatlich mindestens 4.000 DM.

Die beiden unterschiedlichen Strategien der proprietären Online-Dienste zur kommerziellen Verwertung des Datennetzes lassen sich mit den heutigen Fernsehstrukturen vergleichen: Analogien zwischen Burda-Konzept und werbefinanzierten Privatsendern sowie zwischen AOL, T-Online und CompuServe zu Pay-TV werden deutlich.

Pauschalismus versus Abenteuerurlaub?

Im Gegensatz zu dem dezentral aufgebauten Internet, das unabhängige Rechner weltweit miteinander vernetzt, haben kommerzielle Online-Dienste wie AOL oder CompuServe eigene Netze aufgebaut, die über Zentralrechner gesteuert werden. Die hierarchische Struktur ermöglicht einen raschen und übersichtlichen Zugriff auf die sachlich geordneten Informationen. Einfache Benutzeroberflächen, schnelle Übertragungsgeschwindigkeiten und Schnittstellen, die einen problemlosen Übergang ins Internet bieten, verschaffen den Computerlaien Surferlebnisse, ohne daß sie zuvor ein aufwendiges EDV-Studium absolvieren müssen. Durch die zunehmende Benutzerfreundlichkeit des Internet, speziell durch seinen Multimedia-Teil (World Wide Web) mit einer graphischen Oberfläche und verschiedenen *Web-Browsern* (Suchmaschinen), wurde allerdings das Netz der Netze auch für den Laien attraktiver. Die profitorientierten Online-Dienste konnten sich diesem Druck nicht entziehen und mußten ihren Kunden Zugänge zum Internet anbieten, um konkurrenzfähig zu bleiben.

Trotz hoher Übertragungsgeschwindigkeiten kann das Surferlebnis zur Geduldssprobe werden und den Spaß nachhaltig beeinträchtigen, wenn es zu den berühmten Staus auf den Datenautobahnen kommt und die

Netze überlastet sind. Besonders zu Zeiten günstiger Telefontarife am Abend oder am Wochenende kollabieren die Netze regelmäßig und strapazieren die Geduld und den Geldbeutel der Nutzer.

Die zukünftigen Angebots- und Gebührenstrukturen werden entscheiden, ob die kommerziellen Online-Dienste oder die *Internet Service Provider*, die über einen eigenen *Server* den direkten Zugang zum Internet anbieten, aber auf den Aufbau eigener Dienste verzichten, auf längere Sicht den Markt für Privatkunden dominieren werden. Zu vermuten ist jedoch, daß die Kunden auch weiterhin, trotz relativ hoher Kosten, an Online-Diensten Gefallen finden werden, weil sie spezielle Bedürfnisse im Unterhaltungs- und Konsumbereich abdecken und leicht zu bedienen sind.

Die kommerziellen Online-Dienste nutzen geschickt die Neugierde, den Informationshungers und die Unterhaltungsbedürfnisse der Konsumenten aus, indem sie ihren Mitgliedern die Eintrittskarte zur Internet-Gemeinde versprechen und zwar über den Griff in den Geldbeutel. Sie sind die Mautstellen an der Auffahrt zur Datenausbahn und weisen mit ihren digitalen Straßenkarten den Weg, damit sich der Unkundige nicht im Datenschlingel verirrt. Ein Streifzug durch die Online-Dienste ist wie eine organisierte Safari, die Pirsch durch das Internet wie eine Abenteuerreise durch die Wildnis. Jede exklusive Mitgliedschaft kostet Geld und deshalb müssen die Kunden auch in die Tasche greifen und monatliche Grundgebühren, zeitliche Nutzungsgebühren und entsprechende Telefongebühren abführen. Für einen Surfer, der rund 20 Stunden im Monat im Netz verweilt, können schnell Kosten zwischen 160 und 460 DM entstehen, die sich Telekom und Online-Dienste aufteilen.

Ein Boom ohne Ende?

Der Markt ist lukrativ. Marktbeobachter gehen davon aus, daß bereits in einigen Jahren der Umsatz der Online-Dienste allein in Deutschland jährlich rund 3,5 Mrd. DM erreichen könnte. America Online, der weltweit größte Anbieter mit knapp 6 Mio. Abonnenten,

wächst monatlich um 300.000 Mitglieder. Allein in Europa soll in den nächsten Jahren die Milliongrenze überschritten werden. T-Online, der Marktführer in Deutschland, weist ein rasantes Wachstum auf, seitdem Telebanking als besonderer Service angeboten wird. Rund 1 Mio. Menschen nutzen diesen Dienst. Jeden Monat gibt es 30.000 Neuanmeldungen. CompuServe, einer der ältesten Anbieter auf dem Markt, hat weltweit 4 Mio. Mitglieder, davon in Deutschland rund 220.000. Die Branche boomt und verzeichnet ein rasantes Wachstum. Durch geschicktes Marketing werden potentielle Kunden geködert.

Mit der inflationären Verteilung von Gratisdisketten und kostenlosen Schnuppervisionen sollen neue Mitglieder gewonnen werden. Doch viele melden sich nach dem kostenlosen Monatsabo wieder ab. Ganz Schlaue, die über ausreichend Kreditkarten und Gratisdisketten verfügen, können die Online-Dienste mit einem Trick sogar längere Zeit kostenlos nutzen, indem sie kurz vor Ablauf des gebührenfreien Monats kündigen und sich mit einer neuen Diskette und einer anderen Kreditkartennummer neu anmelden.

Der zunehmende Erfolg der kommerziellen Online-Dienste erklärt sich einerseits aus der konsequenten Orientierung an Massenmärkten und andererseits aus den genuinen Strukturen des Internet, die für einen Laien nur schwer durchschaubar und nutzbar sind. Die Marketingstrategie der Online-Dienste zielt nahezu ausschließlich auf den privaten Nutzer, der primär Konsum-, Unterhaltungs- und Kommunikationsbedürfnisse befriedigen will. Teleshopping, Telespiele, Telelearning, Kommunikationsbörsen und zahlreiche Info- und Entertainmentangebote sollen die Kunden anlocken. Die Inhalte sind vorstrukturiert und sachlich gegliedert. Mit einem einfachen Klick auf ein Symbol lassen sich die virtuellen Räume öffnen. Der Kunde kann bei AOL aus acht Fenstern auswählen, was ihn interessiert: Nachrichten, Treffpunkt (Chats), Computing, Finanzen, Kiosk (Zeitschriften und Zeitungen), Reisen, Entertainment und Internetzugang. Der Basisdienst von CompuServe ist in 14 inhaltliche Segmente untergliedert: Nachrichten, Datenbanken, Reisen, Spaß und Spiele, Entertainment, Finanzen, Com-



puter, Sport, Teleunterricht, Berufswelt, Teleshopping, Heim und Freizeit, Magazine und Internetzugang. Das inhaltliche Angebot ist bei den Online-Diensten allerdings noch recht dürrig und kann mit dem Internet nicht konkurrieren.

Allmachtsträume und Camouflage

Die Renner dieser Dienste sind die Unterhaltungs- und Kommunikationsbörsen. Nicht die vordergründige Suche nach Wissen und Information, sondern Kommunikation, Entertainment, Spiel und *Fun* stehen auf der Wunschliste ganz oben. Die Erkundung von neuen Erlebnis- und Konsumwelten, aber auch die Möglichkeiten einer inszenierten Selbstdarstellung vor imaginärem Publikum tragen zur Faszination dieses neuen Mediums bei. Die multimedialen Welten erscheinen als magische Räume, sie laden zum

Spiel mit dem eigenen Selbst ein. Die Anonymität des Mediums, lädt dazu ein, unter Pseudonym und mit einer frei erfundenen Identität spielerisch alle analogen Grenzen der realen Welt zu überschreiten und seine Phantasie auszuleben. Der einzelne präsentiert sich als das, was er sein möchte, nicht als der, der er ist. Die digitale Welt eröffnet Freiräume und scheinbar unbegrenzte Möglichkeiten, die die analoge verweigert. Die virtuelle Kommunikation im Netz erhebt den Anspruch, kulturelle, ethnische, gesellschaftliche, soziale und Geschlechtergrenzen aufzuheben, weil sie vom Ansatz her egalitär und demokratisch ist. Das stimmt. Sie ist aber auch banal, trivial und egomatisch. Der Dialog in den *Chats*, den digitalen Kneipen und Cafés, ist eine einzigartige Performance der Selbstdarstellung und des Egotrips nach dem Motto: Ich kommuniziere, also bin ich. Ein echter Dialog findet nicht statt. Die Teilnehmer in den *Chats* kommunizieren nur mit sich selbst und mit der Maschine.

Der Medientheoretiker Marshall McLuhan hat bereits vor Jahren darauf hingewiesen, daß der Mensch durch die Dynamik des Netzes seine grundlegende menschliche Fähigkeit, in realer Zeit zu kommunizieren, verliere. Die globale und gleichzeitige Übertragung in unterschiedlichen Medien mit für den menschlichen Geist unfaßbaren Datenmengen, erzeuge das Gefühl der Allmacht, einer globalen Synästhesie: Der Netzsurfer ist überall und allmächtig. McLuhans düsteres Fazit: „Die Medien existieren, damit wir unser Leben an künstliche Wahrnehmungen und beliebige Werte verschleudern. Wir sind die Inhalte unserer Medien“. Jedoch der Mythos der magischen Welten ist ungebrochen.

Netze an der Saar

Von Bernd Grass

Wie kommt der Saarländer oder die Saarländerin ins Internet? Diese Frage ist bereits zigtausende Male gestellt und gelöst worden. In der Bundesrepublik rechnet man derzeit mit ca. 2 Millionen potentiellen Surfern im Internet. Auf der Ebene der Bundesländer sind entsprechende Statistiken nicht verfügbar. Für das Saarland könnte die bundesweite Zahl umgerechnet bedeuten, daß 25.000 bis 30.000 Surfer und Surferinnen ihre Wege im globalen Dorf suchen.

Am einfachsten haben es noch die Angehörigen an den saarländischen Hochschulen: Sie bekommen den Zugang kostenfrei zur Verfügung gestellt. Dies scheint eine Anziehungskraft der besonderen Art zu sein. Gerüchte wollen nicht verstummen, daß Oberschüler sich des nachts in die Universität begeben – aber nicht um ihren künftigen Studienplatz in Augenschein zu nehmen. Streifzüge im globalen Dorf sind angesagt.

Wer es im Saarland bequemer haben will, als nächtens im Saarbrücker Stadtwald auf die Reise zu gehen, der kann sich als Privatmensch einem Verein anschließen, der eine Mailbox betreibt und den Mitgliedern einen preisgünstigen Internet-Zugang verschafft. Ist der Verein zu weit entfernt, kann sich die virtuelle Reise bei der Telekom oder einem anderen Anbieter eher lohnen. Kostenträchtig sind nämlich nicht nur die Zeiten, die man im Internet zubringt. Die Telefongebühren zur nächsten Mailbox schlagen auch zu Buche.

Wer als Bewohner des Saarlandes etwas über sein Land aus dem Internet erfahren will, muß sich Zeit und Geld nehmen. Die Abfrage über die Lycos-Suchmaschine mit dem Suchbegriff „Saar“ ergibt tausende von Dokumenten, in denen dieser Begriff vorkommt. Freilich bekommt der oder die Suchende auch

einen Eindruck von Finnland, denn auch „saaraila“ – was immer das auch heißen mag – fällt unter diesen Begriff. Oder auch dies: *Saaris Border Terriers Tuija & Seppo Saari Tuija & Seppo Saari operate Foxforest*

Kennel in Karjaa, Finland.

http://www.oberlin.edu/~scarrier/Border_Terrier/Saari.html (1k)

Immerhin bietet Lycos 1.165 Dokumente, in denen das „Saarland“ expressis verbis vorkommt; weitere 3.285 sind unter „Saarbrücken“ registriert.

Surfen im Saarland – schweißtreibend

Wer Heimisches mag, kommt auf seine Kosten. Unter folgender Rubrik wird an den diplomierten Saarländer appelliert:

saar.stammtisch

Hallo Saarland! Hier gebbd gesproocht.

Oder das:

saar.ip.sex.am.staden Home | About | Search saar.ip.sex.am.staden [ersetzt durch ...

<http://tile.net/tile/news/saaripse.html> (2k)

Das Surfen bringt auch zutage, daß im Internet offenbar jeder machen kann, was er will – anders kann ich mir den rüden Umgang mit der Landeshauptstadt nicht erklären:

Saarbrücken ist die Hauptstadt des Saarlandes und muß daher als Oberzentrum angesehen werden. Leider weiß ich nicht viel zu berichten; Bünde ist viel spannender. Saarbrücken ist eben eine Stadt.

Bünde? Wo liegt das überhaupt? Ich hab's mir dann doch verkniffen, im Internet nach Bünde zu surfen.

Etwas systematischer betrachtet, stellt sich dann heraus, daß die Mehrzahl der unter dem Suchbegriff abgesetzten Dokumente aus dem universitären Bereich kommt. Offensichtlich bietet die Universität nicht nur den freien Surf-Zutritt zum Internet, sondern zeigt sich auch ausgesprochen großzügig, wenn Hochschulangehörige im Internet ihre Seiten mit Informationen füllen:

29. Juli 1995 Abschiedsparty von Lothar und Gabi am 28.7.95 Lothar und Gabi feierten drei Tage vor dem Auszug aus dem Wohnheim Ro...
<http://fsinfo.cs.uni-sb.de/%7Efritsch/usa/farewell.html> (1k)

Schade, da ist mir was entgangen – aber damals konnte ich noch nicht im Internet surfen.

Wer Skaten will, ist mit dem Universitäts-Server ebenfalls gut bedient:

Chefches Inline Skating Seiten: Wo man gut skaten kann Chefches Inline Skating Seiten:

Wo man gut skaten kann Weißt Du, wo man im deutschsprachigen Raum gut skaten kann?

Dann schreib mir doch eine...

<http://ph12sh19.phys-ex.uni-sb.de/~chefche/Skating/wo.html> (2k)

Oder ganz etwas anderes:

SEMESTERPROGRAMM der TWV Teutonia zu Saarbrücken im BDIC

SEMESTERPROGRAMM der TWV Teutonia zu Saarbrücken im BDIC Wintersemester 1995/1996 149. Coleursementer Im Aufbau! Adresse:
<http://www.htw.uni-sb.de/misc/teutonia/semprg.html> (4k)

Mich wird dies nicht zum Reinblicken anregen. Interessant ist allerdings, daß die Universität ihren Server den Verbindungen und damit ihrem Gedankengut zugänglich macht. Dann lieber doch Lothar und Gabi oder Skaten – obwohl ich das gar nicht kann. Soviel zum Thema „Müll im Internet“.

Man gewinnt aber auch einen Eindruck davon, wie mit öffentlichen Geldern umgegangen wird. Vielleicht denkt die Universität irgendwann einmal über die freizügige Vergabe von Rechnerkapazitäten für alle und

jeden nach, die sich irgendwie der Hochschule zurechnen können. Dies ist eine unausgewogene Beurteilung des vielfältigen Angebots der Universität – was freilich ebenfalls unausgewogen ist, wie man sieht.

Einen anderen Versuch, noch etwas über das Saarland zu finden, starte ich bei der Saarbrücker Zeitung. Ich finde dort eine übersichtliche, gut gegliederte und tatsächlich auch aktuelle Startseite. Die Rubrik „Saarland online“ macht mich neugierig. Ich treffe auf eine regional orientierte Gliederung: „Völklingen online“ etc. Völklingen online startet mit einem ansprechenden Muster von Teilrubriken. Bei „Unternehmen“ erwarte ich eine ausgewählte, knappe Übersicht über Völklinger Unternehmen. Doch: Enttäuschung! Ich stoße auf Karstadt-Saarbrücken. In „Blieskastel online“ geht es mir nicht besser. Ich gebe auf.

Surfen im Saarland zeigt mir die Stärken und Schwächen des Internet. Ich stehe vor einer Flut von Informationen und finde alles mögliche – vor allem das, was ich nicht gesucht habe. Einfach ist es schon, an die Informa-

Saarbrücken

DFKI GmbH (Deutsches Forschungszentrum für künstliche Intelligenz)

Handshake e.V.

Hochschule für Technik und Wirtschaft des Saarlandes (HTWdS)

Industrie- und Handelskammer des Saarlandes (IHK)

Internet Privat e.V (Individual Network e.V.) juris GmbH

Kramer & Hofmann Datenbankdesign (Inter Host 2000)

Max-Planck-Gesellschaft

MPI for Computer Science

Saarbrücker Zeitung

Saarland (Staatskanzlei)

SaLink Netzwerkgesellschaft mbH

Universität des Saarlandes

Saarland, Bundesland, Karte / Map

Saarlouis

Kreisverkehrsbetriebe Saarlouis AG (KVS) spring-infotainment

tionen heranzukommen. Aber was fängt man damit an? Die Fete von Lothar und Gabi ist ja ganz nett. Informations-Ergonomie muß betrieben werden. Suchmaschinen braucht man, die nicht tausende von Dokumenten auflisten, wenn man ganz naiv nach „Saar“ fragt. Die geordneten Angebote dagegen sind nie komplett oder auch manchmal irreführend – wie bei der Saarbrücker Zeitung.

Systematisch kann man die Sache angehen, wenn man den Server des Fachbereichs Chemie an der FU-Berlin ansteuert – unter Surfern eine erste Adresse für deutsche Server (siehe Kasten S. 25). Das ist so etwas wie der saarländische „Netz-Gotha“. Bei der Staatskanzlei schaue ich mal rein (www.saarland.de). Hier finde ich bestimmt das „offizielle“ Saarland. Man ist zweisprachig am Ludwigsplatz: „Guten Tag“ und „bonjour“. Ich entscheide mich für die deutsche Fassung. Das Layout ist ansprechend, setzt aber Anforderungen an die Auflösung meines Bildschirms, die ich erst noch nachrüsten müßte. Der private Surfer muß sich schon ein wenig anstrengen, wenn er der Regierung auch optisch folgen will. Aber so ist das nun mal. Mich interessiert vor allem die Rubrik „Politik“.

Politik im Saarland

Das Saarland auf dem Weg ins nächste Jahrtausend

Unser Zukunftsprojekt Saar

Oskar Lafontaine: Was wir wollen

Wirtschaftlich stark und ökologisch vorn

ökologisch konsequent auf dem Weg ins solare Zeitalter

Weltoffen und gesellschaftlich solidarisch

Modern verwaltet und bürgernah

Europäisch kompetent in Saar-Lor-Lux

Dokumente zum Laden (MS Winword Version 6.0)

Regierungserklärung von Ministerpräsident Oskar Lafontaine am 23.11.94 nach den Landtagswahlen vom 16.10.94

Regierungserklärung von Ministerpräsident Oskar Lafontaine am 10.05.95 zum Thema Europa



hier erfährt man wirklich etwas, das man sonst nicht vom Saarland vermutet, worüber auch kaum jemand im Lande redet: „Wirtschaftlich stark“, „konsequent auf dem Weg ins solare Zeitalter“ oder „modern verwaltet und bürgernah“. Bei Gelegenheit muß ich mir dies alles mal genauer anschauen. Vielleicht steht es ja doch nicht so schlecht ums Saarland – jedenfalls virtuell.

Virtuelle Realität in Wirtschaft und Politik



In diesem Teil des Beitrags geht es mehr um die Fischer als um die Netze. Die sind allemal interessanter als ihr Gerät. Technik für sich genommen ist neutral. Es kommt darauf an, was man mit ihr anstellt und welche Absichten man mit ihr verbindet.



Auch das Saarland hat seinen Beitrag geleistet, um „Multimedia“ zum Unwort des Jahres 1995 werden zu lassen:

- Die „Zentrale für Produktivität und Technologie“ (ZPT), die Unternehmensberatungsinstitution der IHK, organisierte einen Arbeitskreis und einen Kongreß.

- Die Arbeitskammer veranstaltete eine Tagung und gab eine Studie in Auftrag.

- Die Landesregierung rief zur „Landesinitiative Telekommunikation Saar“ – und alle kamen.



Rechnet man überschlägig zusammen, dann haben sich mehr als hundert Firmen und Institutionen in diese Bewegung ohne Volk eingebracht. Die Motive dieser bunten Schar sind recht unterschiedlich. Die kleineren Softwareschmieden erhoffen sich eine bessere Vermarktung ihrer Produkte. Die Gewerkschaften sind von der Furcht getrieben, ein weiteres Mal den Anschluß an eine technologische Entwicklung zu verpassen. Die großen Firmen im Lande wollen ihre Investitionen in Netze und Know-how realisieren. Die Landesregierung will eine Aufbruchstimmung erzeugen, um die immensen Investitionen in die Hochschulforschung zu rechtfertigen.

Virtuelle Realität als Politikersatz

Telekommunikation ist für die saarländische Politik mehr als nur die Vernetzung mit der Welt. Es ist eine Art Bestandssicherung für die Eigenständigkeit als Bundesland, da sich herausstellte, daß in nahezu jedem Bundesland Hochgeschwindigkeits-Trassen der Datenautobahn existieren. Dies muß auch so im Saarland sein. Damit der Verkehr richtig in Gang kommt, beabsichtigte die Landesregierung noch im Frühjahr 1996, für die nächsten vier Jahre die stolze Summe von sieben Millionen D-Mark auf den saarländischen Telekommunikationsmarkt zu werfen (der Freistaat Bayern hat in den letzten Jahren 300 Millionen aufgebracht). Mittlerweile ist diese Absicht – so bescheiden sie sich auch darstellt – durch die Haushaltssperre ins Rutschen geraten. Derzeit (Mitte Juli bei Redaktionsschluß) vermag niemand zu sagen, welche Mittel in welchem Zeitraum zur Verfügung stehen werden. Aber nicht genug damit, daß die geplante Investition verschwindend gering ist, sie ist zum überwiegenden Teil für potente Großfirmen vorgesehen. Für die ist es kaum mehr als ein Taschengeld. Die kleineren und mittleren Unternehmen im Lande werden aber einmal mehr so gut wie leer ausgehen – wie schon unter den Stumms und Röchlings: Industriepolitik im Wandel der Zeiten.

Die Hochgeschwindigkeitsakrobaten haben – so scheint es – das Rennen gemacht. Ein großer Teil

des knappen Geldes wird dafür verbraucht werden, eine schnelle Verbindung nach Karlsruhe, einem der deutschen Zentren an der Hochgeschwindigkeitstrasse, herzustellen. Davon wird in erster Linie die Forschungslandschaft an der Saar profitieren. Politisch wichtige Fragestellungen bleiben ohnehin auf der Strecke. So wäre es zum Beispiel von Interesse, wie in Zukunft die Grundversorgung der Bevölkerung mit Informationen gesichert werden soll. Wo werden sich in der neuen Medienlandschaft die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten ansiedeln können? Welche Rolle spielt die informationelle Selbstbestimmung des Bürgers in den neuen Netzen? Was bleibt von den nationalen Gesetzen und Normen im globalen Dorf übrig?

Es ist eigentlich kein Wunder, daß die Landespolitik sich öffentlich so stark mit Telekommunikation beschäftigt – auch wenn echte Erfolge noch auf sich warten lassen. Politik ist für viele Bürger ohnehin nur noch als eine virtuelle Veranstaltung interpretierbar. Das faszinierende an dieser Art von Politik ist, daß sie wohl irgendwie existiert, dennoch aber nicht faßbar ist. Im Cyberspace läßt sich vieles schnell bewegen, das draußen in der "alten", physischen Realität dem Zugriff der Politik längst entglitten ist.

Bernd Grass

Wenn sich die ganze Geschichte jetzt im Nebel auflösen würde, hätte doch jeder Beteiligte einen zumindest emotionalen Vorteil – es hat sich etwas bewegt im Saarland. Man weiß zwar nicht genau von wo es wohin geht, aber alle haben sich unter dem Schirm ihrer Institution versammelt und darüber geredet. Mag sein, daß diese Sozialarbeiterlogik der erste greifbare Nutzen für das an Hoffnungen arme Land ist.

Was ist der reale Hintergrund, vor dem sich die Akteure tummeln?

Die Softwareschmieden klagen darüber, daß ihre Produkte von den Nutzern noch nicht angenommen werden. Es sind vor allem die kleineren und mittleren Unternehmen – von denen es zu wenige im Saarland gibt –, die sich telekommunikativ aufrüsten sollen. Eigentümlicherweise unterstellen ZPT und IHK, daß es vor allem an dem Mangel an Informationen über

den Nutzen liegt, daß die ins Auge gefaßten Nutzer sich zurückhalten. Mißlungener Technologietransfer wird als Problem attestiert. Daß die Zurückhaltung der Anwender an den Produkten liegen könnte, darauf hat kaum jemand einen Gedanken verwendet. Als Lösung wird – wie sollte es anders sein – eine Datenbank konzipiert, aus der sich die Nutzer nützliche Informationen über die Angebotslage ziehen können.

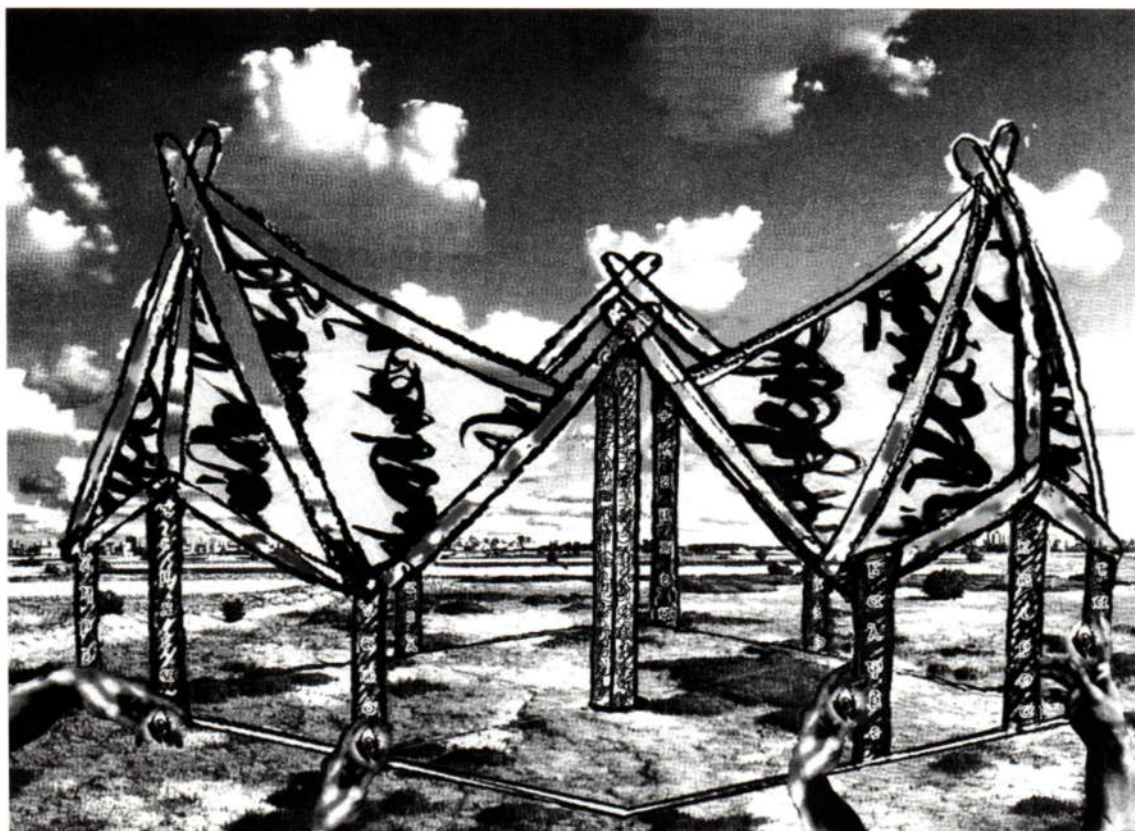
Die Landesregierung hat zweistellige Millionensummen in die Forschung an den Hochschulen investiert und steht unter dem Druck, Erfolge vorweisen zu müssen. Die mageren *spinn-off* Effekte reichen da nicht aus. Also wird die Geschichte von der Ansiedlungspolitik erzählt. America-Online/Bertelsmann baut ein Vertriebszentrum auf – angeblich, weil der Markt an hochqualifizierten Kräften im Saarland groß ist. Daß in diesem Zentrum in der Hauptsache Verkäufer gebraucht werden und kaum Informatiker, stört nicht weiter: An den Lagerfeuern im globalen Dorf werden eben gern Geschichten erzählt und gehört – wer es glaubt, wird selig.

Die Politik der saarländischen Landesregierung hat sich in der Telekommunikation im wesentlichen auf die Diskussion der Megabits reduziert. Man gewinnt den Eindruck, daß eigentlich Ingenieure und Informatiker das Land in die virtuelle Zukunft führen. Wo die Politik gefragt ist, kommt gelegentlich plattes Unverständnis in der Sache zutage.

Die Schulen sollen ans Internet: Gute Idee! Das Saarland ist nämlich eines der wenigen Bundesländer, in dem sich die Surfer im Klassenzimmer noch rein gedanklich mit dem Thema beschäftigen müssen. Damit die virtuelle Realität an den saarländischen Schulen einkehrt, muß noch einiges geschehen. Fragt sich nämlich, mit welchen Maschinen sie das bewältigen sollen. Die Saarbrücker Zeitung berichtete, daß in einem ersten Schritt 30 Schulen eine Summe von jeweils DM 3.000 vom Land zur Verfügung gestellt bekommen, um sich mit dem nötigen Equipment auszurüsten (SZ vom 17. und 18. Mai 1996).

Rechner dürfen freilich nicht davon gekauft werden. Ein Blick in die Informatiksäle der Schulen würde schnell zeigen, daß von den ca. 3.500 an den etwa 500 saarländischen Schulen vorhandenen Rechnern lediglich um die 1.000 technisch so ausgerüstet sind, daß sie der keineswegs anspruchsvollen Forderung der Landesregierung entsprechen. Es geht also um zwei Rechner pro Schule im Durchschnitt. Selbstverständlich werden für das Pilotprojekt jene Bildungsanstalten ausgewählt, die bereits eine bessere Ausstattung besitzen – also jetzt schon auch ohne Internet-Zugang begünstigt sind: Wer hat, dem wird gegeben.

Ein Projekt der besonderen Art steht freilich nicht auf dem Förderungskatalog der Landesinitiative: Ein virtuelles Dienstleistungszentrum für die kleinen Softwareschmieden. Die globale Vermarktung der Produkte hat sich die virtuelle Firma an die Fahnen geheftet. Diese Firma soll nur in den Netzen existieren, ist aber keine „Scheinfirma“.



Karin Kremer, „last house“, 1996

Patchwork der Minderheiten

Von Till Adam

Ich bin ein *Early Adopter*. Das hat America Online mir kürzlich in einem Brief mitgeteilt. Early adopters sind Leute, die sich als erste auf das Wagnis neuer Kommunikationsformen einlassen. Das

macht mich zu einer wahnsinnig interessanten Zielgruppe. Darauf kann ich stolz sein, steht in dem Brief, und wenn ich ihnen meine Kreditkartennummer gebe, oder eine Einzugsermächtigung, dann bin ich ganz vorne an der Front der größten gesellschaftlichen Revolution seit der Erfindung des Toasters, der auch grillen kann. America Online (AOL) ist ein sogenannter Online Service Provider, der eigene Inhalte aber auch Zugang zum weltweiten Internet anbietet. Wie sich das für einen early adopter gehört, habe ich natürlich schon Zugang zum Internet. Ich schreibe ja auch aus Prinzip nur am PC, und fühle in letzter Zeit zunehmend den Drang, mir ein Mobiltelefon anzuschaffen. Da kann ich dann von meinem ISDN-Anschluß aus eine Rufumleitung drauf legen. Das ist sehr praktisch und unglaublich hip. Da können mich dann all die Leute besser erreichen, die mich ständig fragen, was wohl an ihrem Faxgerät kaputt sein könnte, oder warum ihr neues Modem immer nur piept und keine bunten Bilder und wahnsinnige Mengen Informationen auf den Bildschirm zaubert. Als early adopter ist man halt gefragt. Alle wollen dazugehören. Sogar Minister präsentieren bei jeder sich bietenden Gelegenheit ehrfürchtig ihr im SPIEGEL aufgeschnapptes Halbwissen über den *Information-Superhighway*, *Multimedia*, das Kommunikationszeitalter und faszinierende Dinge wie *Homepages* und den *Communications Decency Act*.

Mit der ihm eigenen Geschwindigkeit hat das Internet einen radikalen Imagewandel vollzogen. Was vor kurzem noch als Spielwiese unvorteilhaft bebrillter, sozial verkrüppelter Informatikstudenten mit einem Hang zu diversen Perversionen galt, ist mittlerweile das anerkannte Informationsmedium der Zukunft. Im

Internet lassen sich wahnsinnig schnell gewaltige Mengen rasend aktueller Informationen austauschen, abrufen, in Form von Werbung oder exhibitionistischer Selbstdarstellung einem Millionenpublikum zur

Verfügung stellen. Räumliche Grenzen sind unbedeutend. So schillernd und voller Möglichkeiten sind die Visionen von der grenzenlosen Kommunikation, daß sogar der eher träge Freistaat Bayern seit neuestem mit eigenem Angebot im Netz vertreten ist.

Im Zuge dieser Euphorie bildet sich im weltweiten Netzwerk so etwas wie eine eigene Kultur des vielbeschworenen *Cyberspace*. Das Aufeinandertreffen der Akteure in der „Virtual Reality“ gestaltet sich gepuffert durch das Medium gänzlich anders, als wenn dieselben Personen sich, wie es im Internet-Jargon heißt, in RL (real life) begegnen würden. Ein Großteil der neuen Benutzer, die seit etwa einem Jahr zu einem explosionsartigen Wachstum des Netzes geführt haben, sind ganz normale Leute und nicht mehr nur informationstechnisch vorbelastete Freaks. Die „Internet Community“ besteht zunehmend aus einem Querschnitt der westlichen Industriegesellschaft. Vor allem in Amerika, wo die Verbindung zum Internet per Telefonleitung wesentlich billiger ist als in Deutschland, sind bereits alle sozialen Schichten im Netz vertreten. Da äußere Statussymbole und soziale Identitäten in der Elektronischen Kommunikation aber fast gänzlich verschwinden, bauen sich die einzelnen Akteure im Laufe der Zeit eine zweite, nur im Internet relevante Identität auf, die von der Identität der realen Person sehr verschieden sein kann.

Interessanterweise werden diese „virtual identities“ häufig von der Zugehörigkeit zu einer sozialen Minderheit geprägt. Mit der Möglichkeit konfrontiert, in Tausenden von Diskussions- und Gesprächsforen mit Millionen Menschen in Kontakt treten zu können, die sich

alle mehr oder weniger gleich nur in Form einer e-mail Adresse oder eines Pseudonyms präsentieren, bieten Spleens, Neigungen und häufig auch persönliche Probleme die einzige Möglichkeit zur Selektion. Das kann alles von Homosexualität, über islamischen Fundamentalismus, exotische Haustierte, fanatische Begeisterung für eine Fernsehserie, Depressionen, körperliche Gebrechen, bis hin zu einer Vorliebe für Selbstverstümmelung sein. Eigenheiten, die den Einzelnen in der Realität ausgrenzen würden, führen dazu, daß er oder sie andere mit ähnlichen Eigenheiten oder Problemen als erste Gesprächspartner findet und sich durch den so entstehenden Bekanntenkreis zunehmend mit dieser Eigenheit identifiziert und sich selbst darüber definiert.

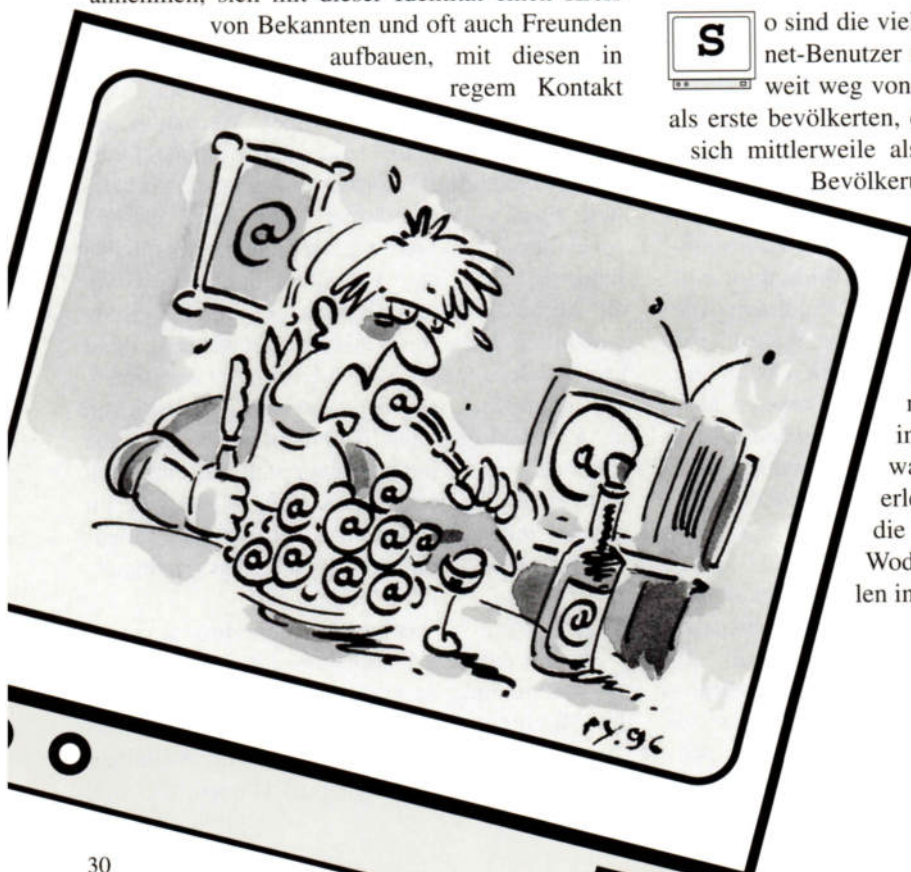
Wenn jemand beispielsweise ein vorsichtiges, oft weder geäußertes noch gelebtes Interesse am eigenen Geschlecht hat, so bietet sich ihm oder ihr im Netz die Möglichkeit, anonym und ohne jedes gesellschaftliche Risiko diesen Gefühlen nachzuspüren. Es besteht die Möglichkeit, gefahrlos jede soziale Rolle zu spielen. Dabei ist es gleichgültig, ob man diese Rolle auch im wirklichen Leben spielt, vielleicht gerne spielen würde oder auch niemals spielen könnte. So kann ein heterosexueller Familienvater aus der Mittelklasse im Netz auch über einen längeren Zeitraum die Identität eines Männerfußfetischisten annehmen, sich mit dieser Identität einen Kreis von Bekannten und oft auch Freunden aufbauen, mit diesen in regem Kontakt

stehen, ohne seine gesellschaftliche Position zu gefährden. Diese gesellschaftliche Position wiederum ist im Netz bedeutungslos, sie hebt ihn nicht aus der Masse aller Benutzer heraus; was ihn im Internet ausmacht, ist sein Interesse für Männerfüße, wie vage und nebensächlich es auch sei. Innerhalb dieser Gruppe Gleichgesinnter sind die Gesprächsthemen dann oft die alleralltäglichsten. Man kann in einem Forum z.B. für Menschen, die vom Selbstmord fasziniert sind, meistens freundliche, heitere Gespräche über Sport, Kultur, Politik, das Wetter, und allerlei Blödeleien mitbekommen, und in den Gesprächsforen von Menschen mit chronischer Migräne ist die Krankheit an sich oft nur ein sehr untergeordnetes Thema.

Dieses Phänomen führt dazu, daß sich die Masse der Internet-Benutzer, die Bevölkerung des *Cyberspace* gewissermaßen, als das darstellt, was Francois Lyotard Patchwork der Minderheiten nennt. Wie sich im Laufe der Zeit das Verhältnis von realen und virtuellen Persönlichkeiten entwickelt, und wie die beiden Realitäten miteinander umgehen werden, wird spannend zu beobachten sein. Die Gesellschaft kann diese anarchische Parallelkultur zulassen, integrieren, oder, wie es sich in Amerika bereits andeutet, mit drakonischer Gesetzgebung bekämpfen. Im Moment noch kann im Internet jeder sein, was er oder sie sein will, oder auch nicht sein darf.

So sind die vielen faszinierten neuen Internet-Benutzer am Ende gar nicht mehr so weit weg von den Spinnern, die das Netz als erste bevölkerten, den *early adopters* also, die sich mittlerweile als kleine Gruppe der Netz-Bevölkerung gegenseitig ihr Leid

klagen, wie schwierig es doch ist, mit Computer-Analphabeten zusammenzuarbeiten. Darüber könnte ich mich auch wochenlang auslassen. Bei meinem nächsten Aufenthalt im Netz werde ich mich aber wahrscheinlich mit diesem erlesenen Kreis wieder über die NBA-Finals, Rezepte für Wodka-Cocktails oder die Wahlen in Rußland unterhalten.



Zwischenmenschliche Kommunikation im WWW und anderswo oder: Durchfallen im medialen Netz

Von Jan Schluckebier



ostproben so subtiler Interaktionssequenzen wie die unten wiedergegebenen finden sich serienweise in Newsgroups, Diskussionsforen, Chat-Räumen, MUDs und anderen mehr oder weniger der (Online-) Kommunikation gewidmeten Netz-Institutionen.

User 1:

User 2> Wenn man schon mal drin ist, ist das ziemlich einfach.

User 2> Mit einem Cache tut der Browser auch von alleine.

Oh. Du hast einen Autopiloten ;-))

User 3:

Ich machs mit OS/2 Warp Connect bzw. Warp Server. Da brauche ich nicht zuviel neues zu lernen und bekomms auch hin.

User 4:

Ich surfe bei mir zu Hause auf 4 Rechnern (und mehr, wenn die Fete größer ist ;). Natürlich wähle ich mich nur einmal ein.

User 5:

User 6 meinte am 30.2. zum Thema "Surfen in Entenhausen":

User 7>> Das Problem fuer Internet Anwender ist selten das Browsing bzw.

User 7>> Surfen im WWW, schaeetze ich.

User 6> Ich denke es handelt sich um einen Internet-Kurs, oder User7 ?

User 6> Das Internet ist mehr als tumbes WWW-Klicken !!

Echt ? Achja, man kann noch Bildchen ziehen. War da nochwas ?;-)

Gruss User 5

Answer to a message of User 7

(User 7@XXXX.de)¹



Der oberflächliche Eindruck, daß bei der vorgenommenen Auswahl eine merkwürdige Mischung von Untertönen die (Begleit-) Musik prägt, soll nicht abgeleugnet werden. Der ZEIT-Literaturwettbewerb (1. Inter-

net-Literaturpreis – keine Panik, Einsendeschluß war bereits der 15.5.1996) liefert mit seiner Auflistung per E-mail gestellter Fragen der angehenden Preisträger noch weitere einschlägige Beispiele:

User 8:

Ist es erlaubt, innerhalb des File-Limits Sound-, Video- oder Script-Dateien zu benutzen ?

User 8:

Wird die Jury den Browser / das OS mit 256 Farben oder 64K Farben oder mehr betreiben ? Kann man sich auf eine feste Bildschirmgröße in Pixeln einstellen ?

User 8:

[Mindestens 10 weitere faszinierende Fragen ähnlicher Machart...]

User 9:

Was macht User 8 ausser Fragen stellen, und wie geht es ihm wohl gerade ?

User 10:

Kann ich eine Anthologie mit den Fragen der Interessenten für den Wettbewerb als Beitrag für den Wettbewerb einreichen ?

User 11:

Nein, User 10. Diese Fragenliste _ist_ der Wettbewerb. Leider hat das die ZEIT-Redaktion noch nicht gemerkt...



ie hier unter Beweis gestellten Ironie- bzw. Aggressionspotentiale entbehren nicht einer gewissen Eleganz, wie sie beim intellektuellen Bollwerk des deutschen Liberalismus (oder umgekehrt) ja auch erwartet werden kann. Ein anderer Ton herrscht dagegen oft in den Online-Chat-Kanälen, wo zeitnah „Klartext“ getippt werden muß:

<User 12> Kickt User 13

<User 12> Kickt User 13

<User 12> Kickt User 13

<User 13> Fick dich User 12

* User 12 takes out his Shotgun and tells User 13 you got 10 seconds to run

* User 12 User 13 10

* User 12 User 13 I

* User 12 pulls out the shotgun and blows User13's head off...

<User 13> Will doch eh keiner mit dir sprechen

Z weifellos finden zwischen den oben durch ihre E-mail- bzw. ihre Chat-Di- log-Beiträge dokumentierten Usern so- ziale Interaktionen statt (und wie – ...!) – um jenen Skeptikern gleich den Wind aus den Segeln zu nehmen, die behaupten, „DER Computer“ produ- ziere „Welt-Entwicklung, Selbst-Maschinisie- rung und soziale Isolation“, entziehe „dem gemeinsamen Gespräch ein für allemal den Boden...“, erhebe „den Egozentrismus zur Tugend“ und ermögliche es „einsamen Großstadt- wölfen, schlaflosen Sorgenkindern und nimmer- müden Betriebsnudeln, Ventile in ihrem kommuni- kationsreduzierten Einzeldasein“ zu finden.²

D erart pauschal unterstellte Wirkungen der Vereinsamung und Kommunikationsre- duktion durch Computernutzung und ins- besondere nächtelanges Surfen in Netzen lassen sich durch diverse empirische Analysen³ – (OK, auch hier ist Skepsis geboten...) – wie auch durch direkte Anschauung schnell relativieren.

U mgekehrt laufen die Verheißungen der Technokraten-Lobby und ihrer (z.T. unfreiwilligen) Parteigänger hinsichtlich der Interaktionsmöglichkeiten im Netz häufig ins Leere. Unter der Devise „Bayern muß vorne blei- ben“ fällt neben dem geballten Innovationsschub der neuen Kommunikationstechnologien für Wirt- schaft und Wissenschaft zwar auch für den priva- ten Bereich ein bißchen „Steigerung der Lebens- qualität“ ab, soll der „steigenden Differenzierung privater Interessen und dem Wunsch nach privater Mobilität Rechnung getragen“ werden, ohne „die herkömmlichen Verkehrswege weiter zu belasten“ (Urlaub im Internet! Staus von der Salzburger auf die Datenautobahn ! ...).⁴ Während aber diese Per- spektiven für den privaten Netznutzer, gemessen an den bombastischen Verkündigungen des online nunmehr unvermeidlichen wirtschaftlichen Auf- schwungs in Bayern, relativ nüchtern ausfallen und insbesondere wenig Augenmerk auf Aspekte der zwischenmenschlichen Kommunikation im

Netz gelenkt wird, bahnt sich der Durchbruch eher auf dem multimedial geprägten sozialen Interakti- onssektor an: Europaweite Versuchspilot- und Vir- tuellmodellprojekte schicken sich an, die grenz- überschreitenden Kontakte kommunaler Würden- und Funktionsträger von Peppenkum bis Tünsdorf hinüber nach Kirsch-les-Sierck bis Bliesguersvil- ler, und sogar nach Schengen und Wellenstein mit gar nicht virtueller Verve anzukurbeln: VIDEO- Conferencing ist angesagt... mit angehaltenem Atem hängen wir an den Lippen unserer europa- weiten Gesprächspartner, deren Bewegungen irgendwie nicht mit dem Gekrächze aus den Laut- sprechern unter einen Hut zu kriegen sind...

D iese unvermittelt einsetzende Flaute läßt unsere Surftour durch die Möglichkeiten, Rituale und Projekte sozialer Interaktion im Netz an einem Punkt verharren, der Gelegen- heit zu Systematisierung und Zusammenfassung bieten mag.

N etzinteraktion läßt sich u.a. klassifizieren nach zeitlichen Merkmalen (sehr zeitnahe Kommunikationsformen wie Online- Chat, Video-Konferenz etc., Austausch von E- Mail oder Einstellen von Artikeln / Nachrichten in Newsgroups etc. als weniger direkte Varianten) oder nach „Öffentlichkeits“-Merkmalen (der Onli- ne-Dialog in abgeschotteten Chat-Räumen, E-Mail in das persönliche Postfach eines Users können als Kommunikation in relativ privater Sphäre, „Dialo- ge“ in einem von 30 Usern belegten Chat-Kanal oder das Posten von Artikeln in einer Newsgroup als ziemlich „öffentliche“ Angelegenheit einge- schätzt werden). Weitere Merkmale liegen im the- matischen Bezug der Interaktion (Newsgroups mit in der Regel exakt festgelegten inhaltlichen Schwerpunkten gegenüber reinen Quasselkanälen ohne jegliche thematische Bindung) sowie in den Motiven der User (Austausch von Information, Kontakt zu Gleichgesinnten oder Rollenspiele in MUDs⁵ mit äußerst unterschiedlichen Motiv- lagen).

D aneben sind eher indirekte Kommunika- tionselemente zu beachten, wie das Ein- stellen einer HOMEPAGE eines Nutzers oder einer Organisation ins Netz zum Zweck der

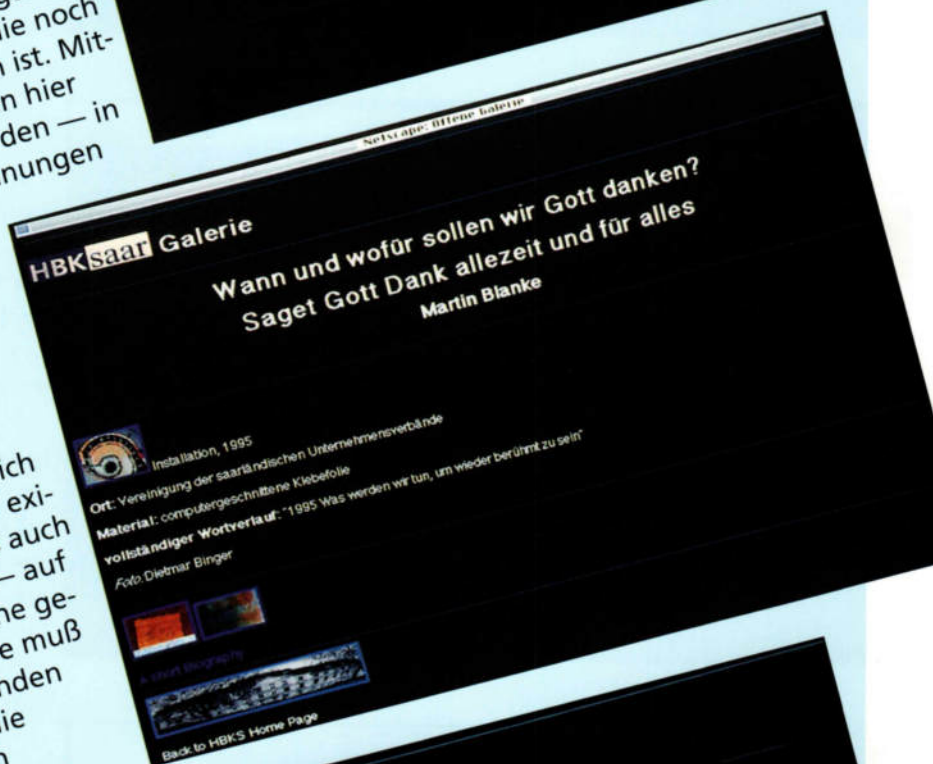
INTERNET ART

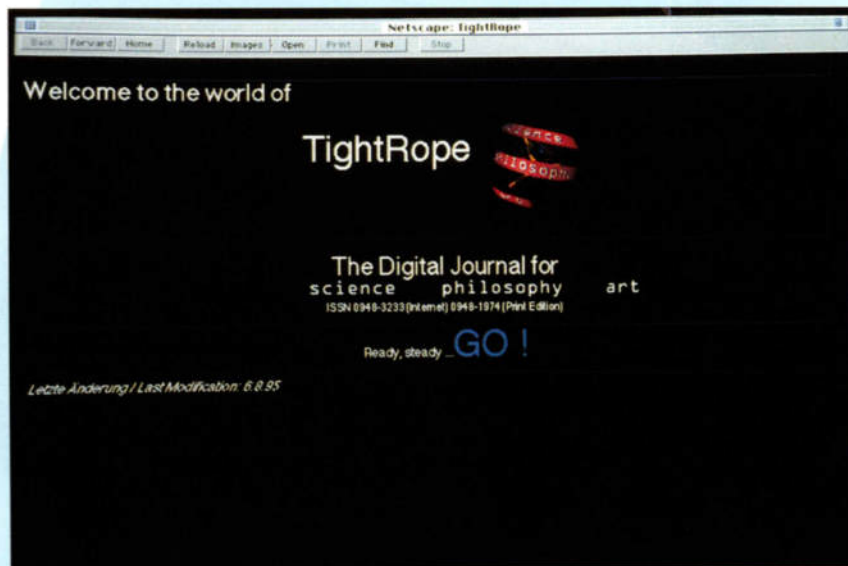
Gute Alte Neue Medien
Es soll eine Fläche im virtuellen Raum des Internet zur Verfügung gestellt werden, die noch nicht beschrieben ist. Mitteilungen können hier angebracht werden — in Form von Zeichnungen

und Symbolen. Möglich ist dies über die real existierende Plastik als auch über das Internet — auf digitalem Weg. Eine gemeinsame Sprache muß erst wieder gefunden werden, wenn die Kommunikation weltumspannend

geworden ist.
Sozusagen der
Beginn einer Unterhaltung.

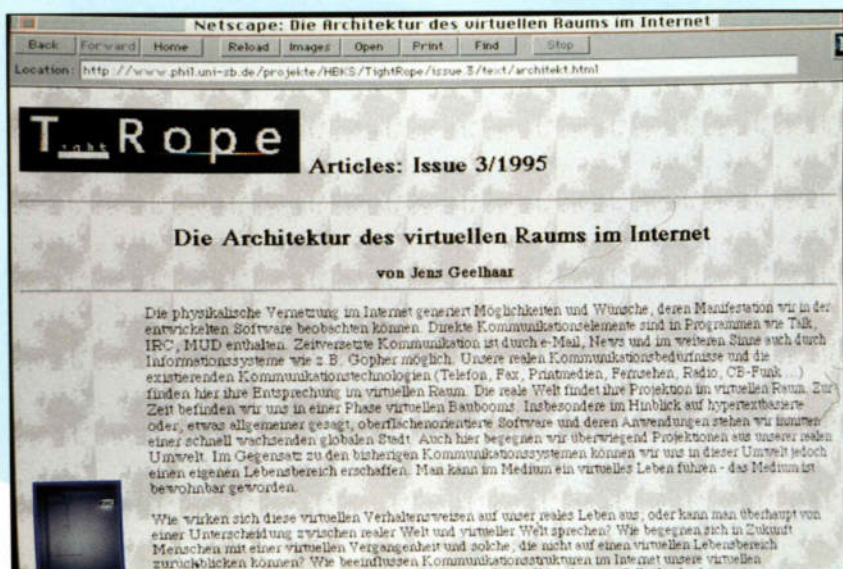
Jens Geelhaar
/HBK Saar
<http://www.phil.uni-sb.de/tightrope.html>





TightRope

TightRope entsteht aus dem Wunsch heraus, ein Diskussionsforum für künstlerische, philosophische und soziale Themenkreise in Bezug auf die sich verändernden Medienlandschaften und Kommunikationsstrukturen zu schaffen. Insbesondere sollen künstlerische Projekte und Fragestellungen zum Einfluß neuer Informationssysteme auf unsere Gesellschaft ihren Platz in TightRope finden. In dieser Hinsicht versteht sich TightRope als ein Forum für die Entwicklung eines "nicht-nur-elektronischen" Netzwerkes, über das Künstler, Natur- und Geisteswissenschaftler miteinander kommunizieren können. HBK Saar
<http://www.phil.uni-sb.de/tightrope.html>



Selbstdarstellung, Werbung, Unterbreitung von Verkaufs- und anderen Angeboten, oder die Struktur von Hypertext-Dokumenten, überhaupt das für jedes Internet-Surfen grundlegende Konzept der Links (Verweise auf andere Textstellen im selben Dokument ebenso wie auf andere Netzadressen, im Netz eingestellte Dokumente in Text-, Ton- oder Bildform etc.). Diese Faktoren strukturieren jede Art der Interaktion im Netz sehr massiv, dazu kommen die besonderen situativen Rahmenbedingungen: in der Regel räumliche Trennung der Interaktanten, spärliche Authentizitätssignale wie z.B. Umweltgeräusche oder Stimmchwankungen beim Telefonieren bei zeitlicher Quasi-Präsenz des Partners etwa im Chat-Dialog, geringe bzw. äußerst gefilterte Informationen über Person und aktuelle Befindlichkeiten des Interaktionspartners.

Gerade der ONLINE-CHAT dürfte eine der interessantesten Interaktionsformen im Netz hinsichtlich neuer oder „abweichender“ Kommunikationsmerkmale sein, er dürfte eine der wichtigsten Quellen sein für die Analyse von Interaktionsstrukturen im Netz und ihre Auswirkungen auf den einzelnen Netznutzer, auf die (wie auch immer zu definierende) „Netzöffentlichkeit“ und schließlich auf die teilvernetzte Gesellschaft mit ihren Netzboykotteuren und -voveuren, Netzpolizisten und -beschmutzern, Netzarchitekten und -subjekten.

Chatten – die Übersetzung läßt einen (berechtigten) Spielraum zwischen „Geschwätz“ und „Unterhaltung“ – ist laut „Big Dummy's Guide to the Internet“ die Möglichkeit von „live keyboard conversations with people around the world“. Daß dieser „völkerverbindende“ Aspekt durchaus merkwürdige Blüten treibt, sei mit folgendem Dialogausschnitt belegt – USER 14 hat sich in den channel GERMANY verirrt

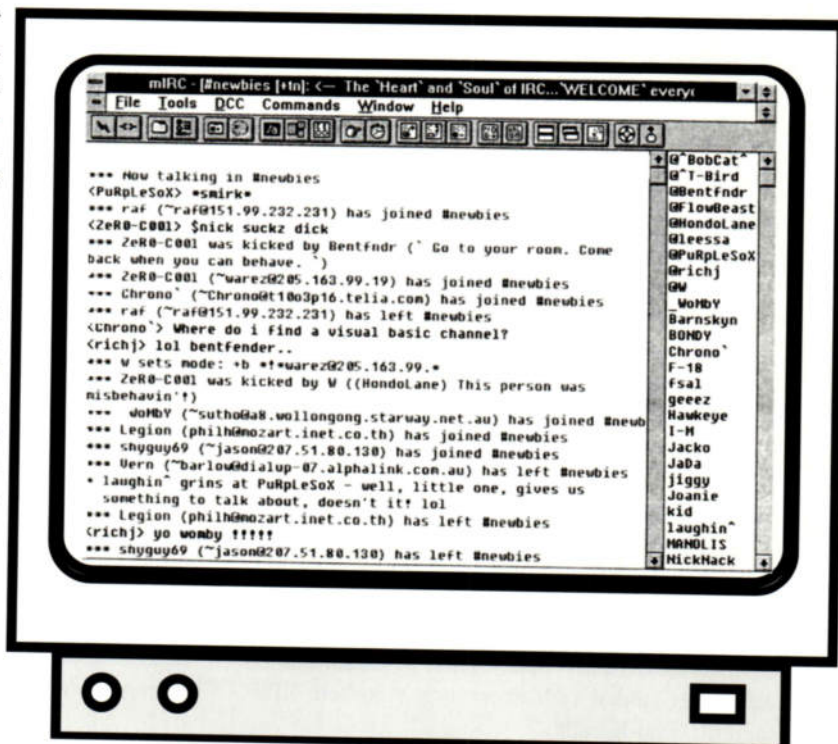
und beklagt seine mangelnden Deutsch-Sprachkenntnisse, findet diese Sprache wohl auch ein wenig „rustikal“:

*User 15 Sun, May 19, 7:35AM PDT (-0700 GMT)
Guten Tag User 14 dies ist ein deutscher Chat Raum
und deutsch ist nicht "rusty"*

*User 14 Sun, May 19, 7:38AM PDT (-0700 GMT)
User 15...I can speak a little (slang mostly); understand
it somewhat when you write it; but can't spell a word.*

*User 15 Sun, May 19, 7:38AM PDT (-0700 GMT)
Dann wird's aber Zeit !*

Der IRC (Internet Relay Chat) kann als Softwareanwendung verstanden werden, die „Connections“ zu internationalen Chat-Netzen (z.B. Undernet) einrichtet und, vergleichbar einem internationalen CB-Funk, den Anschluß an einen Kanal bzw. die Einrichtung neuer Kanäle zuläßt. Mit speziellen Kommandos kann sich der User in einzelne „channels“ einloggen bzw. wieder hinausgehen. Das Einloggen in den „Newbies“-Channel des European Undernet erzeugt die folgende Bildschirmansicht:



Diese für Nicht-User (aber wahrscheinlich nicht nur für diese) sicher reichlich verwirrende Ansicht vermittelt einen Eindruck von den oben angesprochenen neuen bzw. „abweichenden“ Interaktionsstrukturen: Die wenigen „Äußerungen“ der im Kanal eingeloggten User werden überlagert von einem Wust an Kommen-und-Gehen-Meldungen; dazu kommen Meldungen über „Verwaltungsaktivitäten“ (mit Begründungen: User ZeR0-C001 – „This person was misbehavin'!“ – wird von IRC-Operator (Op) Hondolane aus dem Kanal „gekickt“) sowie die mit einem Stern gekennzeichneten „Messages“, die andere im Kanal eingeloggte User über Situation / Befindlichkeit des Absenders informieren sollen, aber oft zum Transport scheinbar distanzierter Äußerungen Verwendung finden. Interessant ist auch der Umstand, daß im „Newbie“-Channel, der eigentlich zur Beratung und Unterstützung von IRC-Neulingen dienen soll, auch vertrautere Kontakte zwischen Usern zu bestehen scheinen und diese Vertrautheit durch laughin^ auch offen artikuliert wird. Umgekehrt geht die relative Anonymität der Chat-Partner bzw. Netz-Interaktanten (in Chat-Kanälen werden in der Regel Pseudonyme, sog. nicknames, verwendet) oft mit einer Abschwächung der Selbstkontrolle, mit niedrigeren Reizschwellen, weniger gehemmten Aggressions- und anderen Lüsten einher.

Weitere wichtige Merkmale von IRC-Dialogen können anhand der obigen Abbildung nur erahnt werden, wie die bei halbwegs schnellem Netzzugang in Chat-Gruppen mit mehreren aktiven Teilnehmern recht flott über den Bildschirm fließende Textmenge, die den Überblick des einzelnen Users mehr oder weniger stark beeinträchtigen kann, oder der zusätzliche Austausch von Text- und Bilddateien über DCC- (Direct Client to Client-) Tools im Hintergrund.

Die in den Chat-Kanälen vorherrschenden Themen dürften um die Schwerpunkte Sex (z.T. mit dem Austausch einschlägiger Bildchen), regionale bis nationale „Identität“, Alltagsplausch (z.T. altergruppen- und geschlechtsspezifisch) und weitere Dauerthemen kreisen, es finden sich aber auch ziemlich differenzierte Chat-Kanäle.

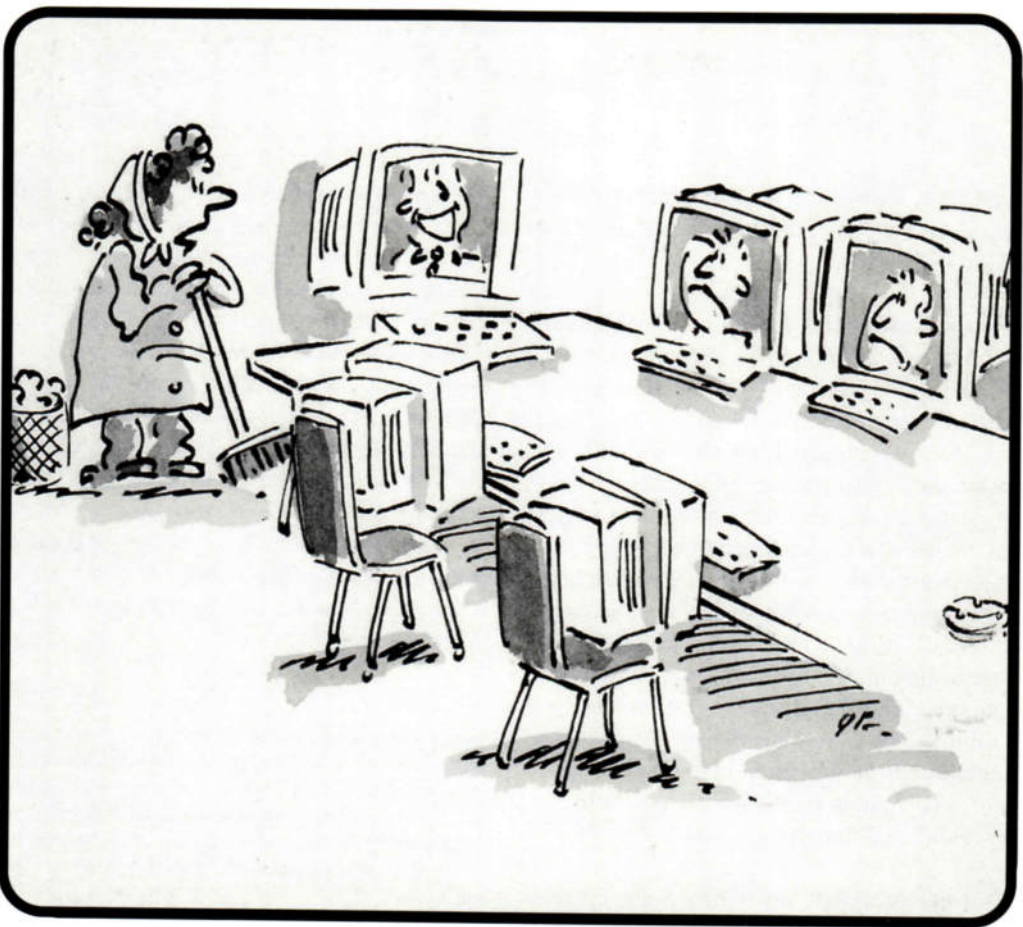
So kann Chat-Interaktion mit ihren oben skizzierten, gegenüber normalen Gesprächssituationen doch recht reduzierten Grundstrukturen und mit bisweilen konflikträchtigen bzw. emotional aufrührenden Inhalten zu überaus harschen Schlagabtauschen führen – wildest „Hinauskicken“ aus dem Kanal, Enthüllung der Identität von Netzbeschmutzern und schließlich ihre „Verbannung“ aus dem jeweiligen IRC-Netz sind mögliche Sanktionen:

*<User 12> Egon Maier DU BIST SO GUT WIE WEG
(Egon Maier IST USER 13)*

Durch die extrem reduzierte Interaktionsstruktur im Netz sich zwangsläufig ergebenden Mißverständnissen, Konflikten etc. wird aber nicht nur durch die oben geschilderten Sanktionspotentiale begegnet, sondern auch durch einen eigenen Verhaltenskodex, die sog. „Netiquette“, Rechnung getragen. In diesem Netz-Knigge wird davor gewarnt, sich zu „verbalen Ausbrüchen hinreißen“ zu lassen, oder etwas zu schreiben, was man dem Adressaten „nicht auch vor anderen Leuten ins Gesicht sagen“ würde. Insbesondere solle man darauf achten, ob nicht vielleicht „Sarkasmus oder eine ähnliche Abart des Humors :-“ benutzt wurde, ohne ihn mit dem Smiley-Symbol „;-“ zu kennzeichnen...“. Zur Kennzeichnung seiner „abartigen“ Humoranfälle steht so dem kundigen User eine ganze Batterie an subtilen Zusatzzeichen zur Verfügung:

*Na, lieber Hefte-Leser, heute schon das Brett vorm Kopf poliert ???
(-: (bin Linkshänder ;-)*

Dieser „sarkastischen“ Äußerung („höchster Grad bitterer Ironie“ lt. Sachwörterbuch der Literaturwissenschaft) wird durch den beigelegten smiley natürlich jede Form von verletzender (?) Ironie (?) genommen, und so kann im Online-Chat, aber auch in E-Mails, Newsgroup-Artikeln usw. munter weitergepöbelt werden – bis der Op klickt. Immerhin zeigen „Netiquette“ wie auch das oben beschriebene Sanktionspotential, daß man sich der besonderen Bedingungen von Netzinteraktion vielfach durchaus bewußt ist.



Einschlägige Konflikte und ihre Abarbeitung können aber auch nach einem privat-internen Schema ablaufen, zu einem Kanal-Insider-Ritual gehören. Dies gilt für Chat-Kanäle mit klarem Rollenspiel-Charakter, insbesondere etwa im Bereich der diversen S/M-Praktiken und sonstigen parasexuellen Spielarten. Auch die faszinierenden MUDs (Multiple User Dungeons bzw. Multi User Domains) weisen diesen Rollenspiel-Charakter auf und können als eigentliche Paradigmen jener vielbeschworenen virtuellen Realität gelten, die allzu oft auf die durch Datenhandschuhe, Cybermasken und ähnliche Instrumente vermittelten „Realitäts“-Konstrukte reduziert wird. „MUDs are live, role-playing games in which you enter assume a new identity and enter

an alternate reality through your keyboard“, erklärt der bereits zitierte Big Dummy. In einem MUD wird zwar in Textform, ähnlich den Chat-Dialogen, kommuniziert, und aus „Wahrnehmungen“ oder „Aktionen“ der Spieler resultieren textuelle Beschreibungen der wahrgenommenen oder bewirkten Zustände. Trotzdem basiert ein MUD in hohem Maße auf räumlich-visuellen Strukturen, insofern Personen bzw. Spieler und weitere (programmierte) Objekte in mitunter sehr komplexen örtlichen Gegebenheiten permanent interagieren.

Die besondere Eigenart von MUDs verlangt die Übernahme einer Rolle, die sich von Geschlecht und sozialem Hintergrund des Spielers drastisch unterscheiden

kann: „At least during the fictional game, individuals explore imaginary positions while in communication with others.“

Nach Ansicht des Literatur- und Medienwissenschaftlers Mark Poster⁷ schaffen sich die Mitspieler in MUDs eigene quasi-virtuelle Realitäten, entfalten gar neue Kulturräume. Den Grad der Fixierung von MUD-Spielern an diese virtuelle Realität sieht er exemplarisch ausgedrückt in jener Existenzkrise des MUD „LambdaMOO“, die durch einen Vergewaltigungs-Rollenspieler ausgelöst wurde und zu hektischen Konferenzen der Mitspieler über Sanktionierung des Bösewichts und grundlegende Teilnahmebedingungen bis hin zur Einführung eines LambdaMOO-spezifischen Abstimmungssystems führte. Nach Aussagen von Mitspielern führe „continuous participation in the game [...] to a sense of involvement that is somewhere between ordinary reality and fiction“.

In der postmodernistischen Sicht Posters löst der (postmoderne) „Modus“ der Information durch Kommunikationspraktiken, die das menschliche Subjekt als instabil, vielfältig und diffus konstituieren, den (modernen) „Modus“ der Produktion durch Handlungsmuster, die das Subjekt als autonom und rational-instrumentell setzen, ab. Viele der oben beschriebenen netztypischen Interaktionsstrukturen scheinen diesen Paradigmenwechsel in wesentlichen Punkten zu bestätigen.

Die Frage bleibt, ob dieses dezentriert-postmoderne Subjekt, seinen diversen (virtuellen) Realitäten verhaftet, sich erst in den Kommunikationsnetzen des zweiten Medienzeitalters entwickelt oder nicht schon ein alter Hut der Geistesgeschichte des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts ist. Und wie es (besagtes Subjekt) mit der Erfahrung seiner Dezentriertheit im Netz und außerhalb umgeht. Die diesbezügliche Angebotspalette reicht von der Flucht in die virtuelle Realität eines MUD über die Teilhabe an kurz- oder längerfristig angelegten virtual communities bis hin zur (wirklich überholten?) „modernen“ rational-instrumentellen Netzdurchdringung mit mehr oder weniger knallhart-

funktionalen Zielsetzungen (Profit, Effizienz, Medienmacht etc.) oder zu den optimistischen Visionen einer basisdemokratisch steuerbaren Massenkommunikation, wo sich die „Authentizität der Öffentlichkeit, wie sie den Gruppen rasonnierenden Publikums in den Caféhäusern des ausgehenden 17. Jahrhunderts zu eigen war, in den Computernetzwerken“ neu realisieren soll, weil nämlich die private Meinung einer jeden Person im Netzwerk die gleiche Chance habe, zur Veröffentlichung zu gelangen, wie die einer Organisation.⁸ Das postmodern-dezentrierte Subjekt könnte natürlich auch offline bleiben, durchfallen zwischen den Netzmaschen – um den Preis seiner Postmodernität?

1 Die im folgenden wiedergegebenen Dialogsequenzen, Auszüge aus Usenet-Artikeln und sonstigen Nachrichten / Postings in irgendwelchen Netzen sind anonymisiert mit Ausnahme des IRC-Fensters auf S. 35, das einen möglichst authentischen Eindruck von der Benutzerschnittstelle und den Standard-Interaktionen eines IRC-Channels (der harmloseren Sorte) vermitteln soll.

2 Stimmen diverser Kritiker, zit. nach Nicola Doering: Einsam am Computer? Sozialpsychologische Aspekte der Usenet Community, Berlin 1994. Zu finden unter <ftp://ftp.uni-stuttgart.de/pub/doc/networks/misc/einsamkeit-und-usenet>.

3 Vgl. die o.a. Arbeit von Nicola Doering – problematisch allerdings der Ansatz, Einsamkeitsaspekte der Usenet Community fast ausschließlich durch „Netzumfragen“ bei Usenet-Nutzern beleuchten zu wollen.

4 Bayern Online. Datenhochgeschwindigkeitsnetz und neue Kommunikationstechnologien für Bayern. Hrsg.: Bayerische Staatskanzlei – Öffentlichkeitsarbeit – München o.J.

5 Ein MUD (Multi User Domain oder Multiple User Dungeon) ist eine Art Online-Rollenspiel – vgl. die genaueren Beschreibungen unten.

6 Electronic Frontier Foundation (1993): The Big Dummy's Guide to the Internet. Zu finden z.B. unter <http://www.uni-koeln.de/themen/cmc/text/eff.93.txt>.

7 Mark Poster: Postmodern virtualities. Zu finden unter: <http://www.hnet.uci.edu/mposter/writings/internet.html>. Mark Posters Home-Page: <http://joshua.hnet.uci.edu/mposter>.

8 Kellermann, Juergen: Mit Mailboxnetzen Gegenöffentlichkeit schaffen? Ein Versuch – dargestellt am Beispiel der Computervernetzung Z-Netz/CL-Netz. 1993. Zu finden unter: <http://www.uni-koeln.de/themen/cmc/text/kellermann.93.txt>.

Die neue EIS-Zeit/ the new ICE age

Von Otto Spaniol

VON DER IBM-ZEIT ZUR EIS-ZEIT: Das ist scheinbar widersinnig. Ist die Reihenfolge nicht verkehrt? Liegt denn die IBM-Zeit nicht wesentlich später als die Eiszeit? Wäre ein solcher Rückschritt überhaupt wünschenswert? Die Erklärung ergibt sich aus einer Neudefinition der Abkürzungen IBM und ICE, nämlich:

IBM = Informatik macht Böses fürs Militär.

ICE = Information, Communication und Entertainment ist die neue Herausforderung!

Die neue EIS-Zeit verändert die Welt

Die provokativen Interpretationen müssen etwas näher erläutert werden: Ein entscheidendes Motiv für den Ausbau der Informatik (vor allem für die Konstruktion von Supercomputern) war der Wunsch nach höherer Rechenleistung, um dem politischen Gegner militärisch überlegen zu sein. Informatik war also zu großen Teilen militärgetrieben, auch wenn es zahllose nichtmilitärische Anwendungen gibt. Aber dann kam das Jahr 1989 – und die militärische Dimension fiel weitgehend weg. Was kann bzw. wird an ihre Stelle treten? Eine interessante These besagt, daß der Entertainment-Sektor die neue treibende Kraft sein wird. Das wird bereits heute erkennbar, wenn man sich die z.T. enormen Rechneranforderungen von modernen Computerspielen ansieht: Also hin zur „neuen EIS-Zeit“, d.h. „Elektronische Informationsverarbeitung und Spiele“ (als Versuch der Übersetzung von ICE age ins Deutsche).

Es wird täglich deutlicher, daß neue Informations- und Kommunikationstechnologien die Welt verändern. Man kann wirklich von einer ‚Revolution‘ sprechen – die etwa mit der Erfindung der Schrift oder des Buchdrucks vergleichbar ist. Durch neue Hochgeschwindig-

keitsnetze und Multimedia-Technologien ‚schrumpft‘ die Welt. Geographische Entfernungen werden irrelevant. Traditionelle Strukturen werden radikal verändert. Zwei Beispiele dafür:

Durch ICE-Technologien entfallen traditionelle Arbeitsmarktvorteile

Im 19. Jahrhundert und auch im überwiegenden Teil des 20. waren Maschinen weitgehend stationär. Produktion war nur dort durch geschultes Personal möglich, wo diese Maschinen aufgestellt waren; das Wort Standortvorteil ist bezeichnend. Wir können diese Phase als „Zeitalter der Heidelberger Druckerpresse“ oder als „Manchester-Ära“ bezeichnen. Im späten 20. Jahrhundert sind durch Informations- und Kommunikationstechniken (Stichwort: Datenauto-bahn) Standortvorteile unwichtig geworden und oft ganz entfallen. Das liegt auch daran, daß sich die Natur produzierter Güter verändert hat. Mehr und mehr Güter können über Computernetze

EIS-Zeit = ICE age, wobei:

I = Information

C = Communication

E = Entertainment

Der Begriff „the new ICE age“ wurde von Peter Cochrane und Bill Whyte eingeführt, die seit Ende 1992 eine Reihe von Manuskripten verschiedener Autoren für die Zeitschrift *British Telecommunications Engineering* eingeworben haben. Sie wollen diese Artikel in überarbeiteter Form als Buch veröffentlichen, was sich leider länger als geplant verzögert.

Der Beitrag von Otto Spaniol soll zeigen, wie die sogenannten EIS-Zeit-Technologien unser Leben verändern werden. Es werden Beispiele für neue Anwendungen beschrieben, aber es wird auch auf Risiken, Seiteneffekte und Akzeptanzprobleme eingegangen.

transportiert werden. Vorteile wegen Nichttransportfähigkeit von Anlagen sind also weitgehend weggefallen und gelten allenfalls noch (aber wohl auch nicht mehr lange) für die Vor-Ort-Verfügbarkeit von qualifiziertem Personal. Im 21. Jahrhundert wird der Erzeugungsort von elektronischen Gütern überhaupt keine Rolle mehr spielen, weil Informationen weltweit über erheblich leistungsfähigere Datenautobahnen zu geringen Kosten und ohne nennenswerten Zeitverlust transportierbar sind. Software kann ebenso gut in Durban wie in Dudweiler erzeugt werden. In Kuala Lumpur vielleicht sogar besser – auf jeden Fall aber billiger – als in Karlsruhe-Rüppurr!

Was man heute braucht, ist ein (mobiler) Rechner und Zugang zu einem leistungsfähigen Kommunikationssystem. Ist das gegeben, dann kann die Produktion erfolgen:

– außerhalb von Büros, d.h. im häuslichen Arbeitszimmer (wodurch Bau- und Mietkosten für Büros eingespart werden – ein erheblicher Kostenfaktor!)

– außerhalb des Landes oder sogar außerhalb des Kontinents. Bereits heute wird Computer-Arbeit in (Noch-)Billiglohnländer verlegt. So wird etwa ein Teil der Lufthansa-Flugbuchungen in Indien abgewickelt. Diese Verlagerungen erfolgen vorwiegend aus Kostengründen. Langfristig wird jedoch das Qualitätsargument entscheidend sein, d.h. die Produktion wird dort erfolgen, wo die bestausgebildeten Mitarbeiter für immer anspruchsvollere Tätigkeiten zur Verfügung stehen.

ICE-Technologien ändern Arbeitsweisen

Die Art und Weise, wie Informationen erzeugt und verarbeitet werden, wird sich gewaltig ändern. Bis vor wenigen Jahren war man genötigt, ein Problem allein oder in einem kleinen Team zu bearbeiten. Jetzt aber kann man eine Fülle von zusätzlichen Informationen (z.B. via Internet-Surfing) ausnutzen. Ein Kollege sagte mir, daß seine Tochter zur begeisterten Internet-Anhängerin wurde als sie ein Referat über eine Maupassant-Novelle zu schreiben hatte und über

das Internet schnell fündig wurde; das Referat schrieb sich danach quasi von allein.

Einer meiner Studenten charakterisierte die Änderung seiner Arbeitsweise folgendermaßen: „Warum soll ich lernen, wie ich ein Problem lösen soll, wenn ich die Lösung auf dem Internet finden kann?“. Wir fragen also nicht mehr „wie kann ich mein Problem lösen?“, sondern „wo kann ich die Lösung finden?“. Allerdings sollten wir unseren Studenten schonend beibringen, daß nicht alle Antworten zu allen erdenklichen Problemen im Internet stehen!

Nützlich – oder Zeitverschwendung?

Zwei Vorläufer der kommenden ICE-Zeit sind besonders bekannt geworden: Electronic Mail und World Wide Web („Internet surfing“). Bezüglich des Buchstabens E (= „Entertainment“) im Begriff „ICE-Zeit“ kann man darauf hinweisen, daß Internet-Surfing deutlich unterhaltsamer ist als die profane elektronische Post. Es wird immer wieder gefragt, ob diese Techniken nutzbringend oder zeitverschwendend sind. Einige „Experten“, welche die neuen Systeme eher vom Hörensagen kennen, favorisieren die zweite Alternative. Man sollte bei solchen Äußerungen vorsichtig sein. Sie könnten von jemand stammen, der Computer haßt, weil er sie nicht bedienen will oder nicht bedienen kann.

Oft hört man Bemerkungen wie: „95 Prozent meiner elektronischen Post ist Müll – und daher mag ich die restlichen 5% auch nicht“. Nach meiner Ansicht kann man solchen Pauschalurteilen nicht zustimmen, denn elektronische Post hat sicher sehr positive Aspekte.

1. Electronic mail ist schnell

Unterschiedliche Zeitzonen (Amerika, Europa, Ostasien) werden irrelevant. Die Anfrage eines Kollegen wird beantwortet, während dieser schläft, in 24 Stunden können mehrere Nachricht-

ten und entsprechende Kommentare hin- und hergeschickt werden. In kurzer Zeit können „stabile“ Versionen gemeinsam erstellter Dokumente entstehen, was mit normaler Post und auch via Telefon wegen der unterschiedlichen Zeitzonen erheblich länger dauern würde. Natürlich ist Geschwindigkeit nur eine Seite der Medaille: Wir brauchen zur Bearbeitung eines Problems auch Zeit zum Nachdenken. Es wird oft kritisiert, daß neue Medien Schnellschüsse fördern und daher kontraproduktiv seien. Das ist richtig, aber jede neue Technologie kann sowohl in guter wie auch in schlechter Weise eingesetzt werden. Es liegt an uns, zu wählen.

Einige traditionelle Bestandteile „normaler“ Schriftkommunikation werden sich allerdings ändern:

O rthographie und Grammatik werden unwichtiger, weil elektronische Nachrichten häufig nicht lange aufbewahrt werden, da kümmert mangelnde Genauigkeit wenig. Außerdem werden Sonderzeichen wie Umlaute etc. auf fremden Bildschirmen häufig in recht abstruse Form umgesetzt, an die man sich zunächst einmal gewöhnen muß; weitere Fehler fallen dann nicht mehr besonders auf. Aber bei gesprochener Kommunikation akzeptiert man ja auch ungenaue Aussprache oder z.B. Dialekte; bei elektronischer Kommunikation ist es ähnlich.

D er Stil der Formulierungen ist wenig ausgefeilt. Wenn mit internationalen Partnern in englischer Sprache kommuniziert wird, einigt man sich häufig auf eine Art von Pidgin English. Das mag Englischlehrer betrüben, ist aber ganz hilfreich, wenn das Englische nicht die Muttersprache der Kommunikationspartner ist.

2. Electronic mail ist nützlich

Viele Prozesse werden durch elektronische Kommunikation vereinfacht. Einige Beispiele dafür:

A ufruf zu und Meldung von Vorträgen für Konferenzen, Beurteilung durch anonyme Gutachter, Erstellung eines Tagungsbandes, Versand der Programme, Registrierung

usw. Im Extremfall kann sogar die gesamte Konferenz elektronisch durchgeführt werden.

I nteressante Informationen (neue Ergebnisse, Stellenausschreibungen) können via Schneeballeffekt an andere Benutzergruppen verteilt werden. Allerdings kann man auch hier durch Übertreibung Schaden anrichten. Es ist vorgekommen, daß ich ein und dasselbe Konferenzprogramm auf elektronischem Wege mehr als 30(!) mal erhielt und deshalb verärgert auf die eigentlich geplante Teilnahme verzichtete.

N eue Forschungsergebnisse können unverzüglich elektronisch verteilt werden. Neben der schnelleren Verbreitung kann das auch der Beweissicherung dienen. Nicht selten wurde während der bisher sehr langen (oft mehrjährigen) Begutachtungszeit ein neues Resultat von anderen „gestohlen“.

3. Electronic mail ist einfach

Die meisten Systeme der elektronischen Post sind so einfach zu bedienen, daß auch ein Ungeübter die wichtigsten Elemente (welche für 99% der Nutzung ausreichen) in kürzester Zeit erlernen kann. Durch die leichte Bedienbarkeit hat die neue Kommunikationsform in vielen Fällen bereits die konventionelle Briefpost weitgehend ersetzt. Letztere beschränkt sich fast ausschließlich auf Reklamendrucksachen, die meist sofort weggeworfen werden oder wichtige Dokumente wie Gutachten oder Verträge. Aber auch in diesem Sektor werden wegen der meist knapp gesetzten Deadlines die juristisch (wegen des Fälschungsrisikos) eigentlich fragwürdigen Systeme wie Fax oder Electronic Mail bereits häufiger genutzt.

N icht zu vernachlässigen ist der Umweltaspekt! Uninteressante oder kurzlebige Nachrichten (z.B. über eine Terminverschiebung) können ohne Umweltbelastung entsorgt werden. Der elektronische Papierkorb ist ökologisch vorbildlich. Durch die Nutzung der „Delete“-Taste hat schon so mancher Baum überlebt. Allerdings kann man auch hier unzweckmäßig vorgehen. Einer meiner Kollegen läßt seine

gesamte elektronische Post von seiner Sekretärin ausdrucken – vielleicht weil er fürchtet, daß sie sonst nichts mehr zu tun hätte.

Die Beispiele sollten gezeigt haben, daß neue Technologien sehr positive Aspekte haben – wenn sie sinnvoll eingesetzt werden! Ihr schneller Erfolg wird allerdings durch die Diktatur einer bequemen Minderheit behindert. Zuviele Leute nutzen Zitate wie „Mein Freund mag keine Elektronische Post, also warum sollte ich?“ als bequeme Ausrede.

Natürlich gibt es mit neuen Medien auch neue Probleme. Wie soll man mit dem enormen Wust an Informationen fertig werden? Die Antwort lautet: durch geeignete Filterung! Das kann erreicht werden durch „handgestrickte“ Techniken wie bei der normalen Post auch, wo man absender- oder inhaltsbezogen manchen Brief und viele Drucksachen ungeöffnet wegwirft. Noch zweckmäßiger sind automatisch lernende Systeme, die einem zunächst einige Testmuster präsentieren. Mit erstaunlich wenig Aufwand kann damit der individuelle „Geschmack“ erlernt und ein besserer Schutz gegen Informationsüberflutung erzielt werden.

Entertainment gerät häufig mit der immer schlechter werdenden durchschnittlichen Qualität von Fernsehprogrammen in Mißkredit. Sehr oft (und zum Teil berechtigterweise) richtet sich die Kritik gegen Mißbrauch von Entertainment-Angeboten, z.B. gegen exzessive Nutzung von Computerspielen. (V)idiotie ist eine drastische Formulierung für solche Auswüchse. Es ist schwer oder unmöglich, gegen solche Argumente anzugehen, weil die genannten Effekte nicht geleugnet werden können. Allerdings gibt es auch positive Aspekte von Entertainment (und man sollte sich fragen, ob sie die negativen nicht mindestens ausgleichen).

Entertainment (z.B. durch Fernsehen) erhöht den Informationsstand:

Selbst bei noch so unzweckmäßiger Nutzung des TV-Angebots wird sich der allgemeine Informationsstand der Bevölkerung verbessern. Heutzutage wäre es unmöglich, ein Feindbild zwischen

Deutschland und Frankreich auf- und auszubauen. Nach meiner Auffassung wäre der zweite Weltkrieg in dieser Form nicht möglich gewesen, wenn es vor 60 Jahren bereits grenzübergreifende Rundfunk- und Fernsehprogramme bzw. Tourismus gegeben hätte. Auch der Zerfall der DDR resultierte mehr aus dem Westfernsehkonsum der DDR-Bürger als aus politischen Initiativen.

Entertainment verbraucht Freizeit:

Dieser Aspekt kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn mit zunehmender Automatisierung verbleibt weniger „Arbeitsmenge“ – und die steigende Freizeit muß irgendwie verbraucht werden. Welcher Bedarf dafür besteht, sieht man an den durch pure Langeweile verursachten Ausschreitungen von Jugendlichen, wenn geeignete

Negative Einschätzungen – positive Effekte

Freizeitangebote fehlen. Die Fußballbundesliga ist ein wichtiges Regulativ für aufgestaute Energie und Aggressionen. Wir brauchen mehr solcher Angebote – und dafür müssen wir elektronische Medien gezielt einsetzen.

Gestaltung von Benutzeroberflächen durch Entertainment:

Benutzeroberflächen werden überwiegend durch Anforderungen von Computerspielen verbessert. Kein Computer-Kid würde sich heute mehr mit einem Computerspiel aus dem Vorjahr abgeben. Deshalb haben Hersteller ein natürliches Interesse an ständig verbesserter Gestaltung, was (wenn auch mit Verzögerung) anderen Bereichen zugute kommt. Wo Entertainment keine Rolle spielt, bleiben Benutzeroberflächen grausam schlecht, weil es keinen Zwang für wirkliche Verbesserungen gibt. Benutzer von Textverarbeitungssystemen kennen die Problematik. Oder denken Sie an die völlig unverständlichen Bedienungsanleitungen für Tastentelefonapparate. Bei aller Problematik von Computerspielen: Durch diesen Massenmarkt wurden und werden Mensch-Maschine-Schnittstellen und Benutzeroberflächen entscheidend verbessert.

Ist Gott ein „Mutant“??

Die Erschaffung eines A-Religiösen, A-Politischen Raumes. Das Sammeln von Portraits (Menschenbilder) über E-Mail und normaler Post.

Die Dokumentation der Portraits im Web (HTML-Seite).

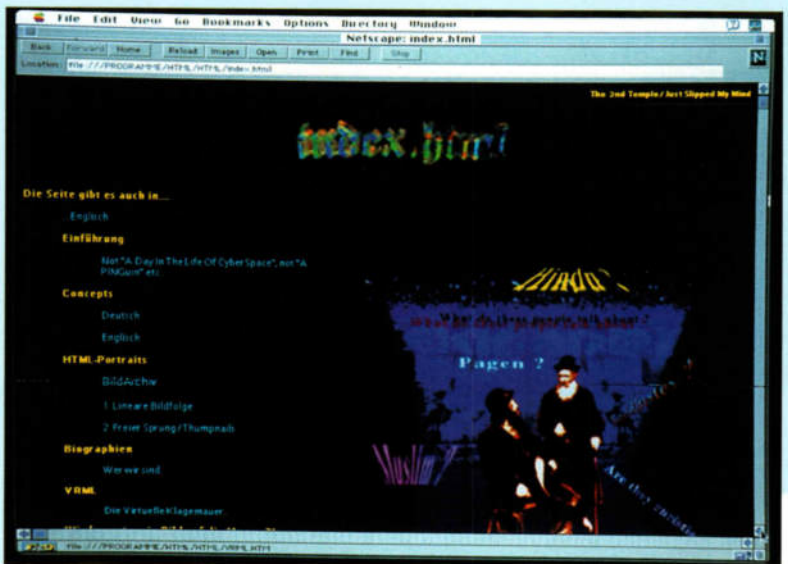
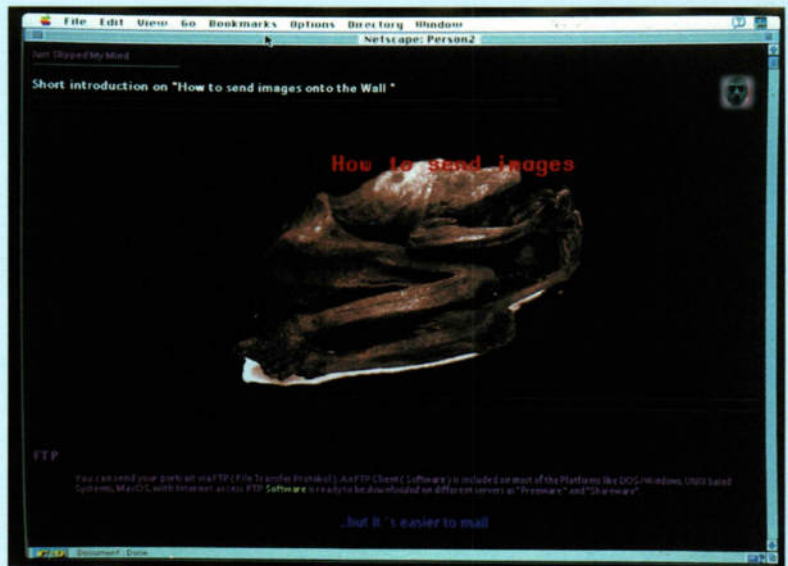
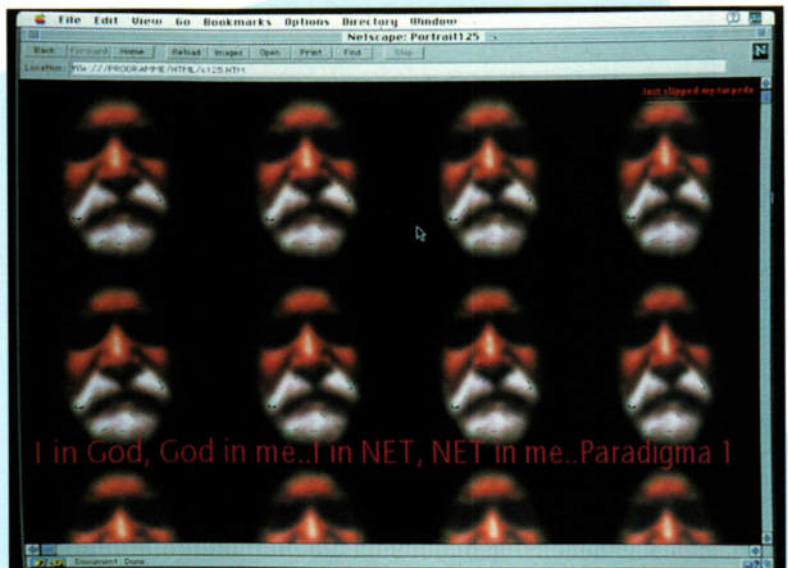
Die Namen der Portraitierten werden in einer eigenen Datei geführt. Der Name der Person und das Portrait werden getrennt verwaltet, da ich einen Schutzraum für wichtig erachte. Mit dem Portrait kann jeder auch einen „Persönlichen Satz“ beifügen (Signatur). Die Anordnung der Bilder unterliegt dem reinen Zufall. Für mich gibt es keine V.I.P.-Ecke auf der Klagemauer.

Die Installation der Portraits in VRML (Virtual Reality Modelling Language) auf eine „Virtuelle Mauer“, die ihre Entsprechung in der „wirklichen“ Welt im zweiten Tempel hat, der sog. Jerusalemer Klagemauer.

Ferzi Konuk

<http://www-wjp.cs.uni-sb.de/art/ferzi/p2>

(ein Projekt der HBK Saar)





The Robe/Das Gewand

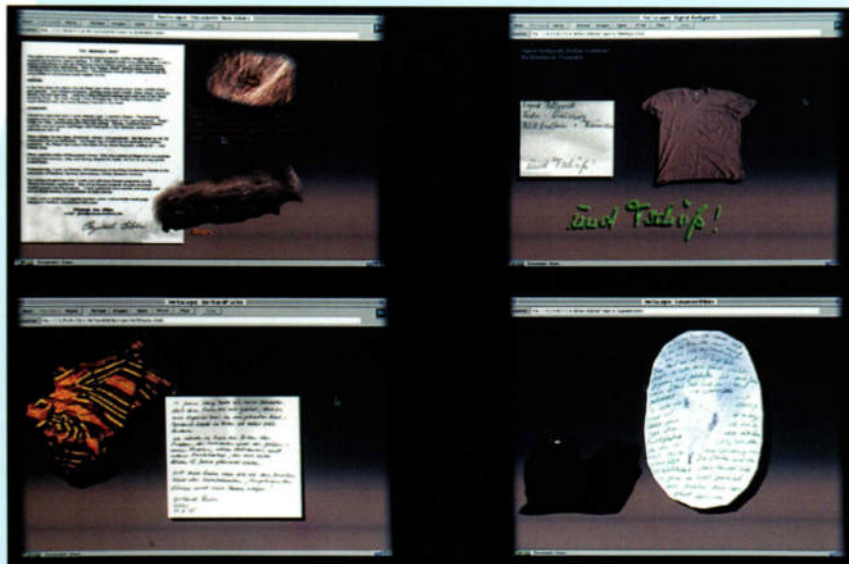
„The Robe / Das Gewand“ ist ein internationales, interaktives Projekt, existent in zwei „Welten“, in der sogenannten Realität und im Internet, wo es als virtuelles Projekt zu finden ist.

Die Essenz der Arbeit ist Kommunikation, kommunizieren, durch Sprache, Bilder, Material und ein Gedankengewebe zu erstellen, das in der Realität skulpturell und virtuell verankert ist.

Ich erschaffe ein Gewand von 10 m Höhe, einem Bodenumfang von 25 qm, sich auf 1,5 qm nach oben verjüngend – es wird von einer speziellen, hängenden Konstruktion getragen.

Die virtuelle Arbeit besteht aus hauptsächlich graphischen WWW-Seiten, Animationen, digital manipuliertem Photomaterial der Kleider und Texte zu virtuellen Bildern.

Leslie Huppert
<http://www-wjp.cs.uni-sb.de/art/leslie/p1>
 (ein Projekt der HBK Saar)



Entertainment ist ein Segen für Verlage und Bibliotheken:

Der kommerzielle Durchbruch (nicht zuletzt wegen akzeptabler Preise) für CD-ROM's wurde allein durch den Massenmarkt der HiFi-Musik ermöglicht, also durch reinrassiges Entertainment. Undank ist der Welt Lohn: U-Musik wird häufig verachtet. Aber die kostengünstige CD-ROM-Produktion hat positive Auswirkungen auf „Nicht-Musik-Bereiche“. Viele Verlage und Bibliotheken können nur noch durch Einsatz neuer Techniken überleben, denn die Absatzzahlen für Fachbücher gehen dramatisch zurück, weil es zu viele von ihnen gibt und weil sie ständig teurer werden. Eine CD-ROM-Scheibe ist viel billiger und kann den Inhalt gleich mehrerer Bücher aufnehmen – mit vielen zusätzlichen Hilfsmitteln für Visualisierung, Querverweise, Animationen usw. Außerdem wird nur ein Bruchteil der Stellfläche benötigt. Das sind Vorteile, die man erst zu schätzen lernt, wenn man sich an den andersartigen Umgang gewöhnt hat.

Alle diese positiven Effekte wären ohne die katalytische Wirkung des „Entertainment“-Sektors unmöglich gewesen. Stattdessen wären andere Systeme gekommen (oder die alten wären mehr oder weniger unverändert geblieben), und vielleicht wären diese anderen Systeme ja auch irgendwie „besser“. Sicher ist nur, daß die Entwicklung nicht annähernd so rasch vorangeschritten wäre.

Warum wird die neue ICE-Zeit so zögerlich akzeptiert?

Neue Technologien werden nur dann wirklich akzeptiert, wenn der Kunde glaubt, daß er „etwas davon hat“, d.h. seine Investitionen (in Geld und Zeit) müssen sich irgendwie rechnen. Aber ein positiver Nachweis ist keineswegs einfach. Er kann durch negative Pressemeldungen verhindert werden und wird außerdem von Alter, Ausbildung, Geschlecht und Nationalität des Kunden beeinflusst (um nur einige Parameter zu nennen). Eine neuere Umfrage hat ergeben, daß mehr als 98% der deutschen Internet-

Nutzer mindestens Abitur haben, daß mehr als 92% männlichen Geschlechts und die meisten unter 40 Jahre alt sind. Ich werde auf die daraus resultierende Ausgrenzung weiter Teile der Bevölkerung noch zurückkommen. Im Vergleich mit anderen europäischen Nationen ist die Freude am Spieltrieb und die Bereitschaft zur Nutzung neuer Systeme in Deutschland sehr viel niedriger als etwa in Frankreich. Der Deutsche ist zunächst einmal mißtrauisch und will alles kostenfrei haben. Man vergleiche die Entwicklung der Abonnentenzahlen von *Premiere* und *Canal+* (obwohl das vielleicht ein eher problematisches Beispiel ist).

Die Akzeptanz neuer Technologien kann außerdem durch unzuverlässige Einführungsstrategien behindert werden. Paradebeispiel dafür ist der Mißerfolg des Bildschirmtext-Systems in Deutschland verglichen mit dem französischen Minitel-System. In Deutschland wurden Endgeräte „seriös“ konzipiert. Also waren sie ebenso komfortabel wie teuer, die Kommunikationskosten waren abenteuerlich hoch. Daher konnten sich nur wenige mit Bildschirmtext anfreunden – und auch diese wenigen Nutzer wurden enttäuscht, weil sie nur mit wenigen anderen kommunizieren konnten. In Frankreich dagegen wurden Endgeräte praktisch verschenkt. Das System fand massenhaft Kunden – nicht zuletzt auch durch unkonventionelle Anwendungen wie „minitel rose“. In Deutschland gibt man zwar den Flop von Bildschirmtext zu, argumentiert aber damit, daß das französische Experiment auch heute noch in den roten Zahlen stecke und eine gigantische Fehlinvestition gewesen sei. Das mag finanziell gesehen richtig sein, aber die positiven Folgen der Vertrautheit der französischen Bevölkerung verglichen mit dem Analphabetismus fast aller Deutschen im Umgang mit elektronischen Medien können gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Ein anderes Beispiel einer verfehlten Einführungsstrategie ist die Umstellung konventioneller Telefonbücher auf elektronische Version. In Frankreich sind konventionelle Telefonbücher selten geworden, weil es seit langem das „annuaire électronique“ gibt, d.h. Telefonnummern werden über den Minitel-Dienst

erfragt. Wer aus Trotz, Faulheit oder Dummheit dieses System nicht nutzen will, muß sich das Telefonbuch kaufen. Ist das nicht auch ein Beitrag zum Umweltschutz?! Bei uns ist es leider umgekehrt. Ich erhalte jährlich drei Telefonbücher umsonst (oder besser: vergebens!). Die Kosten dafür (denn „umsonst“ kann es ja nicht hergestellt worden sein) werden auf die Tarife und damit auf die Kunden abgewälzt. Die umweltfreundliche elektronische Variante muß dagegen (bisher) teuer bezahlt werden oder wird aus Datenschutzgründen verteuert. Wen wundert da noch die mangelnde Akzeptanz?

Nun könnte jemand argumentieren, daß einem Bürger durch Mangel an Flexibilität oder durch Lernschwierigkeiten kein Nachteil entstehen dürfe, daß man also Verständnis dafür aufbringen müsse, wenn die Oma mit neuen Medien nicht so leicht umgehen kann wie ihr Enkel. Aber wie will man Leistung in unserer Gesellschaft fördern, wenn sich das Erlernen von Zusatzkenntnissen nicht lohnt?

Seiteneffekte und Risiken (und was dagegen zu tun ist)

Seiteneffekte und Risiken neuer Technologien sind unvermeidlich. Aber wir dürfen davor nicht die Augen verschließen, sondern müssen uns dieser Herausforderung stellen. Um eine Analogie zu geben: Die Gefahr durch ein herannahendes Krokodil wird

- nicht dadurch behoben, daß man sie ignoriert (Methode der naiven Techniker);
- und auch nicht dadurch, daß man vor ihr warnt (die Methode der Schlechtachter und – leider – der meisten Geisteswissenschaftler; „leider“ deshalb, weil sie sich mit der bloßen Warnung zufriedengeben),
- sondern dadurch, daß man wegspringt (d.h. geeignet auf die neue Situation reagiert).

Im folgenden sollen einige Risiken und Seiteneffekte etwas genauer dargestellt werden.

Konsequenz 1:

Mehr und mehr Leute werden zu elektronischen Analphabeten

Das halte ich für eine ebenso dramatische wie unvermeidliche Konsequenz neuer Medien. Im Gegensatz zum Buchdruck, der den Zugang zu Informationen erleichterte und verbilligte, werden neue Informations- und Kommunikationstechnologien vorwiegend von denen genutzt, die sich die hohen Kosten für ständig neue Versionen leisten können und die mit neuen Systemen schnell umzugehen lernen. Vor allem die ältere Generation droht völlig den Anschluß zu verpassen, aber das gilt auch für Leute mit geringerem Ausbildungsgrad und nicht zuletzt auch für Frauen. Es wird zwar häufig argumentiert, daß sich die Situation durch geeignetere Bedienoberflächen verbessern wird, aber ich glaube, daß sich die Schere eher weiter öffnen als schließen wird. Die heute elektronisch Unkundigen werden zwar eine bescheidene Alphabetisierung erreichen, aber zu diesem Zeitpunkt werden diejenigen, die heute schon elektronisch ausgebildet sind, noch viel weiter sein.

Konsequenz 2:

Verlust des „kollektiven Gedächtnisses“

Durch ICE-Technologien wird die Basis für Diskussionen eingeengt. Solange Information ein karges Gut war, konnten viele über die wenigen gemeinsamen Dinge diskutieren. In einem kleinen Dorf wußte jeder alles über komplizierte Verwandtschaftsverhältnisse (was eigentlich völlig irrelevant war, aber stundenlange dußlige Diskussionen ermöglichte, ich habe als Kind an vielen solchen „Meiereien“ teilnehmen müssen). Solange es ein einziges Fernsehprogramm gab – mit entsprechend hoher Einschaltquote – konnte über die am Vortag getragene Krawatte des Nachrichtensprechers diskutiert werden. Das geht heute nicht mehr. Die gemeinsame Basis für Diskussionen wird schmaler und riskiert im Stillschweigen zu enden. Nicht wenige Experten sind davon überzeugt, daß kulturelle Entwicklungen nur durch umfassende Diskussionsprozesse ermöglicht werden. Das würde die Innovationskraft von Computer-Kulturen in Frage stellen. Gegen die durch Computer prinzipiell ermöglichte soziale Vereinamung muß daher wirklich etwas getan werden.

Diskussionen müssen gefördert, gegebenenfalls sogar erzwungen werden. Die Technik kriegen wir in den Griff, die sozialen Nebeneffekte sind viel schwieriger zu beherrschen.

Konsequenz 3: Neue Gewohnheiten

ur wenige traditionelle Gewohnheiten werden die ICE-Zeit unbeschadet überstehen. Ich nenne eines von vielen Beispielen: In der sogenannten guten alten Zeit konnte man die entsetzlich langen Romane von Tolstoi oder Dostojewski noch lesen, weil man dafür eben Zeit hatte. Diese Fähigkeit geht rasch verloren, heute sind allenfalls noch Kurzgeschichten angesagt. Aber: waren denn diese Romane nicht für lange, kalte, dunkle und wodka-intensive russische Winterabende gedacht? Sind sie heute noch zeitgemäß?

Konsequenz 4: Neue Bedrohungen

er Zugang zu Informationen wird durch neue Technologien sehr erleichtert. Aber sie ermöglichen gleichzeitig auch das Schnüffeln in und gegebenenfalls das Verfälschen von Informationsbeständen. Computerkriminalität ist ein Problem; glücklicherweise sind entsprechende Meldungen bisher eher Panikmache als Realität. Die Horrormeldungen zum Michelangelo-Virus könnten durchaus von Anti-Virus-Programmverkäufern lanciert worden sein. Dennoch sind illegale Aktionen ein Problem, weil sie automatisiert werden können. Außerdem werden sie (leider) immer noch als Sport betrachtet. Besonders problema-

tisch ist auch, daß die Hemmschwelle für Aktionen gegen anonyme Einrichtungen wie Computer, Finanzämter etc. viel niedriger liegt als für Aktionen, die gegen natürliche Personen gerichtet sind. Dennoch: auch wenn Risiken und Seiteneffekte neuer Technologien unvermeidbar und evident



sind, dürfen wir den Einsatz dieser Technologien nicht in Frage stellen oder gar ablehnen. Es wäre auch verfehlt, eine vollständige Technikfolgenabschätzung zu verlangen, denn von der grünen Wiese aus kann man nicht alle Konsequenzen beurteilen, das geht nur mit praktischen Betriebserfahrungen. Oder glauben Sie, daß man die Abseitsregel im Fußball hätte definieren können, bevor irgendwelche Erfahrungen mit praktischen Fußballspielen vorlagen?

Neue Chancen durch die neue ICE-Zeit

Die neue ICE-Zeit schafft neue Möglichkeiten, die wir allenfalls in ersten Ansätzen erkennen. Es darf als gesichert gelten, daß zusätzlich zu den im folgenden beschriebenen Beispielen neue Anwendungen entstehen werden, von denen wir heute noch keine Vorstellung haben. Noch vor wenigen Jahren hatte wohl niemand das World Wide Web auf seiner Liste – und umgekehrt sind viele der damals vermuteten Anwendungen bisher nicht gekommen.

Distance Learning

Durch Informations- und Kommunikationstechnologien wird Lernen außerhalb von Hörsälen oder von Klassenräumen ermöglicht. Nur so kann eine geeignete Basis für lebenslanges Lernen bereitgestellt werden. Außerdem wird auf diese Weise der

Verzicht auf Schulung von Mitarbeitern. Das kann sich die deutsche Industrie aber langfristig wirklich nicht leisten. Es ist sogar möglich (und wird auch in Einzelfällen schon praktiziert), ganze Konferenzen „virtuell“ zu organisieren. Das Hauptproblem dabei dürfte in der zwangsläufig entfallenden zwischenmenschlichen Kommunikation liegen.

Tele-Arbeit

Der Arbeitsplatz der Zukunft ist nicht mehr notwendigerweise das „Büro“, sondern kann in vielen Fällen auch das häusliche Arbeitszimmer sein. Das spart Bau- und Mietkosten für Firmen, schafft damit Wettbewerbsvorteile und erleichtert den Zugang für bisher benachteiligte Bevölkerungsgruppen (siehe oben). Der Zeitgewinn durch Wegfall der Fahrten zur Arbeitsstelle ist enorm – und nicht zuletzt aus diesem letzten Grund ist die Sache auch ökologisch sinnvoll. Einer der problematischsten Seiteneffekte ist aber auch bei der Tele-Arbeit wieder die drohende soziale Vereinsamung.

Tele-Medizin

Dies ist eine besonders häufig genannte und besonders wichtige Anwendung neuer Informations- und Kommunikationstechniken. Mediziner können Expertisen von Fachkollegen einbeziehen, es gibt sogar schon erste Fälle, wo chirurgische Operationen „remote“ ausgeführt wurden. Vorreiter für solche neuen Anwendungen sind Regionen, in denen wegen der geographischen Struktur und/oder der Verteilung der Bevölkerung moderne medizinische Systeme nicht flächendeckend verfügbar sind. Ein besonders interessantes Beispiel dafür ist Griechenland, wo wegen der zahlreichen kleinen Inseln und der vielen oft schwer zugänglichen gebirgigen Regionen das medizinische Know-How im Raum Athen konzentriert ist. Das Wissen wird via Datenautobahn auf die Inseln exportiert.



Zugang für Bevölkerungsgruppen erleichtert, die bisher durch Kinderbetreuung, Pflege von Angehörigen, Wohnen auf dem „flachen Land“ usw. stark benachteiligt oder ausgeschlossen waren. Industrieseminare und Tutorials werden langfristig nur auf diese Weise durchführbar sein. Die hohen Kosten für Reise, Teilnahmegebühr, Arbeitsausfall usw. verleiten viele Firmen zum

Elektronischer Handel durch ICE-Technologien

Internet (und andere Systeme) werden langfristig nur erfolgreich sein, wenn sie nicht nur im akademischen Bereich, sondern intensiv auch kommerziell genutzt werden. Beispiele dafür gibt es bereits: Man kann viele Güter elektronisch bestel-



len, liefern und auch bezahlen, z.B. Software, Videos, technische Manuskripte, Bücher, Betriebsanleitungen und vieles andere mehr. Ein besonders erfolgreicher neuer Anbieter solcher Techniken, der zudem noch ein verblüffend einfaches Konzept zur gesicherten Abrechnung bereithält, ist First Virtual Holding (FV). Im vorliegenden Beitrag kann auf dieses System nicht näher eingegangen werden. Ausführliche Informationen können über die Leitseite <http://www.fv.com> im World Wide Web abgerufen werden.

Schlußbemerkung

Ist die neue EIS-Zeit (the new ICE age) ein Alptraum oder ein Schritt hin zum paradiesischen Zustand? Wie üblich liegt die Wahrheit irgendwo zwischen diesen beiden Extremen. Sicher ist aber,

daß die ICE-Technologien unser Leben gründlich verändern werden und dies heute schon tun. Sicher ist auch, daß die neuen Technologien Seiteneffekte und Risiken haben, von denen viele durch geeignete Gestaltung gemildert oder aufgefangen werden können. Einige Konsequenzen müssen aber als unvermeidlich bezeichnet werden – und daran können wir auch durch Kopf-in-den-Sand-stecken (d.h. durch Ablehnen der neuen Technologien) nichts ändern.

Insgesamt gesehen ist festzustellen,

- daß die neuen ICE-Technologien nützlich sind;
- daß sie die neuen treibenden Kräfte für zukünftige Systeme darstellen;
- daß wir sie nicht unter Hinweis auf Seiteneffekte und Risiken verteufeln dürfen;
- sondern daß wir das Beste aus den neugeschaffenen Möglichkeiten machen müssen.

Auf den Schultern von Riesen

Von Herbert Wender

Deadline ist ein brutal treffendes

Wort für den Termin, zu dem der Artikel spätestens abzuliefern ist. Deadline ist Montagmorgen, heute ist Donnerstag, die Wochenzeitung läßt auf der Computerseite

einen *deadhead* zu Wort kommen, der zum „Internetpionier“ mutiert ist. Der „Digitalguru“ wird auf seine Behauptung angesprochen, „das Netz sei eine Erweiterung unseres Gehirns“, John Perry Barlow antwortet: „Langsam entsteht eine Art externes Gehirn, ein weltweiter Organismus des Verstandes“. Das ist oberflächlich genug, doch geht die Zeitung noch einen Schritt weiter und zitiert in der Überschrift, die schon auf der Titelseite Aufmerksamkeit erregen soll: „Das Netz ist mein Gehirn“. Ein weiteres Beispiel für den fahrlässigen Umgang mit Worten und Themen.

Für die jüngeren Leser muß man vielleicht erläutern, daß der Mann nicht deshalb als *deadhead* bezeichnet wird, weil Journalisten sein Hirn im Netz vermuten, sondern weil er in den siebziger Jahren für Grateful Dead textete. Zwanzig Jahre später wurde Barlow bekannt als Mitbegründer der „Electronic Frontier Foundation, die für Freiheit im Internet kämpft“. Er ist bekennender Republikaner, ein Musterbeispiel dafür, daß alte Hippies in allen ideologischen Winkeln zu finden sind: „Daß das mal klar ist: Ich bin sehr für freie Märkte. Ich habe noch nie eine manipulierte Wirtschaft gesehen, die funktioniert“ (John P. Barlow, DIE ZEIT v. 5.7.96).

Vermutlich hat er auch noch nie einen freien Markt gesehen, der so funktioniert, wie es gesellschaftlich wünschenswert wäre, doch kann er mit solcher Argumentation die Schuld immer auf die finsternen Mächte der Manipulation abwälzen, insbesondere wenn sich zeigen wird, daß sich in den neuen Netzwelten die alten Machtstrukturen reproduzieren, sobald sich der kapitalistische Systemzwang im Informationsmarkt ‚frei‘ entfaltet. Noch verkündet Barlow

frohgemut den neuen Glauben an Freiheit und Gleichheit im globalen Netz: „Auf dem Internet ist alles gleich groß; meine Homepage hat mehr Besucher als General Motors.“

Was die Einschaltquoten im Netz betrifft, vermitteln andere Meldungen einen etwas realistischeren Eindruck: „Die Rolling Stones lockten bereits 1.285.000 Besucher auf ihre Homepage, die Bonner Vorort-Band ‚Pink Pills‘ brachte es auf 88 Interessenten innerhalb eines Jahres“ (STERN, 23.5.96). In den guten alten Zeiten der Vinylplatten wie auf dem Markt für Musik-CDs waren bzw. sind alle Scheiben „gleich groß“ und wurden bzw. werden in extrem unterschiedlicher Stückzahl verkauft. Es gibt Marktführer in der Massenproduktion und gate-keeper in der Massenkommunikation, es gibt Meinungsführer und Nischenkulturen in allen Bereichen der älteren Medien, und es wird Vergleichbares auch in den verschiedenen Sparten der Internet-Kommunikation geben: „Inzwischen zählt SPIEGEL online monatlich im Schnitt 225.000 Kontakte, bei denen Texte und Informationen genutzt werden – weit mehr als bei anderen deutschen Zeitungen, die sich online zeigen“ (Hausmitteilung 1.7.96).

Wieso kommen auch Menschen, die man für intelligenter halten darf als den zitierten Freiheitskämpfer, auf die Idee, im neuen Massenkommunikationsmittel würden genuin andere Strukturen sich entwickeln als in den älteren, seit dreißig Jahren gut erforschten Massenmedien? Manchen wird man eine gewiß menschenfreundliche Blauäugigkeit nicht absprechen, bei anderen scheint die gewohnte ideologische Verblendung durch fragwürdige Freiheitspostulate eine nüchterne Prognose der wahrscheinlichen Entwicklung zu verhindern. Zumindest letztere werden sich schließlich auf die Position zurückziehen, daß man ohnehin den Menschen nicht verweigern konnte, was sie begehren. Sehen wir davon ab, daß dann immer noch zu fragen bliebe,

warum sie zu begehren scheinen, was ihnen als begehrenswert verkauft wird. Mindestens ebenso irritierend ist, daß auch die Blauäugigen im blindwütigen Kampf gegen die ins Auge gefaßten Zensurmaßnahmen für eine hemmungslose Liberalisierung der Kommunikationsmärkte eintreten, obwohl wir doch gerade erst erlebt haben, daß sich in Rundfunk und Fernsehen die Qualität des Angebots nicht dadurch verbessert hat, daß mehr Anbieter zugelassen sind.

2001 – Apokalypse in der Gutenberg-Galaxis?

Vorab sind aber wohl einige Kleinigkeiten klarzustellen. So wäre es unsinnig zu bezweifeln, daß die weltweite Vernetzung digitaler Informationsspeicher und die Globalisierung neuer Telekommunikationsmittel in vielen Anwendungsbereichen eine außerordentlich nützliche, begrüßenswerte Entwicklung darstellen. Sinnlos ist es auch, mit dem Hinweis auf aktuelle Unzulänglichkeiten des neuen Mediums die Augen vor der weiteren Entwicklung zu verschließen, die auf dem Wege zunehmender Perfektionierung dieser Kommunikationstechnik solche Hindernisse überwinden wird. Auch die technologische Entwicklung vom Grammophon zur Musik-CD ist heute nur noch von historischem Interesse; bemerkenswert ist allenfalls, daß mit wachsendem Zeitabstand den Frühformen der Tonaufzeichnung eine Aura zuwächst, deren Verschwinden Walter Benjamin einst am „Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“ diagnostizierte. (Gewiß, nur eine museale Aura; aber hat ein Gemälde von Rembrandt eine andere?)

Im übrigen ist Benjamins Empfinden im Abstand einiger Jahrzehnte kaum noch nachzuvollziehen. Wer seinerzeit im Gloria-Palast in CinemaScope und Vierkanal-Stereo-Technik Stanley Kubricks „2001 – Odyssee im Weltraum“ erlebt hat, wird solcher Präsentation des technisch produzierten Kunstwerks eine spezifische Aura nicht absprechen, was auch gerade daran deutlich wird, daß es diese Aura einbüßt bei der elektronischen Reproduktion auf der privaten

Mattscheibe. Insofern hat der Beobachter der aktuellen Literaturszene recht, der unter dem Titel „A New Art Form: Hypertext Fiction“ den grundsätzlichen Sachverhalt erläutert, daß bei der Geburt einer ‚neuen Kunstform‘ immer auch eine neue ‚art world‘ entstehen muß: nicht nur ‚neue‘ Kunstwerke auf der Grundlage neuer Materialien, neuer Verarbeitungstechniken oder ganz neuer Medien, sondern auch geeignete Vertriebswege, gegebenenfalls ein Markt für spezielle Empfangs-

Ein „Dossier Internet“ veröffentlichte LE MONDE DIPLOMATIQUE im Mai 1996; die deutsche Übersetzung wurde von der TAZ verbreitet. Mit dem Titel „Wer besitzt und verkauft die neuen Territorien des Cyberspace“ greift der kalifornische Hochschullehrer Dan Schiller die Metapher von der Landnahme auf, die auch in Neologismen wie „Electronic Frontier“ aufscheint. Es ist eine fruchtbare Metapher in einer Zeit, in der wieder einmal Claims abgesteckt werden und viele vergeblich nach Gold schürfen, während andere sich die sprichwörtliche goldene Nase verdienen. Daß das Neue dem Alten auch in anderer Weise gleicht, belegt das Zitat aus einer Rede des Präsidenten von Procter & Gamble vor der American Association of Advertising Agencies (1994):

„Wir können die Interaktivität nutzen, um den Kunden an unserer Werbung zu beteiligen. Wir können umgehend Reaktionen hervorrufen. Wenn eine Kundin wissen möchte, welcher Nagellack der Marke Cover Girl zu dem Lippenstift paßt, den sie in unserer Anzeige gesehen hat, werden wir ihr sofort antworten. ... Wenn wir gute Arbeit leisten, werden die Leute bei der Werbung vor ihrem Computer wie festgenagelt auf den Stühlen sitzen.“

geräte, entsprechende Produktionsapparate samt interessierten Kapitalgebern, einflußreiche Kritiker als Multiplikatoren und nicht zuletzt ein Publikum, das den Reiz des Neuen zu schätzen weiß (vgl. Howard S. Becker, <http://weber.u.washington.edu/~hbecker/lisbon.html>). Das war vor einiger Zeit bei den von MTV ausgestrahlten Videoclips zu beobachten, das ist derzeit im Feld der Multimedia-Produktionen zu verfolgen. Was man

Nützliche Erfindungen. Entwurf einer Bombenpost.

Man hat, in diesen Tagen, zur Beförderung des Verkehrs innerhalb der Gränzen der vier Welttheile, einen elektrischen Telegraphen erfunden; einen Telegraphen, der mit der Schnelligkeit des Gedankens, ich will sagen, in kürzerer Zeit, als irgend ein chronometrisches Instrument angeben kann, vermittelt des Elektrophors und des Metalldraths, Nachrichten mittheilt; dergestalt, daß wenn jemand, falls nur sonst die Vorrichtung dazu getroffen wäre, einen guten Freund, den er unter den Antipoden hätte fragen wollte: wie geht's dir?, derselbe, ehe man noch eine Hand umkehrt, ohngefähr so, als ob er in einem und demselben Zimmer stünde, antworten könnte: recht gut. So gern wir dem Erfinder dieser Post, die, auf recht eigentliche Weise, auf Flügeln des Blitzes reitet, die Krone des Verdienstes zugehen, so hat doch auch diese Fernschreibekunst noch die Unvollkommenheit, daß sie nur, dem Interesse des Kaufmanns wenig ersprießlich, zur Versendung ganz kurzer und lakonischer Nachrichten, nicht aber zur Uebermachung von Briefen, Berichten, Beilagen und Paketen taugt. Demnach schlagen wir, um auch diese Lücke zu erfüllen, zur Beschleunigung und Vervielfachung der Handelskommunikationen, wenigstens innerhalb der Gränzen der cultivirten Welt, eine Wurf- oder Bombenpost vor; ein Institut, das sich auf zweckmäßig, innerhalb des Raums einer Schußweite, angelegten Artillerie-Stationen, aus Mörsern oder Haubitzen, hohle, statt des Pul-

vers, mit Briefen und Paketen angefüllte Kugeln, die man ohne alle Schwierigkeit, mit den Augen verfolgen, und wo sie hinfallen, falls es ein Morastgrund ist, wieder auffinden kann, zuwerfe; dergestalt, daß die Kugel, auf jeder Station zuvörderst eröffnet, die respektiven Briefe für jeden Ort herausgenommen, die neuen hineingelegt, das Ganze wieder verschlossen, in einen neuen Mörser geladen, und zur nächsten Station weiter spedirt werden könnte. Den Prospectus des Ganzen und die Beschreibung und Auseinandersetzung der Anlagen und Kosten behalten wir einer umständlicheren und weitläufigeren Abhandlung bevor. Da man, auf diese Weise, wie eine kurze mathematische Berechnung lehrt, binnen Zeit eines halben Tages, gegen geringe Kosten von Berlin nach Stettin oder Breslau würde schreiben oder respondiren können, und mithin, verglichen mit unseren reitenden Posten, ein zehnfacher Zeitgewinn entsteht oder es eben soviel ist, als ob ein Zauberstab diese Orte der Stadt Berlin zehnmal näher gerückt hätte: so glauben wir für das bürgerliche sowohl als handeltreibende Publicum, eine Erfindung von dem größten und entscheidendsten Gewicht, geschickt, den Verkehr auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu treiben, an den Tag gelegt zu haben.

Berlin der 10. Oct. 1810

rmf.

(Aus: Berliner Abendblätter 12. Okt. 1810.)

Verfasser vermutlich: Heinrich von Kleist)

als die ‚Aura‘ technisch produzierter Welten bezeichnen könnte, reicht über den Bereich der ‚Kunstwerke‘ im traditionellen Verständnis weit hinaus. Zwar werden in der Völklinger Gasgebläsehalle vorzugsweise künstlerische Produktionen alter Art dargeboten, doch kann man mit der Erlebnisqualität des Kubrick-Films auch die Wucht des Eindrucks von Veranstaltungen ohne Kunstanspruch vergleichen, etwa der Raumfahrt-Simulation im Vergnügungspark bei Paris.

Schließlich sind auch das Erschrecken älterer Menschen über die unverstandenen Netzwelten und ganz allgemein der Riß zwischen Nutzern und Nicht-Nutzern der Computertechnologie keine Argumente, wenn es darum geht, die gesellschaftlichen Folgen des neuartigen Kommunikationsgeschehens abzuschätzen. Die Frühgeschichte der elektrisch vermittelten, nichtmilitärischen und nichtkommerziellen Telekommunikation belegt eindrücklich, daß die

Benutzung der neuen Technik die Einübung eines neuen Sozialverhaltens erzwingt (Claude S. Fischer, 1992: *America calling: a social history of the telephone to 1940*). Dasselbe erleben heute noch alle Eltern, deren Kinder das Telephon erobern. Noch jede technologische Revolution auf dem Gebiet der Kommunikationsmittel hat zu tiefgreifender Verunsicherung einerseits, zu euphorischen Träumereien andererseits geführt. Wir können nicht mehr nachvollziehen, wie es die Menschen berührt hat, die zum ersten Mal am Telephon die Stimme eines Nichtanwesenden hörten, der in der Ferne zeitgleich das sagte, was sie hörten; doch wird sich vermutlich jeder des Befremdens erinnern, wenn man zum ersten Mal die eigene Stimme vom Tonband hört. Und wie man einst die geisterhafte Präsenz eines Leinwand-Bösewichts im Tonfilm empfunden hat, begreift man vielleicht am besten im Kindertheater, wenn dem Kaspar zugerufen wird, daß der Räuber im Gebüsch lauert...

Den Erwachsenen sind heute die medial konstituierten Wirklichkeiten, die sich in die Unmittelbarkeit des Hier und Jetzt einlagern, so zur zweiten Natur geworden, daß die Teilnahme an einer Telekonferenz kaum mehr Prickeln auslösen wird als die Wortmeldung bei einer Podiumsdiskussion. Es gilt also, nüchtern zu bleiben und mißtrauisch zu werden, wenn zur Jahrtausendwende die archaischen Weltuntergangsbilder wiederbelebt werden: „Ein apokalyptisches Szenario entfaltet sich vor unseren Augen: das der alles überschwemmenden Sintflut mit Namen ‚elektronische Information‘, in der weit und breit keine Arche, noch nicht einmal ein Noah zu sehen ist, der sie zu bauen versucht, um die Reste der alten in eine neue Welt zu retten“ (Wolfgang Frühwald, DIE ZEIT v. 28.6.96).

So referierte der Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft das Menetekel John Updikes, der in einem fiktiven Streitgespräch Johannes Gutenberg gegen den Software-Mogul Bill Gates antreten ließ. Noch wenn die Weltuntergangsstimmung relativiert wird („Nicht *die* Welt geht unter, sondern *eine* Welt, die ... Welt des Gutenbergzeitalters“), erreicht der Vergleich im Schlagwort von der „Gutenberg-Galaxis“ gleich kosmische Dimensionen. Nun datiert der Rückblick auf die ‚Gutenberg-Galaxis‘ bereits

vorgetragen wurde, auf die bekannten „weiten Hallen, vollgestopft mit gedrucktem Wissen“, Bezug genommen. Die „große Totenfeier für das Zeitalter des Buchdrucks“ wiederholt sich zu oft, als daß man vom wirklichen Tod der Scheinleiche überzeugt sein könnte. McLuhans zentrale Botschaft: „The Medium is the Message“ (1964: Understanding Media) reflektierte den Siegeszug der audiovisuellen Medien und wurde in einer Zeit geäußert, in der man die Qualitäten der durch die dominante Schriftkultur diskriminierten Unmittelbarkeit des gesprochenen Wortes wiederentdeckte. Daß 30 Jahre später immer noch eine wahre ‚Sintflut‘ von Geschriebenem die Hallen der Buchmesse füllt und darüber hinaus als gigantische Textmasse auch den pulsierenden Digitalstrom im Internet dominiert, belegt doch zunächst nur, wie zäh sich die wiederholt totgesagte Kulturtechnik am Leben erhält.

THE END OF BOOKS ist schon öfter verkündet worden, und sicher nicht zum letzten Mal, als sich die NEW YORK TIMES BOOK REVIEW zum ersten Mal ausführlich mit der neuen, vorzugsweise auf CD-ROM verbreiteten Gattung ‚Hypertext Fiction‘ auseinandersetzte (21.6.1992). Daß „Sprache und Schrift ihre dominierende Kraft an die perfekte Beherrschung der technischen Medien verlieren“, was der DFG-Präsident im



aus den frühen sechziger Jahren (Marshall McLuhan 1962: The Gutenberg Galaxy. The Making of Typographic Man), und doch wird noch im Text Updikes, der 1995 auf der Frankfurter Buchmesse

Untertitel des zitierten Essays voraussagt, wird derzeit (noch?) nicht bestätigt, wenn man sich ins Internet einklickt. Auch daß „noch nicht einmal ein Noah zu sehen ist“, der die alte Kultur ins neue

Zeitalter hinüberretten könnte, klingt wenig plausibel angesichts der vielfältigen Bemühungen, das ‚Weltkulturerbe‘ digitalisiert zu verewigen, offenkundig in der Vorausahnung, daß es in absehbarer Zeit durch nichts Besseres zu ersetzen ist.

Bild-Welt – Weltbild

Der Einwand ist indessen nicht hinreichend, um zu widerlegen, daß die mediengeschichtliche Entwicklung im 20. Jahrhundert mit der universellen Verbreitung von Fotografie und Film, von Telephon und Radio, von Fernsehen und Computerkommunikation einen grundsätzlichen Wandel in den kulturellen Gewohnheiten der Menschheit induziert. Was wiederum nicht von der Frage entbindet, zu welchem Handeln diese Entwicklung dem denkenden Menschen Anlaß geben sollte. Wer den schieren Sachzwängen der technologischen Entwicklung das Wort redet, entgeht der politischen Entscheidung nicht; er hat sich den Interessen der je Mächtigen immer schon unterworfen. Bezeichnend ist, wie neuerdings wieder die Unschuld der Werkzeuge betont wird, wobei allenfalls die Atomtechnik als Sonderfall ausgeklammert wird. Man könnte meinen, die in den fünfziger und sechziger Jahren geführten Diskussionen über politisch verantwortliches Handeln in einer immer stärker technisch geprägten Zivilisation hätten keinerlei Spuren hinterlassen. Das mag damit zusammenhängen, daß seinerzeit die in der Gegenwart beginnende Zukunft als „Atomzeitalter“ gesehen wurde, während heute alle Welt vom Eintritt ins „Informationszeitalter“ spricht.

Beginnen wir also die alte Diskussion neu. McLuhans zentrales Diktum „The Medium is the message“ zielte darauf, daß mehr noch als den Inhalten den Kommunikationsformen abzulesen ist, wie den Menschen Welt zuhanden ist. Der Angriff richtete sich gegen das Buch als Leitmedium hochsprachlicher Klassenkultur, gefordert wurde „An Eye for an Ear“. In den Universitäten, den klassischen Hochburgen des Kastengeists, ertrotzte eine rebellische Jugend Räume gleichberechtigter Rede, wo zuvor die Rituale der Wissensvermittlung die monologische Kommunikationsform der Bücher reproduziert

hatten. Walter Benjamins Klage: „Es veröden die Parlamente gleichzeitig mit den Theatern“, konnte man für bedeutungslos halten, als in Woodstock eine neue Form sinnlicher Geselligkeit zelebriert wurde. Doch während in den Schulen die brutale Herrschaft der Hochsprache gebrochen wurde, blieb die gegen das bildungsbürgerliche Verdikt verteidigte Massenkultur vom Kommerz beherrscht. Die Folgen sind bekannt. Als die revolutionäre Energie erloschen war, resignierten die einen, während andere meinten: „Anything goes“, was den Wechsel der Moden zutreffend beschreibt, nicht aber die Fortdauer des immergleichen Warenverhältnisses.



Karin Kremer, „3 Nette Netzköpfe“ 1996

Heute stehen Fernsehapparate in mehr als 98 % der deutschen Haushalte, durchschnittlich wird jeden Tag etwa drei Stunden ferngesehen (1987: 139 Min.; 1995: 178).

Damit kann keine BILD-Zeitung konkurrieren. Vom Elend solcher Massenkultur soll nun das Internet erlösen: „Das Fernsehen beispielsweise ist ein durch und durch schlechtes Medium, weil es uns voneinander trennt. ... Das Netz verbindet uns im Gegensatz zu allen möglichen anderen Medien.“ (Barlow)

Der zugunsten des neuen Mediums stilisierende Vergleich ist symptomatisch für die Ungenauigkeiten der aktuellen Debatte. Zunächst einmal ist beim Reden über ‚das Netz‘ zu unterscheiden zwischen dem Internet als Übertragungsmedium und dem World Wide Web (WWW) als einem Kommunikationsmedium, das sich im Internet etabliert hat. Die Schwierigkeit, in der Diskussion auf den Punkt zu kommen, ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, daß das Internet für Kommunikationen aller Art taugt, für die Übermittlung von Börsenkursen, von Kochrezepten und von Venusdaten, für die Übertragung von Seifenopern wie zur Vermittlung einer Talkshow interoperierender Ärzte. Im WWW kann man alle alten Medien von Buch und Zeitung über Telefon und Radio bis zu Film und Fernsehen nachbilden und darüber hinaus diese Kommunikationsformen in bisher ungekannter Weise kombinieren. Insofern ist das Wort vom ‚Hypermedium‘ berechtigt.

Wer darauf hinweist, daß sich im neuen Medium wiederholt, was wir aus den alten Medien kennen, bekommt von den Freunden des Fortschritts zu hören, daß sich noch gar nicht vorhersagen läßt, zu welchen Geniestreichen derzeit die Grundlagen geschaffen werden. Diesem Optimismus kann man wiederum entgegenhalten, daß man aus Erfahrungen lernen sollte. Wer darauf insistiert, daß ‚das Netz‘ im Unterschied zum Fernsehen interaktive Kommunikationsformen ermöglicht, sollte vielleicht einmal am Autoradio verfolgen, wie die Interaktion zwischen den Hörern und Hörerinnen und ‚ihrem‘ Sender abläuft. Die technische Möglichkeit solcher Rückkopplung war bereits mit der Erfindung von Telefon und Radio gegeben, und doch wurde von Bertolt Brecht und den in revolutionären Radiogruppen versammelten Genossinnen und Genossen nicht vorausgesehen, wie heute via Telefon

und Telefax und neuerdings auch per Elektronischer Post das banale Geschehen im Äther rückverstärkt wird. Solange keine anderen Bedürfnisse Platz greifen als die allseitig und auf allen Kanälen bedienten, bleibt die Hoffnung auf die neuen Möglichkeiten im neuen Medium ein leerer Wahn.

Es ist wichtig, die Verlaufsform der Krise des fünf Jahrhunderte lang unangefochtenen Leitmediums bewußt zu halten, wenn über die Zukunft der Neuen Medien spekuliert wird. Dabei ist zu unterscheiden zwischen einer Tendenz zur Analphabetisierung der Massenkultur, die sich in der Verdrängung der Unterhaltungsliteratur durch Film, Comic und Fernsehen Bahn brach, und einer Tendenz zur Hyperalphabetisierung der von Wissenschaft und Technik wie von staatlichen und ökonomischen Verwaltungen produzierten Informationen, was Methoden informationsverdichtender Visualisierung als rettenden Ausweg erscheinen läßt, um dem drohenden Kollaps literaler Informationssysteme zu entgehen. Beide Tendenzen konvergieren in den visuellen Oberflächen der Computersysteme, die in den letzten Jahren das alte Fernschreiber-Modell der Mensch-Maschine-Kommunikation nahezu vollständig verdrängt haben.

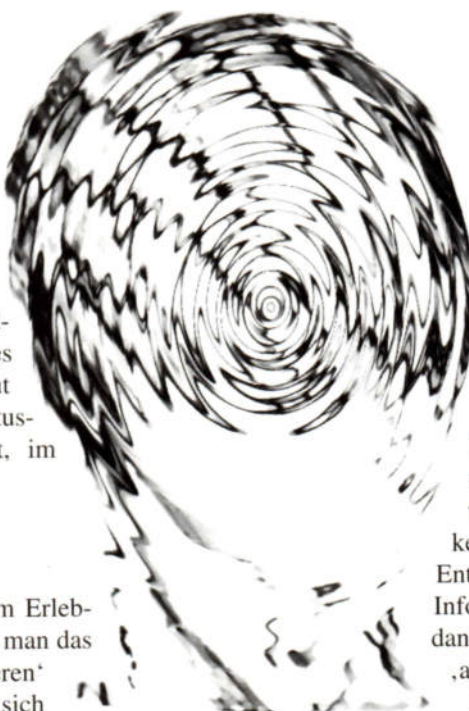
Daß im Konvergenzpunkt der visuellen Schnittstelle zum global-digitalen Netz Energiepotentiale ganz unterschiedlicher Entwicklungslogiken zusammentreffen, erklärt vielleicht den Hang zur Übertreibung in der aktuellen Diskussion. Während die einen auf dem Gipfel der Euphorie ins nächste Jahrtausend blicken, sehen die anderen den Niedergang einer jahrhundertalten Kultur und haben deshalb das Gefühl, einer epochalen Kulturrevolution beizuwohnen. Der Kern des Problems ist indessen bereits an die zweihundert Jahre alt, insofern der Beginn des sogenannten Informationszeitalters in die Zeit der bürgerlichen Revolutionen fällt, als man zum ersten Mal über die explosionsartige Vermehrung des Wissens erschrak. Seither können anscheinend nur noch Utopisten für möglich halten, daß in bewußter Syntheseleistung zusammengehalten werden könnte, was in unendlicher Zersplitterung auseinanderdriftet und doch in den Grenzen der abstrakten Einheit des Weltmarkts gefangen bleibt.

Die Realos aber stellen sich mit den Protagonisten der Wetterforschung entschlossen ins Chaos des elektronischen Sturms. Wer erinnert sich noch der Frage, ob Buddha in der Kurbelwelle eines Motorrads nicht ebenso gut ruht wie im Herzen der Lotusblüte? Zen oder Die Kunst, im Internet zu surfen...

Lost in Hyperspace

Für das Geschehen im Erlebnisraum Internet hat man das Bild vom ‚Navigieren‘ erfunden. Tatsächlich kommt sich mancher Neuling vor wie auf einem Segelboot im Nebelmeer: zwischen der Skylla erbärmlich inhaltsloser Angebote und der Charybdis vielversprechender Adressen, über die man eine Fülle nützlicher Informationen erreicht, wenn man die Nerven hat, sich aus mehrstufigen Hierarchien die bildschirmorientiert portionierten Informationsbrocken brauchbar zusammenzustellen. Erhellend ist die Rechtfertigung eines Anbieters, der sich dem neuen Trend bewußt verweigert: „For those who do not want to spend the time online cruising the Net and have all too often been lost within a maze of sub-menus. Most of us just want to go directly to the resource using any of Internet's tools. Cruising is fun but very time consuming“ (<http://www.genealogy.org/NGS/netguide/welcome.html>).

Die zerstückte Präsentation ist nützlich, um zu prüfen, ob im Detail gehalten wird, was an der Spitze der Pyramide versprochen wird, auf der Einstiegsseite, die bei nüchternen Menschen ‚index.html‘ heißt und bei jenen, denen eine Atmosphäre von Nest- und Netzwärme am Herzen liegt, als ‚welcome.html‘ den Gast aus der Ferne empfängt. Wahrhaft wohlthuend aber sind die Adressen, unter denen man zugleich auch einen Volltext als Postscript-Datei findet, die man als Ganzes ‚an Bord‘ ziehen, ausdrucken – und entspannt bei einer Tasse Kaffee ganz wie gewohnt studieren kann.



Aber die ‚links‘!? Ja, die Verknüpfungen, mit denen der Informationsanbieter von jedem Punkt seines Dokuments zu jedem anderen Punkt im globalen Dokumentenraum verweisen kann, die verliert man beim Rückgang auf das geliebte alte Printmedium. Fragt sich nur, wieviel man damit verliert. Intertextualität ist ja kein neues Phänomen, das dem Entwicklungssprung zur digitalen Informationsverbreitung zu verdanken wäre. Für den Bereich der ‚alten‘ Medien ist die ‚Vernetztheit‘ des je neu Publizierten mit dem je schon Vorhandenen in

den letzten Jahren intensiv erforscht worden, und auch das war nur eine Wiederbelebung alter Fragestellungen, für die Stichworte wie ‚Geistesgeschichte‘ oder ‚OtSoG‘ (On the Shoulders of Giants) geläufig waren. Es gab eine Zeit, da wußte unter den sogenannten Gebildeten auch ohne ‚Hyperlink‘ jeder, welches Buch gemeint war, wenn in einem Text von der Habermas/Luhmann-Debatte die Rede war, und es wußten zumindest sehr viele, daß die metaphorische Rede von den Zwergen, die auf den Schultern von Riesen stehen, eine jahrhundertlange Tradition hat. Und wenn im Printmedium auf einer Seite dreimal dieselbe Informationsquelle referenziert wurde, war das in den Fußnoten am „Ebd.“ oder „A.a.O.“ leicht zu erkennen, während es gesteigerter Aufmerksamkeit bedarf, um bei der Bewegung des Bildschirm-Zeigers über die im Hyperdokument enthaltenen ‚Anker‘-Bereiche am unteren Rand des Bildschirm-Fensters die verankerten Zieladressen mitzuverfolgen und festzustellen, ob wirklich Neues referenziert wird.

Wenn ich die Namen der Hypertext-Gurus Jay D. Bolter, Michael Joyce und George P. Landow erst seit einer einschlägigen Recherche im Internet kenne, so hat mich doch auch in diesem Fall das klassische ‚Information Retrieval‘, die zielgerichtete Suche, als deren paradigmatischer Gegensatz das Stöbern, das

„Information Browsing“ gilt, zu der hilfreichen Adresse von HYPERIZONS geführt. Angesichts der Sachtitle (Bolter: *Writing Space: the Computer, Hypertext, and the History of Writing*; Joyce: *Of Two Minds: Hypertext Pedagogy and Poetics*; Landow: *Hypertext: The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology*) ist es überdeutlich, daß jede „konventionelle“ Bibliotheksrecherche mit dem Stichwort „Hypertext“ zu den drei Autoren geführt hätte – wenn denn die angefragte Bibliothek noch genügend Geld hatte, um diese Bücher anzuschaffen. Wir wollen uns hier aber nicht auf einen Disput einlassen, der vergleichbar wäre mit der Auseinandersetzung, ob man besser auf dem Wochenmarkt oder im Supermarkt einkauft.

Wichtiger ist die Frage, woran es liegt, wenn im neuen Medium „Hypertext“ das Niveau der traditionellen „Texte“ nicht erreicht wird. Einigermaßen paradox ist die Situation selbst bei ausgesprochenen Spitzenleistungen im neuen Arbeitsfeld. Landow spricht in einer Rezension von Bolters „brilliant book“ und muß erstaunt feststellen, daß die parallel auf CD-ROM vertriebene Hypertextfassung noch nicht einmal die traditionellen Hilfsmittel zum „Navigieren“ und zur Orientierung im Text bietet, die Bolter in seiner „Geschichte des Schreibens“ dargestellt hat. Und Bolter selbst sieht durchaus, daß elektronisch präsentierte Texte im Vergleich mit gedruckten zur „Atomisierung“ der Information tendieren. Aufschlußreich könnten die Erfahrungen sein, die derzeit französische Forscher bei der Nachbildung des konventionellen literarischen Schreibens im Medium von Hypertext-Systemen machen. Die Technologie ist hervorragend geeignet, um die an den überlieferten Handschriften aus der Werkstatt eines Gustave Flaubert oder eines James Joyce gewonnenen Erkenntnisse zu kommunizieren. Die literarischen Werke aber liegen jenseits der *Brouillons*, in deren oft wirrem Gekritzeln das Genie auf-



scheint, das schließlich nach einer Vielzahl gescheiterter Anläufe zur abschließend ordnenden Synthese doch fähig war. Solche Syntheseleistung aber vermißt man schmerzlich, wenn der Autor eines „elektronischen Essays“ einzelne Brocken in einem Netz fast beliebiger „links“ via WWW der Öffentlichkeit übermittelt.

Es geht dabei nicht um das Problem, daß nicht jeder, der sich aphoristisch äußert, ein Lichtenberg ist; grob gesagt: daß nicht jeder, dem man einen Hammer in die

Hand drückt, einen Nagel in die Wand schlagen kann, ohne sich selbst und die Wand zu beschädigen. Eher müßte man fragen, wie gelernt wird, den Ort zu bestimmen, an dem das Bild hängen soll. Wenn es gelingt, den sogenannten intelligenten Systemen auch noch beizubringen, wie aus den verstreuten Wissensfragmenten ein wohlgeformter Text zu komponieren ist, wird es vermutlich umsonst gewesen sein, weil es an Menschen fehlt, die solche Leistung zu schätzen wüßten. Nur wer Texte verfertigen kann, versteht Texte. Alle anderen lesen, wozu die Prototexte hinreichend sind, die uns hochtrabend als Hypertext angedient werden. Was seit längerem zu beklagen ist, könnte man als „Analphabetismus auf hohem Niveau“ bezeichnen, insofern nicht wenige Abiturienten die Schriftsprache benutzen, ohne doch schreiben zu können. „Das Netz“ hat das nicht verursacht, „das Netz“ wird daran nichts ändern. Doch sollten die Gebildeten nicht für sich behalten, daß Bildung tatsächlich eine höhere Form der Unterhaltung ist und die Anstrengung des Gedankens eine lohnende Mühe. Wer sich angesichts der massenhaft verbreiteten Bedeutungslosigkeit bei dem Gedanken beruhigt, daß die produzierenden wie die von der Produktion ausgeschlossenen Massen vom universellen Konsumismus derartig paralytisch sind, daß sie einander nicht an die Gurgel gehen, übersieht vor allem eins: „Homo non nascitur, sed fit.“

Wider die apokalyptische Mode, das Ende der Literatur zu verkünden

Von Matthias Luserke

ZWEI THESEN ZU BEGINN. These 1: Der Wechsel von der Handschriftlichkeit zur Druckschriftlichkeit war kulturell wesentlich ausgreifender, revolutionärer, als der Wechsel vom materialen Druckzeichen zur elektronischen Information. These 2: Nicht das Buch ist bedroht, sondern die Vision einer global alphabetisierten Welt. Das Ende dieser Utopie bedeutet nicht das Ende der Literatur.

Die Apokalyptiker, die vom Ende der Literatur und der Buchkultur, affirmativ oder kritisch, reden, verwenden freilich weiterhin zentrale Begriffe und Kategorien des Textverstehens. Begriffe wie *Surfer*, *Navigator*, *Operator* und *Horizont* zeugen davon, daß wir nach wie vor in den Stricken der Hermeneutik verfangen sind. Auch digitalisierte Informationen müssen verstanden werden, die Botschaft auf dem Bildschirm muß ebenso gelesen werden wie die Seite in einem Buch. Nur das technische Handling hat sich geändert. Wir legen Dateien ab, wie wir ein Buch weglegen, wir legen Verzeichnisse und Unterverzeichnisse an, wie wir ein Inhaltsverzeichnis benutzen. Wir mehren unser Wissen und klagen über die neue Unübersichtlichkeit, wir sehen gar Nutzen und Vorteil der Literatur in der modernen Lebenswelt elementar bedroht und sehen uns mit Internet am Ende eines Zeitalters.

Vor der Flut der Lektüre wurde aber schon gewarnt, seit es Bücher gibt. Bereits Angelus Silesius schrieb in seinem Cherubinischen Wandersmann in der Erinnerungsvorrede an den Leser (1675): „Es ist deß Bücherschreibens ohne diß keine maß / daß anjetzo fast mehr geschrieben als gelesen wird“⁴¹. Der calvinistische Romankritiker Gotthart Heidegger beklagte sich 1698 über die unendliche Flut von Romanen, die über die Leser hereinbreche. Dieses Urteil mutet heutigentags grotesk an, wenn man bedenkt, daß am Ende des 17. Jahrhunderts kaum mehr als sechs bis acht Romane (deutsche Originale und

Übersetzungen aus anderen Sprachen zusammengerechnet) veröffentlicht wurden. Heidegger sah zudem durch die neue Textsorte, in der Informationen über mögliche Wirklichkeiten ausgetauscht, also Fiktio-

nen dargestellt wurden, einen allgemeinen Sittenverfall heraufziehen, sollten sich die Romane weiterhin ausbreiten und großen Zuspruch unter den Leserinnen und Lesern finden. Auch diese Befürchtung mutet aktuell an, denn wer denkt dabei nicht an Überlegungen von Staatsanwaltschaften, Politikern und selbsternannten Sittenwächtern, das Internet ‚sauber‘ zu halten? Das Beispiel jener amerikanischen Moralisten mag hier stellvertretend stehen, die Leimruten auslegen, um Nacktbildfetischisten zu bekehren. Auch die Befürchtung einer allgemeinen Sprachverhöhnung, also die Angst, Hypertexte verdürben die Kommunikationsfähigkeit, ist unbegründet. Wie jüngste Untersuchungen zeigen, haben sie keinen Einfluß auf unsere Alltagssprache.

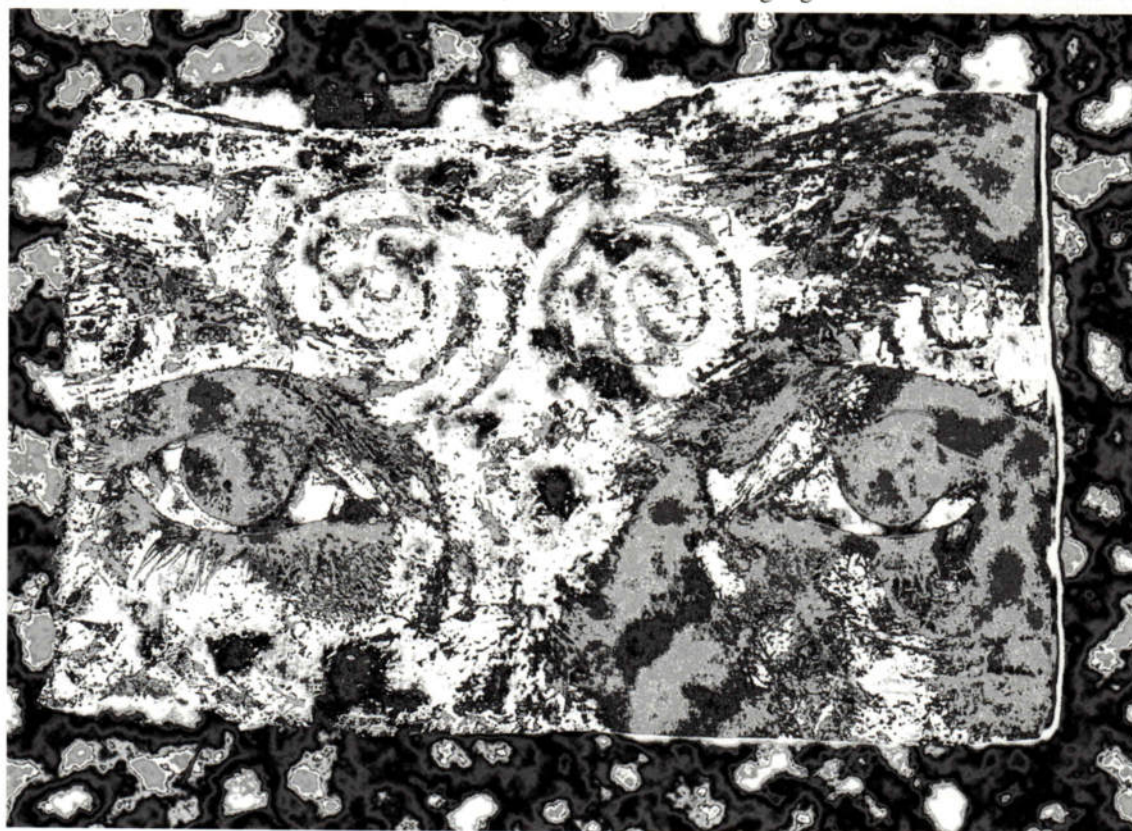
Die Flut der Informationen, der digitalisierten Bilder und Zeichen müsse, so hört man landauf, landab, eingedämmt werden; es flösse ein Strom von Informationen, der in ein unbegrenztes Meer des Wissens münde. Flut, eindämmen, Strom, Meer – auch dies sind nautische Metaphern, die nur eines hervorzuheben in der Lage sind: Über das eigentliche Sprechen können wir Menschen nur uneigentlich sprechen. Wir sind fasziniert von der Bedrohung, von der Naturgewalt eines Internets, das keiner sieht, aber jeder benutzen könnte, wenn er über die entsprechenden Voraussetzungen verfügte. Surfen im Internet verspricht *fun*, garantiert sonnengebräunte Selbstliebe, wenn wir in den PC blicken. Doch hinter dieser Oberflächenbenutzung der altgedienten Metapher verbirgt sich eine grundlegende Hoffnung. Das Meer des Wissens, es fordert ja auch geradezu heraus: Nicht die Rinnsale zu befahren, die Sicherheit bieten, wenn das Boot kentert, sondern das ‚große, freie‘ Meer zu ent-

decken, sich auf Abenteuer einzulassen und die Freiheit zu besitzen, einen bestimmten, nämlich den eigenen Kurs zu steuern. Die Flut der Lektüre und das Meer des Wissens (wie auch das Meer des Vergessens!) sind die grundlegenden nautischen Metaphern, nur auf großer Fahrt weiß der Mensch sich sicher, das Surfen wird zur Metapher seiner nomadischen Unbehaustheit im Internet.

Schauen wir doch kurz zurück an den Beginn des Buchdrucks. Sebastian Brant eröffnete sein Narrenschiff (1494), einen der großen Texte der europäischen Literaturgeschichte, gleich mit einem Kapitel über unnütze Bücher. Wer viele Bücher besitzt, so Brant, sie

Wissen betrifft, nichts geändert. Was sich hingegen geändert hat, sind die dafür ausgebildeten, notwendigen kulturellen Techniken: vom kontemplativen Lesen hin zur Datenhysterie unserer Tage.

Halten wir fest: Das Denken in der Moderne ist ein Denken in Paradoxen: Wir schreiben immer mehr Literatur, mit der wir immer weniger anfangen können. Die Fülle der Informationen (digitalisierter und nicht-digitalisierter) erdrückt uns nicht, sondern macht uns frei, weil wir nun immer genauer wissen, worauf wir verzichten können. Nicht die Technik ist die eigentliche Revolution, sondern der Umgang mit dem zur Verfügung stehenden Wissen könnte es



Karin Kremer, „Augen Freskenfragment“ 1996

aber nicht zu lesen weiß, ist ein Narr. Das bloße Verfügbarkeitswissen genügt dem in diesem Kapitel beschriebenen närrischen Gelehrten und seiner sinnentleerten Tätigkeit. Wir sehen: In den vergangenen fünfhundert Jahren hat sich in diesem Punkt, was kulturelle Strategien im Umgang mit

sein. Wir leben in einer zunehmend informationalisierten Welt, die Mengen an Daten und Informationen wachsen beständig an, doch verbreitert sich dadurch nicht das Wissen des einzelnen, sondern die Differenzierung und Spezialistenbildung nehmen weiter zu. Immer weniger wissen immer

mehr über einen immer schmäler werdenden Informationssektor. Von Bedrohung kann keine Rede sein. Die Konzentration des Wissens steht umgekehrt proportional zur Konzentration des Kapitals. Das Wissen scheint der einzige Bereich zu sein, wo der Kapitalismus noch nicht gesiegt hat. Anders gesagt, nicht das Medium ist entscheidend, sondern der Inhalt und der Umgang mit ihm.

Hier kommt ein weiterer Aspekt hinzu. Die Information an sich wird nebensächlich, ausschlaggebend ist die Beherrschung der Schnelligkeitsmechanismen, die Bewegungsherrschaft (Tachokratie).² Sie ist Herrschaft von Bewegung und Schnelligkeit, von schneller Bewegung, und wer am schnellsten Bewegtes besitzt, besitzt Herrschaft – und was bewegt sich schneller als digitalisierte Informationen? Mit diesem Syndikat aus Bewegung, Information und Besitz kann die Literatur nicht mehr mithalten, ist sie doch die Geste der langsamen Bewegung, fast schon ein archaisches Ritual, gemessen an der Diktatur der geschwinden und bewegten Bilder und Datenströme. Diese Bewegungsherrschaft ist ein Kennzeichen unserer modernen Informationsgesellschaft, und Literatur ist eine Form der konsequenten Herrschaftsverweigerung. Literatur verweigert die Unterordnung unter das Diktat der schnellen Bewegung, sie ist eine Bedrohung für alles, was seine Macht auf die Herrschaft der Schnelligkeit gründet. Kritiklose Akzeptanz von Bildern und Informationen macht uns zu Sklaven der Bewegungsherrschaft. Konsumtive Fernsehrezeption beispielsweise ist die Sklavenschule der Tachokratie. Die einzige, die uns daraus befreien könnte, wäre die Literatur. Sie ist die Antwort auf die Tyrannei der Massenkultur und gleichwohl bereits deren integraler Bestandteil.³

Karikaturen im Schwerpunkt:

Yann Picard, geb. 1975 in Vitry le Francois (Frankreich), Spitzname „Schtroumph“, Illustrator, Mitarbeiter einer Werbeagentur in Metz

Computerkunst:

Karin Kremer, geb. 1939 in Celle, 1961-67 an der Ecole Nationale Supérieure des Beaux Arts in Paris, arbeitet seit 1970 in Saarbrücken und Paris, mehrere Lehraufträge, ab 1991 an der HBK Saar, Einzel- und Gruppenausstellungen im In- und Ausland.

„Seit 1995 beschäftige ich mich mit dem Bereich ‚Multi-Media‘. Die Auseinandersetzung mit dem, was man ‚Bildende Kunst‘ nennt und deren Umsetzung im Internet.

Als Übungsfeld benutze ich einen Power-Mac mit verschiedenen Arbeitsprogrammen, indem ich Videotapes

Das Gutenberg-Zeitalter ist nicht zu Ende, sondern hat eben erst begonnen.⁴ Dem Siegener Literaturwissenschaftler Helmut Schanze ist da nur zuzustimmen, wenn er die These vertritt, daß sich die Spielräume des Buchs im Zeitalter der Digitalmedien erweitert hätten, von einer metaphorischen Wiederkehr des Buches könne gar gesprochen werden.⁵ Die ersten Experimente einer Kombination zwischen Internet-Literatur und Literatur in Buchform sind eben erst abgeschlossen. Am bekanntesten mag das Beispiel des Zweibrücker Autors Norman Ohler und seiner *Quotenmaschine* (Hamburg 1996) sein, der die Buchform selbst als die Krönung des Projekts versteht (vgl. ZEIT-Magazin Nr. 8 vom 16.2.1996). Die Entwicklung insgesamt, obgleich jung, ist schon so vielfältig, daß die Literaturinteressierten sich ihr nicht verschließen, sondern sie kritisch begleiten sollten. Indes bleibt als vorläufige Gewißheit gegen alle Skeptiker und Apokalyptikerinnen festzuhalten: Jedes Buch ist ein stiller Protest gegen die Vergänglichkeit. Und nichts ist vergänglicher, als die elektronische Information von gestern.

1. Angelus Silesius: Cherubinischer Wandersmann. Kritische Ausgabe. Hrsg. v. Louise Gnädinger, Stuttgart 1985, S. 22.

2. Vgl. zu den folgenden Ausführungen Verf.: Die Literatur im Zeitalter ihrer technischen Visualisierbarkeit, in: MAGAZIN FORSCHUNG, Universität des Saarlandes, 2/1994, S. 35-39.

3. Zum historischen Prozeß dieser Entwicklung vgl. die mediensoziologische Untersuchung von Dieter Prokop: Medien-Macht und Massen-Wirkung. Ein geschichtlicher Überblick, Freiburg 1995.

4. Vgl. die über Internet vertriebenen Diskussionsergebnisse bei: Frank Hartmann: Medien theoretisieren. Theorizing Media. Protokoll eines Seminars am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (Wien), Juni-Dez. 1995.

5. Vgl. Helmut Schanze: Die Wiederkehr des Buchs. Zur Metaphorik der Digitalmedien, in: OBST. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 50 (1995), S. 53-60, hier S. 53.

zu sog. Video-Stills bearbeite. Der praktische Umgang mit diesem Medium ist verführerisch. Oft sind Ergebnisse vorhanden, die Inhalte und Aussagen vermissen lassen. (Es braucht viel Zeit und Geduld, um das Eigentliche umzusetzen.)

Zur Zeit arbeite ich an einer Infoseite (homepage) im Internet, an das ich nach langen Mühen und Schwierigkeiten angeschlossen bin.

Das Internet ist wahrhaftig ein faszinierendes Medium, es läßt viel Raum für die Suche nach neuen Aussagen, aber es wird leider überschwemmt von zuviel mittelmäßigem Bild- und Textmaterial. Es gibt noch zu wenig gute und interessante Inhalte. So sehe ich auch einen großen Bedarf an einer kritischen Auseinandersetzung in diesem Bereich.

Ich arbeite hauptsächlich farbig, die Schwarz/weiß-Abbildungen sind Umsetzungen einiger Arbeiten.

email: KarinKremer art @t-online.de

Deutsche Auswanderer, Nationalsozialismus und Vertreibung

Von Bernhard Dahm

Anfang des Jahres 1996 waren sie mehrfach Gegenstand der Berichterstattung in den Medien. In der Saarbrücker Moltkestras-
se gab es

handgreifliche Auseinandersetzungen. Im Landtagswahlkampf in Baden-Württemberg forderte Oskar Lafontaine unter Verweis auf die Lage der öffentlichen Kassen und auf den Arbeitsmarkt, ihren Zuzug zu beschränken. Es geht um die Aussiedler. Wer verbirgt sich hinter diesem Begriff?

Eine Definition findet sich im Bundesvertriebenengesetz (BVFG). Aussiedler werden dort u.a. neben Vertriebenen und Umsiedlern erwähnt. Das BVFG ist am 5. Juni 1953 mitten im Kalten Krieg in Kraft getreten. Begründet wurde das Gesetz damit, daß man es den in der Sowjetunion und den osteuropäischen Staaten „zurückgebliebenen Deutschen nicht zumuten“ wolle, „unter den politischen Verhältnissen, die sich dort im Zusammenhang mit den Ereignissen des Krieges und der Entwicklung der Nachkriegsjahre ergeben hatten, weiterhin zu leben.“ Noch in den Vertreibungsdruck-Richtlinien der Arbeitsgemeinschaft der Landesflüchtlingsverwaltungen, die gemäß Erlaß des Bundesministers des Innern vom 28.10.1986 – Vtk I4-M902 213/18 – vom Bund angewandt wurden, heißt es unmißverständlich, daß als Aussiedler nur solche Personen gemeint sind, die aus Staaten des kommunistischen Herrschaftsbereiches kommen, weshalb am 27.07.1957 auch die VR China in das Gesetz miteinbezogen worden sei.

Armutswanderung und Vertreibung

Da die Aussiedler mit Vertriebenen und Umsiedlern in einem Gesamtzusammenhang stehen, ist es notwendig, zunächst einmal diese Gruppen näher zu betrachten.

Als Vertriebene werden Personen angesehen, die aufgrund der Ereignisse des Zweiten Weltkrieges, also des deutschen Faschismus, aus der früheren

Sowjetunion und den osteuropäischen Staaten fliehen mußten oder ausgewiesen wurden. Es handelt sich unter anderem um „Deutsche“ aus Schlesien, Slowenien, dem Sudetenland, dem Wartheland, Ostpreußen und dem Memelland, Westpreußen und Danzig, Pommern, Estland, Lettland, Litauen, Bessarabien, der Dobrudscha, der Bukowina (Buchenlanddeutsche), um Banaterschwaben, Donauschwaben, Sathmarerschwaben sowie Siebenbürger Sachsen.

Letztere sind bereits im 12. Jahrhundert als Siedler in das heutige Rumänien gezogen. Es waren Arbeitsemigranten und Armutsflüchtlinge aus deutschen Landen, die ihre Heimat verließen, um sonstwo ihr Auskommen zu finden, wie im Verlaufe der Jahrhunderte viele andere auch. Sie haben in den von ihnen besiedelten Gebieten oftmals ihre Sprache und Kultur beibehalten, sich insofern also nicht assimiliert. Sie zeigten damit genau das Verhalten, das von Politikern konservativer Prägung gegenüber Arbeitsemigranten und Flüchtlingen heutiger Zeit in der BRD kritisiert wird.

Die Auswanderer erlangten in den jeweiligen Aufnahmeländern die dortige Staatsangehörigkeit. Gleichwohl gelang es den Nationalsozialisten das Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Kulturkreis für ihre Ziele zu instrumentalisieren. Die Kollaboration deutschstämmiger Auswanderer mit den Nationalsozialisten und die damit einhergehende Politik der Verfolgung und Vernichtung von Millionen von Menschen in den Aufnahmeländern – allein auf dem Gebiet der früheren Sowjetunion gab es bekanntlich durch den Überfall des nationalsozialistischen Deutschland 20 Millionen Tote zu beklagen – führte zu einer pauschalen Verfolgung und Vertreibung der deutschstämmigen Bevölkerung. So wurden nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion bis zu 700.000 Menschen aus deutschen Siedlungsgebieten des europäischen Teils der Sowjetunion und des Kaukasus innerhalb weniger Monate nach Zentralasien und Sibirien deportiert. Die „Autonome Sozialistische Sowjetrepublik der Wolgadeutschen“ wurde aufgelöst, arbeitsfähige Männer und Frauen wur-

den in Zwangsarbeitslager verbracht, die übrigen in geschlossene und bewachte „Sondersiedlungen“. Erst Ende 1955 wurde die Aufenthaltsbeschränkung in den Sondersiedlungen aufgehoben. Der Geruch des „Faschisten“ aber haftet dem betroffenen Personenkreis oftmals bis heute an. So berichteten Nachkriegsgeborene dem Verfasser, daß sie bereits als Kinder von Gleichaltrigen allein aufgrund ihres Familiennamens diskriminiert, beschimpft, verspottet und verprügelt wurden.

„Ethnische Flurbereinigung“

Bei den Umsiedlern handelt es sich um Personen aus verschiedenen der oben bereits genannten Auswanderergebiete. Im Rahmen der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik wurde eine „ethnische Flurbereinigung“ angestrebt. „Volksdeutsche“ aus den verschiedenen Gebieten wurden „Heim ins Reich“ geholt. Zuständig für diese Umsiedlungsaktionen war der „Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums“, der Reichsführer der SS, Heinrich Himmler. Neben „Volksdeutschen“ aus den osteuropäischen Ländern wurden u.a. auch „Südtiroler“-Deutsche umgesiedelt. Diese Politik führte zur Parole des „Volkes ohne Raum“, weshalb – neben den ökonomischen Interessen an Rohstoffen, Grund und Boden und Arbeitskräften – die Annektion von Gebieten Polens und anderer Länder betrieben wurde. (So wurden Bukowina-, Dobrudscha- und Slowenien-Deutsche auch in Lothringen angesiedelt – Gau Westmark, Gauhauptstadt Saarbrücken.¹) In den annektierten Gebieten sollten dann die deutschstämmigen Umsiedler angesiedelt werden. Die dort lebende Bevölkerung wurde vertrieben, der jüdische Bevölkerungsanteil deportiert. War ursprünglich „nur“ vorgesehen, die in den betroffenen Gebieten lebenden Juden in „Reservate“ zu verbringen und sie dort bei strengem Klima und ohne Lebensgrundlage dem eigenen

Schicksal zu überlassen bzw. sie nach Madagaskar zu verbringen, führte das Debakel der größtenteils wahnwitzigen NS-Umsiedlungspolitik zur Wannsee-Konferenz. Die zuständigen Stellen konnten die Umsiedlung innerhalb kürzester Zeit nicht bewerkstelligen. Die Umsiedler wurden im „Reich“ in Lagern aufgenommen; die Umsiedlung zehntausender Personen scheiterte.²

Aussiedler

Aussiedler schließlich sind nach der Definition des BVFG Personen, die nach Abschluß der allgemeinen Vertreibungsmaßnahmen die in Frage stehenden Gebiete verlassen haben oder noch verlassen. Dabei ist darauf hinzuweisen, daß bis zur Änderung des BVFG durch das Kriegsfolgenbereinigungsgesetz vom 21.12.1992 die Herkunftsgebiete der Aussiedler als „zur Zeit unter fremder Verwaltung stehende deutsche Ostgebiete“ definiert wurden. Erst nach dem Zerfall der Sowjetunion wurde durch das Kriegsfolgenbereinigungsgesetz der Begriff „zur Zeit“ durch das Wort „ehemals“ ersetzt.

Nach den vorigen Ausführungen drängt sich der Eindruck auf, daß Vertriebene, Um- und Aussiedler zu Zeiten des Kalten Krieges als Mittel der ideologischen Kriegsführung benutzt wurden, darüber hinaus auch, um trotz des verlorenen Krieges Gebietsansprüche geltend zu machen und um Geschichtsrevisionsrevisionismus zu betreiben nach dem Motto „Die Opfer sind die Schuldigen“. Dabei wäre angesichts der NS-Politik in der ehemaligen Sowjetunion und den osteuropäischen Ländern mit millionenfachem Leid für die dortige Bevölkerung und die daraus resultierende Verfolgung und Vertreibung auch unschuldiger deutschstämmiger

Auswanderer eine differenzierte Haltung vonnöten gewesen.

Nach Beendigung des Kalten Krieges und angesichts der Misere der öffentlichen Kassen wurde mittels dreier Änderungen des BVFG – und zwar vom 28. Juni 1990, vom 21. Dezember 1992 sowie vom 15. Juni 1993 – der Zuzug von Aussiedlern begrenzt. Danach müssen Personen, die mit dem Aussiedlerstatus in die BRD wollen, vom Aufenthaltsgebiet aus einen Antrag auf Erteilung eines Aufnahmebescheides stellen. Bereits dadurch ist der Zugang zur BRD beschränkt. Darüber hinaus wurde eine Quotierung der Zugangszahlen vorgenommen. Das für die Bearbeitung der Aufnahmeanträge zuständige Bundesverwaltungsamt kann außerdem den Zeitpunkt der frühesten Einreise bestimmen. Zudem ist der Staatssekretär im Bundesinnenministerium, Walfenschmidt, in Rußland unterwegs, um die dort lebenden Ausreisewilligen durch die Zusage der Bereitstellung von Mitteln zur Verbesserung ihrer Lebenslage zum Bleiben zu motivieren.

Insgesamt ist festzustellen, daß das BVFG mittlerweile auch restriktiver angewendet wird. Dies führt dann dazu, daß Teile einer Familie bereits in der BRD sind, weil sie noch nach einer früheren Fassung des Gesetzes als Aussiedler aufgenommen wurden, andere Teile der Familie nunmehr aber in den Gebieten der früheren Sowjetunion verbleiben müssen. Zum Beispiel weilen in einem Fall Eltern und der Zwillingbruder im Saarland, der Aufnahmeantrag des zweiten Zwillingbruders aber wurde mit der Begründung nicht ausreichender Deutschkenntnisse abgelehnt.

Wer als Aussiedler in die BRD aufgenommen werden will, muß ein Bekenntnis zum „deutschen Volkstum“ nachweisen. Er muß darlegen, immer noch die deutsche Sprache zu beherrschen, deutsche (kirchliche) Feste zu feiern, deutsches Volksliedgut zu beherrschen usw. Zu Recht wird von Kritikern geäußert, daß es sich bei der Begrifflich-

keit des „deutschen Volkstums“ um eine solche aus der völkischen Ideologie handelt. Es stellt sich auch die Frage, wie man bei Personen, die teilweise über sehr lange Zeit einem anderen Staatswesen angehört haben, noch von „Deutschen“ sprechen kann. Im deutschen Staatsbürgerrecht, das auf dem 1913 in Kraft getretenen Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz basiert, gilt der Grundsatz des *ius sanguinis* und nicht, wie in anderen Ländern, das *ius soli*, also das Territorialprinzip. Nach der Konzeption des deutschen Staatsangehörigkeitsrechtes ist deshalb Deutscher, wer deutsche Vorfahren gehabt hat, nicht jedoch derjenige, der u.U. bereits seit Jahrzehnten in Deutschland seinen Lebensmittelpunkt hat.

Wurde die Aufnahme weiterer Aussiedler in den letzten Jahren mit dem Vereinsamungsdruck in den Siedlungsgebieten der deutschstämmigen Auswanderer begründet, wird offensichtlich auch von seiten der Bonner Politik sehr wohl gesehen, daß die aktuelle Wanderungsbewegung von Aussiedlern auch im Gesamtzusammenhang weltweiter (Armuts-) Wanderungsbewegungen zu sehen ist. Dieses Problem aber ist nicht mehr mit dem Bundesvertriebenengesetz und seiner ideologischen Ausrichtung zu lösen, sondern mittels eines, in jüngster Zeit vermehrt geforderten, Einwanderungsgesetzes. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die BRD gegenüber Menschen, die aufgrund der NS-Politik unter Vertreibungsdruck zu leiden haben, moralische Verpflichtungen hat.

1 Dieter Wolfanger, Die Ausdehnung nach Westen: Von der Saarpfalz zur Westmark, in: Zehn Tausend Jahre. Die Zeit des Nationalsozialismus an der Saar 1935-1945, Katalog zur Ausstellung des Regionalgeschichtlichen Museums im Saarbrücker Schloß, Saarbrücken 1988.

2 Vgl. hierzu Götz Aly, „Endlösung“ – Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, S. Fischer-Verlag, Frankfurt/Main 1995.

Der ewige Enkel Lafontaines Hatz gegen die Aussiedler

von Bernd Grass

Im Frühjahr 1996 erlebten wir eine beispiellose Kampagne, in der sich führende Sozialdemokraten an die Spitze einer Volksbewegung

der Stammtische setzten: die Hetze gegen Aussiedler. Sicherlich kann man sich fragen, ob Volkszugehörigkeit, so wie sie gesetzlich definiert ist, eine sinnvolle Grundlage für den Zuzug der Aussiedler ist. Gleichwohl muß sich auch die Sozialdemokratie in dem von ihr mitgetragenen gesetzlichen Rahmen bewegen. Fragt sich also, was das Feldgeschrei soll.

Die SÜDDEUTSCHE ZEITUNG berichtete Ende Februar von einer Rede Lafontaines vor dem „Frankfurter Kreis“: „Der SPD-Vorsitzende Oskar Lafontaine hat sich erneut für eine drastische Begrenzung des Zuzugs von Aussiedlern ausgesprochen. Angesichts von vier Millionen Arbeitslosen könne die Zuwanderung von jährlich mehr als 200.000 Aussiedlern aus Osteuropa so nicht weitergehen, sagte Lafontaine als Gastredner beim ‚Frankfurter Kreis‘, einer Gruppe von SPD-Parteilinken, am Wochenende in Oer-Erkenschwick. Die Lage auf dem Arbeitsmarkt führe dazu, daß viele Aussiedler direkt in die Arbeitslosigkeit überführt würden und die Überlastung der Sozialkassen weiter verstärken. Die Regelung, wonach die Beitragszahler für die Altersversorgung der Aussiedler aufkommen müßten, sei nicht akzeptabel.“ (SÜDDEUTSCHE ZEITUNG vom 26.02.1996)

Die Argumente des Vorsitzenden der SPD lassen sich auf drei Aussagen konzentrieren: Die Aussiedler verstärken die Arbeitslosigkeit. Sie belasten die „Sozialkassen“ über Gebühr. Die Beitragszahler sollen dafür nicht aufkommen müssen. Das dritte Argument beschreibt ein Problem, das in ungleich stärkerem Umfang auf die Erwerbspersonen aus der ehemaligen DDR zutrifft. Die Aussiedler sind von der Zahl her gesehen eine Randgruppe. So sind von den zugezogenen Aussiedlern des Jahres 1994 lediglich 16.581 im Alter von 65 und mehr Jahren.¹ Da nicht alle rentenberechtigt

sind, handelt es sich um eine Gruppe von ca. 10.000 Menschen, für die die Beitragszahler zusätzlich aufkommen müssen – angesichts der Millionen von Renten eine unbedeutende Größe.

Ein Blick in die Statistik zeigt dagegen, daß die Aussiedler in ihrer Gesamtheit eine für die Rentenversicherung ausgesprochen interessante Population darstellen.

In den Jahrgängen der über 45jährigen haben die Aussiedler Prozentanteile, die gerade die Hälfte derjenigen der deutschen Wohnbevölkerung erreichen. Unter den bis zu 20jährigen sind sie dagegen anteilmäßig fast doppelt so stark wie die Gesamtbevölkerung. Verglichen mit der Wohnbevölkerung steht unter den Aussiedlern eine relativ kleinere Zahl von Rentnern einer sehr viel größeren Zahl von Menschen im Erwerbsalter gegenüber. Dies bedeutet, daß – von den Anpassungsschwierigkeiten der allerersten Zeit abgesehen – die Aussiedler auf Jahrzehnte hin „Nettozahler“ für die Rentenversicherung sein werden: Sie zahlen als Gruppe mehr ein, als sie an Leistungen aus der Sozialversicherung erhalten. In Kürze trifft also das genaue Gegenteil dessen ein, was uns der SPD-Vorsitzende vormachen will.

Geht man davon aus, daß es sich bei den Aussiedlern um „Nettozahler“ für die Sozialversicherung handelt, wird das zweite zitierte Argument Lafontaines ebenfalls haltlos. Die Investitionen in Sprachkurse und Anpassungshilfen zahlen sich binnen Kürze aus. Sie sind sinnvolle Investitionen in die Zukunftssicherung des Sozialstaats insgesamt.

Bleibt die Frage der Arbeitslosigkeit. Die Bundesanstalt für Arbeit stellt in ihrem Bericht für 1994 dazu lakonisch fest: „Trotz anhaltender Zuzüge nahm die Arbeitslosigkeit der Aussiedler stark ab.“ Die Analytiker aus Nürnberg stellen weiter fest: „Dies ist umso bemerkenswerter, als Aussiedlermarktschwächer sind ... Andererseits dürfte dies die Bereitschaft vieler Aussiedler, auch eine Tätigkeit unter ihrer (formalen) Qualifikation anzunehmen, stark vergrößert haben.“²

Es zeigt sich, daß die Aussiedler einerseits eher zu den Problemgruppen des Arbeitsmarktes zählen: Höherer Anteil von Frauen, von Erwerbstätigen ohne Berufsausbildung und von Arbeitern. Sie sind jedoch erheblich unterrepräsentiert unter den Langzeitarbeitslosen (ein Jahr und längere Arbeitslosigkeit). Deutlich stärker als der Durchschnitt unter den westdeutschen Arbeitslosen ist ihr Anteil bei der kurzfristigen Arbeitslosigkeit. Dies alles deutet darauf hin, daß es sich bei den Aussiedlern um eine „Übergangsarbeitslosigkeit“ handelt. Es ist nicht verwunderlich, daß sie sich erst auf dem deutschen Arbeitsmarkt orientieren müssen. Ist dies – in der Regel nach einigen Monaten – geschehen, haben sie sich trotz ihrer schlechteren Chancen als Problemgruppen des Arbeitsmarktes besser eingefügt als vergleichbare (und erfahrene) westdeutsche Arbeitslose.

Wir halten also fest, daß die Aussiedler in Zeiten steigender Arbeitslosigkeit in ihrer Gruppe einen Rückgang der Arbeitslosigkeit verzeichnen und sich – nach einem Übergang – gut in den Arbeitsmarkt einfügen. Dies ist Folge – wie man in der Bundesanstalt zu recht vermutet – der Arbeitsaufnahme in Tätigkeiten, die von der hiesigen Erwerbsbevölkerung (Ausländer eingeschlossen) nicht mehr ausgeübt werden. Sie legen ein Verhalten an den Tag, das von den Konservativen aller Couleur stets von Arbeitslosen gefordert wird: Jobs anzunehmen, die oft weit unter der Qualifikation liegen. Diese Verhaltensweise findet jedoch in den Augen des SPD-Vorsitzenden keine Gnade. Er behauptet einfach, daß die Aussiedler die Arbeitslosigkeit verstärken.

Diese Erkenntnisse erschließen sich jedermann, der eine leidlich gut geführte Bibliothek aufsucht. Die Daten sind weitverbreiteten statistischen Standardwerken entnommen. Will heißen, man braucht nicht lange zu suchen, um auf die Quellen zu stoßen. Erstaunlich ist freilich, daß der Parteivorsitzende, der als Ministerpräsident über qualifizierte Zuarbeiter und einen entsprechenden Apparat verfügt, sich dieser Erkenntnisse nicht bedient hat.

Beispiellos an diesem Vorgang ist im übrigen nicht, daß selbst ranghohe Sozialdemokraten zu-

mal im Wahlkampf populäre Parolen unters Volk bringen, die mit der Realität wenig zu tun haben. (Interessanterweise hat sich die schleswig-holsteinische Ministerpräsidentin ausdrücklich nicht an der Kampagne gegen die Aussiedler beteiligt.) Ohne Beispiel ist, daß es der Vorsitzende der Partei ist, der sich an die Spitze der Stammtischbrüder setzt. Von Lafontaine wird die Hatz auf eine Minderheit freigegeben, die sich redlich bemüht, den Normen der bundesdeutschen Gesellschaft Genüge zu tun. Es wird ein Klima geschaffen, das die Stammtischbrüder zu Ratgebern sozialdemokratischer Politik macht. Das macht einer, der einmal ein Staatsmann werden will. Daß da noch einiges am Ausfüllen der Rolle fehlt, haben freilich auch die Wähler bemerkt. Was da fehlt, kann man bei Max Weber nachlesen, auf den sich Helmut Schmidt – einer der letzten Sozialdemokraten in führender Stellung – gern beruft.

„Man kann sagen, daß drei Qualitäten vornehmlich entscheidend sind für den Politiker: Leidenschaft – Verantwortungsgefühl – Augenmaß. Leidenschaft im Sinne von Sachlichkeit ... Nicht im Sinne jenes inneren Gebarens, welches mein verstorbener Freund Georg Simmel als ‚sterile Aufregtheit‘ zu bezeichnen pflegte, ...“³.

Mit diesen sogenannten „Sekundärtugenden“ hat der Vorsitzende der SPD schon lange seine Probleme. Vielleicht liegt das daran, daß er immer noch Enkel ist und es auch bleiben will.

1. Statistisches Bundesamt, Statistisches Jahrbuch 1995, S. 84.
2. Bundesanstalt für Arbeit, ARBEITSMARKT 1994, ANBA Sondernummer, Nürnberg 1995, S. 108.
3. Max Weber, Der Beruf zur Politik, in: Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik, Stuttgart 1964, S. 167ff.

AIDS Erfahrungen und Überlegungen eines Arztes

Von Hans Peehs

Einsamkeit

Ein 28jähriger Franzose will seine Leiden nicht mehr allein tragen, die immer wiederkehrenden Infektionen haben seine Kraft zermürbt. Seine Eltern sind einfache Leute. Die Mutter beobachtet angstvoll mein Gesicht. Als sie einige Minuten alleine bei ihm im Zimmer sind, hört man einen gequälten Aufschrei. Ich finde ihn tränennass und wortlos. Er hat es ihnen nicht sagen können.

Gegenwehr

H. ist Polizeibeamter im Außendienst. Seine Kollegen wissen von seiner Infektion und suchen ihn zu meiden. Bislang hat er keinerlei Krankheitszeichen, trainiert seinen Körper sportlich und kämpft erfolgreich gegen alle Versuche seiner Vorgesetzten bis ins Ministerium, ihn irgendwie kaltzustellen. Er ist über alle Therapiemöglichkeiten gut informiert und verhandelt über neue Medikamente kühl und sachlich. Er erzählt mir, daß er morgens vor dem Spiegel steht und die Fäuste ballt: „Du kriegst mich nicht!“

Erschöpfung

Die junge Italienerin ist als Balletttänzerin erfolgreich. Eine plötzliche Hirnentzündung führt zur Lähmung beider Beine. Sie hat vor mehreren Jahren mit einem drogenabhängigen Partner zusammengelebt, der HIV-Test ist positiv. Ihr Lebensmut bleibt auch im Rollstuhl scheinbar ungebrochen, und ich freue mich auf jedes Wiedersehen. Als ihre Eltern sie schließlich heimholen in die Schweiz, stehen zum ersten Mal Tränen in ihrem erschöpften Gesicht. Ich begreife, daß die Krankheit ihre Reserven nun aufgebraucht hat.

Mozart

K. war mehrere Semester als Student in Berlin, irgendwo hat er sich dort mit dem Virus infiziert. Als die ersten Krankheitszeichen auftreten, kehrt er zu seinen Eltern ins Heimatdorf zurück. Dann kommt ein Hirnabszeß mit Lähmungen hinzu, schließlich kann er kaum noch aufstehen. Als ich ihn irgendwann aufsuche, zeigt er auf den CD-Spieler und sagt: „Nur das ist jetzt wichtig.“ Er hat

ein Klavierkonzert von Mozart aufgelegt. Sein Gesicht strahlt in gelöster Zufriedenheit. Wenige Tage später stirbt er in seinem Elternhaus.

Eine Biographie

Manuel hat sich vor mehreren Jahren in Spanien infiziert. Er hat Glück: Er gehört zu den wenigen HIV-Infizierten, deren Helferzellen sich überhaupt nicht verändern. Seine Sonderrolle nimmt er mit unbewegtem Gesicht zur Kenntnis – immer in Begleitung schöner Frauen. Er verdient sein Geld mit nächtlichen Gitarrendarbietungen in verschiedenen Lokalen. Eines Nachts verunglückt er auf der Heimfahrt mit seinem Auto tödlich.

Eine Bestandsaufnahme: Ausbreitung im Saarland

Das Berliner Robert-Koch-Institut führt säuberlich Statistik. Demnach ist das Saarland – nimmt man die Ballungsräume wie Frankfurt, Berlin, München etc. aus – mit einer „kumulativen Inzidenz“ der Aids-Erkrankung von 127,8 pro 1 Million Einwohner etwa an dritter Stelle unter den Flächenstaaten anzusiedeln. Dazu muß man wissen, daß diese Art der Zählung, aus verschiedenen epidemiologischen Erwägungen heraus bewußt gewählt, sämtliche Fälle seit einem bestimmten Zeitpunkt erfaßt. Die Anzahl der bislang lediglich HIV-Infizierten wird mit 750 angegeben. Wegen der ungenauen Dokumentation ist mit einer wesentlich höheren Dunkelziffer zu rechnen.

Dieser Sachverhalt mag verwundern. Einerseits deshalb, weil die Zahlen offensichtlich ungenau sind. Es ist viel und heiß darüber gestritten worden, ob man bei der Erfassung von HIV-Infizierten bzw. AIDS-Erkrankungen von den Möglichkeiten des Bundesseuchengesetzes Gebrauch machen sollte. Aus heutiger Sicht war die Entscheidung, dies nicht zu tun, zweifellos richtig (aber auch mutig). Zum anderen sind diese Zahlen für manchen Leser sicher erstaunlich niedrig. Aber eine Hochrechnung auf die alten Bundesländer kommt auf etwa 60-80.000 Personen, die sich mit dem Virus infiziert haben, was mit den Angaben des

Robert-Koch-Instituts übereinstimmt. Eine mittelgroße Stadt also. Dennoch liegt in der Bundesrepublik das Problem wahrscheinlich gerade darin, daß diese Zahl erst einmal bewußt gemacht werden muß. Die Horrorvoraussagen der Epidemiologen haben der Sache selbst einen Bärendienst erwiesen, zeigt sich doch, daß die Angelegenheit AIDS keineswegs zur Panik Anlaß geben sollte. Der rechtschaffene Bürger wendet sich aufatmend

dem angenehmeren Frösteln gewichen. Unsere Nachbarn im Süden und Westen sind schlechter dran. Die AIDS-Erkrankung zeigt vor allem im südlichen Frankreich, in Italien und Spanien eine bedrückende Zunahme, ohne daß die Gründe letztlich klar wären. Es gibt Anhaltspunkte, daß sich der Anstieg im übrigen Europa allmählich verlangsamt. Das heterosexuelle Infektionsrisiko nimmt allerdings auch in Deutschland kontinuier-



Ausgesproßte Viren auf der Zellwand

den Tagesproblemen zu – man muß eben mehr aufpassen als früher, im übrigen geschieht es den Drogenabhängigen und Schwulen recht, es war ja vorauszusehen... Allen voran die Politik: Gelder können gestrichen werden („was schert mich mein Geschwätz von gestern“).

So wird die Gruppe der HIV-Betroffenen in Deutschland zu einer Minderheit unter vielen, liefert Stoff für Partywitze und Fachsimpeleien unter Wissenschaftlern. Dies mag nicht gelten für das kosmopolitische Berlin. Im beschaulichen Saarland hingegen ist der anfängliche Schrecken längst

lich zu, von nur 2,3% aller AIDS-Fälle im Jahr 1988 auf 7,8% 1994.

Um simple Vorurteile gleich abzubauen, muß man daran erinnern, daß der heterosexuelle Übertragungsweg weltweit überwiegt. Die Gründe dafür sind vielfältig: Die weite Verbreitung sexuell übertragbarer Erkrankungen vor allem in Zentral- und Ostafrika mit entzündlichen Schleimhautveränderungen im Genitalbereich steigert das Risiko einer HIV-Infektion wahrscheinlich um eine Zehnerpotenz. In Südostasien spielt demgegenüber die Tatsache eine entscheidende Rolle, daß Frauen in nie-

deren sozialen Schichten ihr Sexualleben oftmals in keiner Weise selbst bestimmen können. Die WHO fürchtet für Indien eine HIV-Epidemie von katastrophalem Ausmaß (Bombay, Madras), da in diesem Land die soziale und damit sexuelle Abhängigkeit der Frau von ihrem Partner besonders kraß ist und Interventionsstrategien mit Aufklärungskampagnen – die beispielsweise in Thailand deutliche Erfolge zeitigten – zum Scheitern verurteilt sind. Das gesamte epidemiologische HIV-Problem läßt sich mit den sarkastischen Worten eines WHO-Experten zusammenfassen: „HIV sollte besser als das Virus der Armut bezeichnet werden. 1997 werden 97% aller HIV-Infizierten in den euphemistisch als Entwicklungsländer bezeichneten Weltregionen leben.“

„Drei Salmonelleninfektionen hat Theo inzwischen überstanden. Die erste hat er selbst homöopathisch behandelt. Beim zweiten Mal hat er nicht das richtige Mittel gefunden. Als er von den Durchfällen schon stark geschwächt war, ließ er sich ins Krankenhaus bringen. Dort bekam er Antibiotica und Flüssigkeit.“

(Aus: AKTUELL. Das Magazin der Deutschen AIDS-Hilfe 4/1996.)

Die scheinbar vergeblichen therapeutischen Bemühungen der Schulmediziner in Sachen AIDS haben erwartungsgemäß zu einem Run auf alles geführt, was Homöopathen und Heilpraktiker an „biologischen“ Präparaten anzubieten haben. Für den Arzt ist dieses Phänomen nicht neu. Jeder, der sich mit potentiell lebensbedrohlichen Erkrankungen auseinandersetzt und nicht unkritisch von seinen Erfolgen überzeugt ist, weiß, daß die Mehrheit seiner Patienten offen oder heimlich, zumeist aber etwas verschämt, Zuflucht bei der alternativen Medizin suchen, was immer dieser Begriff umfassen mag. Erstaunlich ist die Beobachtung, daß sich dieser Trend auf bestimmte Krankheiten beschränkt wie Krebs oder vermeintliche Abwehrschwächen, während Volkskrankheiten wie die chronische Bronchitis, Lungenüberblähung oder Herzversagen – alle letztlich nicht heilbar und mit einer sehr hohen Sterberate belastet – Domäne der Schulmedizin bleiben. Im wesentlichen dürften zwei Aspekte für dieses Verhalten ausschlaggebend sein: Einerseits wird meist ein

Zusammenhang mit dem Immunsystem vermutet, andererseits sind die alternativen Heilmethoden ohne die gefürchteten Nebenwirkungen der „konventionellen“ Medizin zu haben. Dabei ist der Glaube an die notwendige Stärkung des Immunsystems insgesamt frappierend, er scheint geradezu proportional zum Bildungsgrad anzuwachsen. In den zahllosen Literaturbeiträgen zum Thema wird meist etwas ratlos der Schluß gezogen, daß auch der moderne Mensch einen gewissen Anteil magischer Medizin brauche, mit einem Schuß mystischer Irrationalität. Daß eben die Apparatemedizin dem therapeutischen Bedarf nicht Genüge tun könne, weil sie nicht die Ganzheit des Patienten in diesem geheimnisumwitterten, gefährlichen Erdendasein zum Gegenstand habe. Also solle die Medizin sich mehr um menschliche Bedürfnisse kümmern.

Immunsystem und alternative Therapien

Am Beispiel des Immunsystems läßt sich leicht nachvollziehen, wie dieser zunächst provozierend unverständliche Gegensatz zwischen menschlichem Selbstverständnis einerseits und moderner High-Tech-Medizin andererseits zustande gekommen ist. Die Spitzenleistungen der heutigen Medizin, etwa die Transplantation von Knochenmark oder die gentechnologische Reinigung von körpereigenen Botenstoffen sowie ihre mittlerweile routinemäßige Anwendung in lebensbedrohlichen Situationen beruhen auf jahrelanger, akribischer Beobachtung unseres Abwehrsystems, das im strömenden Blut, den Lymphorganen oder dem Knochenmark der Analyse zugänglich ist. Das Bild dieser Forschungstätigkeit jedoch, wie es den stauenden Laien am abendlichen Fernsehschirm vermittelt wird, ist ein Szenario aus geheimnisvoll flirrenden Lasergeräten, surrenden Zentrifugen, wie in einer Hexenküche brodelnden Stickstoffschwaden über Behältern mit tiefgefrorenen Stammzellen und versonnen über winzige Streifenmuster gebeugten Forschern. Der Zuschauer versteht rein nichts. Seine alltägliche Erfahrung zeigt lediglich, daß sich manchmal harmlose Erkältungen häufen können ohne offensichtliche Ursache, Entzündungen sich unvermutet als hart-

näckiger gegenüber früher herausstellen, Kopfschmerzen und nachlassende körperliche Fitneß sich unangenehm bemerkbar machen. Welches Organ unseres Körpers ist dafür verantwortlich zu machen, welche Befindlichkeit dieses unbekannten Systems macht uns durch seine plötzliche Schwäche so anfällig, vielleicht auch für Umwelteinflüsse vom Farbtopf bis zur atomaren Strahlung?

Für den HIV-Infizierten stellt sich der eigene Krankheitsverlauf in einer abstrakten Kurve aus den Werten seiner „Helferzellen“ dar, in der Regel mit unaufhaltsam fallender Tendenz trotz subjektiven Wohlbefindens, ein ständiges *memento mori*. Er sucht nach Zusammenhängen und Erklärungen für dieses Diktum: weniger Zigaretten, weniger Sex, weniger Streß. Alltägliche Konfliktsituationen werden unbarmherzig auf eigenes Fehlverhalten hin analysiert, die psychische Befindlichkeit soll ausgewogen und happy sein, um die immunologische Apparatur des Körpers günstig zu stimmen. Andere verfallen darauf, daß erst das Wohlbefinden durch Drogen ihnen nachweislich gut bekomme – das ganze Pandämonium menschlicher Ratlosigkeiten und Kausalitätsbedürfnisse ist versammelt. Gemeinsam ist diesen Reaktionen die instinktive Angst vor einem Verlust unserer so existentiell bedeutsamen Abwehrkräfte.

Tatsächlich ist dieses System nur in seinen Umrissen bekannt. Die Immunologie mit ihren subtilen Techniken zeigt eindrucksvoll, daß es sich im Sinne moderner Systemtheorien um ein sogenanntes „chaotisches“ System handelt, das in seiner netzartigen Verzweigung mit millionenfacher Rückkoppelung und zahllosen veränderlichen Stellgrößen zu jener erstaunlichen Fähigkeit der flexiblen, ständig zu neuen Schöpfungen bereiten Anpassung in der Lage ist, die alle lebenden Strukturen auszeichnet. Eines Tages mag eine noch zu erschaffende Computergeneration uns die Zusammenhänge erraten lassen; heute sind wir allenfalls in der Lage, punktuelle Defekte zu erkennen und zu beeinflussen. Noch etwas kommt hinzu: Dieses immunologische System ist die biologische Voraussetzung unseres individuellen Daseins. In einem komplizierten Lernprozeß erkennt es unsere persönlichen molekularen Merk-

male, um sich gleichzeitig in dieser auf Aggression angelegten Umwelt behaupten zu können. Unsere biologische Existenz muß in jeder Sekunde gegen andere, durch die Evolution geschulte und auf ihr eigenes Lebensrecht pochende Organismen verteidigt werden.

Mensch oder Mikrobe – wer gewinnt?

Dieser lautlose Überlebenskampf, der uns allen eigentlich durch die Erfahrung der Geschehnisse bei Krankheit und Tod bewußt sein müßte, hat nichts zu schaffen mit dem friedvollen Einssein mit der Welt, wie es die Heilsbringer verkünden. Offenbar ist eine ganze Anzahl schwerer, chronischer Krankheiten auf Webfehler dieses immunologischen Apparates zurückzuführen. Sicher ist jedenfalls, daß die deletären Folgen der HIV-Infektion auf einer schleichenden Aushöhlung dieses Systems durch fortschreitende Zerstörung „kompetenter“ Immunzellen beruhen. Die Folgen sind nach dem Gesagten leicht verständlich: Solche Folgen sind mit dem Überleben des Individuums nicht vereinbar. Wir können den wesentlichen Defekt messen, aber es gibt kein Ersatzteillager. Wenn die Abendnachrichten einen Durchbruch der Schulmedizin verkünden, so handelt es sich fast immer um die Entdeckung eines weiteren Schaltkreises in diesem komplexen Chaos, der eines Tages unser Verstehen fördern mag. Optimismus für die eigene nahe Zukunft ist daraufhin so wenig angebracht wie nach der Einnahme von Johanniskraut oder tibetanischen Kräuterpräparaten.

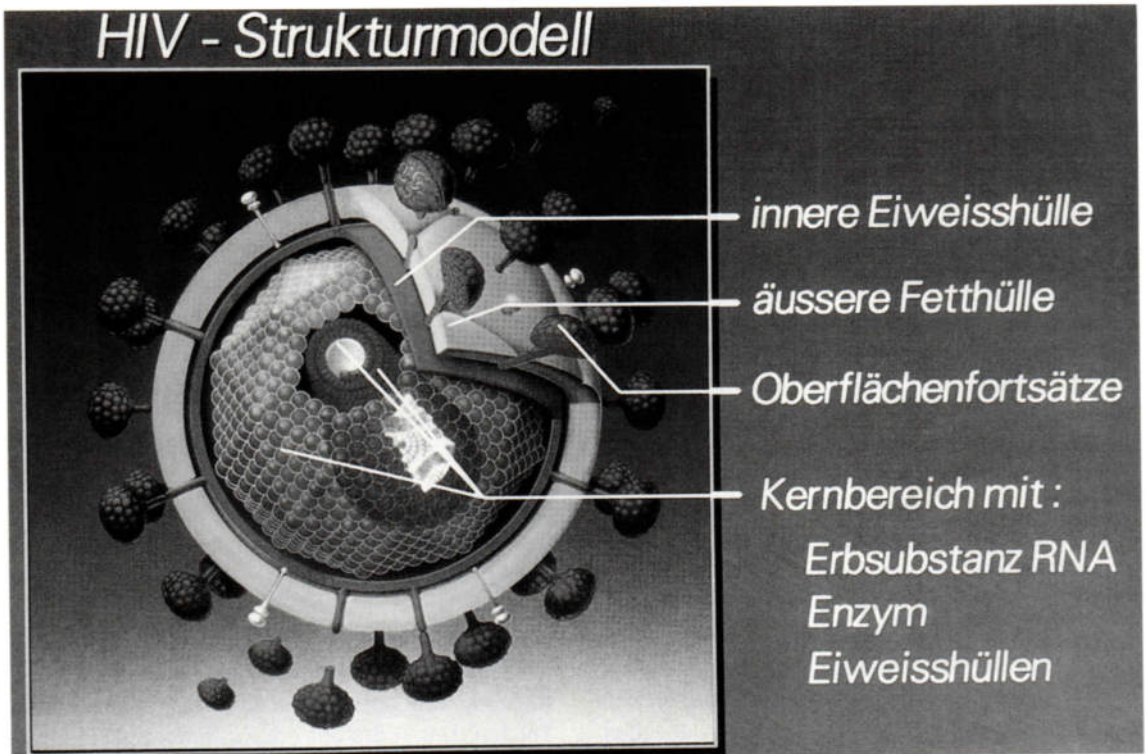
„Die Beziehung zwischen Mikroorganismus und Wirt hat viele Formen, von Aggression über Toleranz bis hin zur Symbiose zum beiderseitigen Nutzen. Das sollte uns die Zuversicht geben, daß die Menschheit auch in Zukunft nicht an den Mikroorganismen zugrunde gehen wird. Und dennoch – ein solcher Optimismus könnte eine böse Selbsttäuschung sein.“

(Avrion Mitchison im SCIENTIFIC AMERICAN.)

Unser Immunsystem entstand, als sich vor einigen hundert Millionen Jahren die ersten Wirbeltiere aus ihren wirbellosen Vorfahren entwickelten. Es

hat stets nur dem einzigen Zweck gedient, Infektionen abzuwehren. Diese Annahme wird belegt durch die seltenen Krankheitsbeispiele, in denen Kinder aufgrund eines einzigen Gendefekts ohne funktionsfähiges Immunsystem geboren werden: Sie sterben unweigerlich an Infektionen. Nur in einer künstlichen Umgebung mit völliger Keimfreiheit, etwa in einem Plastikzelt, können sie überleben. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, sich klarzumachen, daß diese Kinder an nichts anderem leiden. Sie zeigen ein normales Körperwachstum und eine normale geistige Entwicklung, sie sind gegenüber den meisten Krebsformen nicht empfänglicher als „immunkompetente“ Individuen, und selbst ihre Fortpflanzungsfähigkeit ist völlig normal.

Blutzellen, den sogenannten Helferzellen, die ihrerseits eine Schlüsselstellung innerhalb der Abwehrfront einnehmen. Wie die meisten anderen Viren nutzen sie den Stoffwechsel der infizierten Zellen zu ihrer eigenen massenhaften Vermehrung und verursachen damit letztlich den Tod dieser Zellen. In der Regel werden solche Parasiten durch gezielte Attacken des Immunsystems vertrieben oder zumindest in Schach gehalten. Erst seit kurzer Zeit wissen wir durch die Arbeiten von David Ho in den USA, daß das AIDS-Virus eine durchschnittliche Lebensdauer von nur wenig mehr als einem Tag hat und die täglich erzeugte Virusmenge etwa mit 10^{10} Partikeln zu berechnen ist. Unsere Abwehr kann offenbar über 90% der Viren zerstören. Aber mit dieser rasanten Vermeh-



Je mehr wir über die Moleküle des Immunsystems wissen, desto eindrucksvoller sind die Anpassungen, die wir finden. Aus der Sicht der Evolution erscheint es sinnvoll, wenn bakterielle oder virale Erreger ihren Wirt „leben lassen“, sich also einnisten und keine Strukturen zerstören. Das AIDS-Virus ist ein Sonderfall. Es benutzt vorwiegend Molekülstrukturen an ganz bestimmten weißen

rungsfähigkeit ist ein anderes biologisches Phänomen untrennbar verknüpft: Ständige winzige Änderungen molekularer Strukturen, „Mutationen“ genannt, die in ihrer unvorstellbaren Vielfalt größtmögliche Anpassung an eine feindliche Umwelt bedeuten und das Immunsystem überfordern und schließlich erschöpfen. Hubert Markl, der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, hat kürzlich

in einem bemerkenswerten Essay versucht, aus der Sicht des Biologen darzulegen, warum die Anpassungsfähigkeit des Organismus untrennbar auch mit seiner Sterblichkeit verbunden ist. Jedes Individuum ist ein neuer Versuch, gewissermaßen ein neuer molekularer Entwurf, Chance und Irrtum im Überlebenswettstreit. Unsterblichkeit wäre gleichbedeutend mit fehlender Anpassungsfähigkeit, eine biologische Sackgasse. Aber es wird auch klar, daß unser so existentiell wichtiges, biologisch raffiniert angelegtes Immunsystem gegenüber neuartigen Erregern in einem Maße versagen kann, daß unsere Überlebensfähigkeit in Frage gestellt wird – wahrhaftig eine Perspektive, die uns zutiefst verunsichern sollte.

Die jährlich wiederkehrenden Kassandrarufer der WHO verdeutlichen, daß diese Erkenntnisse nicht neu sind. Weder Tuberkulose noch Malaria sind besiegt, und kein halbes Jahr vergeht, in dem nicht eine neue Infektionskrankheit beschrieben wird oder medikamentenresistente Erregerstämme die Ärzteschaft aufschrecken. Der plötzliche Einbruch des AIDS-Virus in die sanierte Welt der Industrieländer dürfte damit zusammenhängen, daß das Virus die Barriere zwischen zwei Arten durch Mutation überspringen konnte. Dieser Angriff ist tödlich und macht daher biologisch für den Erreger keinen Sinn. „Leben und leben lassen“ kann die Devise nur heißen. Aber können wir uns darauf verlassen, daß diese Tradition weiterbestehen wird? Ein Blick auf die beklemmend hohen Infektionsraten mit dem AIDS-Virus in Zentralafrika muß befürchten lassen, daß die Spezies Mensch diese Auseinandersetzung mit einer Dezimierung bezahlen wird. In Uganda gibt es ganze Städte, deren Einwohner bis zu 75% mit dem Immundefizienzvirus infiziert sind.

Prinzipien der Therapie – neue Hoffnungen?

Es ist an der Zeit, ernsthaft über Erfolge zu reden. Im Jahr 1995 gelang die Entwicklung von Labortests, die eine Abschätzung der individuellen Virusmenge erlauben. Dabei zeigte sich rasch, daß diese Laborwerte eine viel bessere Beurteilung des

Krankheitsverlaufes ermöglichen. Vor allem war der extrem rasche Abfall der „Virusbelastung“ durch virushemmende Medikamente überraschend. Es zeigte sich, daß die mangelhafte Langzeitwirkung einer bis dahin eher zurückhaltend beurteilten medikamentösen Therapie auf einer sehr raschen Resistenzentwicklung beruht. Die Konsequenz war sofort klar: Eine Kombination mehrerer Medikamente – bei der Bekämpfung der Tuberkulose eine Selbstverständlichkeit – kann diese Hemmung der Virusvermehrung durch unterschiedliche Angriffspunkte über Monate aufrechterhalten. Tatsächlich gelingt das in vielen Fällen so nachhaltig, daß mit den erwähnten Tests kein zirkulierendes Virus mehr nachweisbar ist, Beweis für eine sehr wirksame Therapie. Für die frühen Stadien der Infektion bedeutet das in naher Zukunft die Chance, zumindest ein Gleichgewicht zwischen infiziertem Wirt und Virus zu erreichen. Leben und leben lassen! Der Patient bliebe zwar infektiös, aber sein Immunsystem, das durch keine der uns heute bekannte Maßnahmen regeneriert werden kann, würde sich nicht erschöpfen. Die katastrophale Entwicklung zur immunologischen Paralyse mit den tödlichen Auswirkungen der unvermeidlich folgenden Infektionen würde gestoppt.

HIV-infizierte Patienten sind über solche Chancen fassungslos. Erfahrungsgemäß verfallen meist nicht betroffene Laien auf den Einwand, das Virus sei ja immer noch vorhanden. Sind wir zu bescheiden geworden? Wohl kaum. Die AIDS-Historie hat im medizinischen Denken bei den Verantwortlichen zu einer Neubesinnung geführt. Über keine andere Erkrankung verfügen wir über so detaillierte Kenntnisse, aber die Kompliziertheit der Materie ist frustrierend. Viele andere Probleme sind ungelöst: Die sozialen Fragen, die globalen wirtschaftlichen Folgen, die Konsequenzen für unsere eigene Drogenpolitik. Im medizinischen Bereich die Ausschöpfung der prophylaktischen Möglichkeiten, gentechnologische Verfahren, die Chancen einer endgültigen Viruselimation...

Dennoch, das Licht am Ende eines langen Tunnels wird erkennbar.

Saar-Terrassen

Zum städtebaulichen Wettbewerb „Regierungsviertel Saarbrücken“

Von Andreas Brandolini

Es ist nicht die Saar, die Alt-Saarbrücken von St. Johann trennt, sondern die Stadtautobahn. Mit ihr hat Saarbrücken seinen Fluß verloren, kehrt die Stadt der Saar den Rücken zu.

Zu wenige, langweilige Brücken, die in erster Linie dem fahrenden Verkehr dienen, triste Ufer, keine Angebote zum Verweilen außer lapidaren Wiesen mit konzeptlosem Baumbestand, ein Fahrradweg führt die Qualitäten der danebenliegenden Autobahn fort. – Alle Beziehungen zum Fluß sind versachlicht. Die Qualitäten von Städten am Fluß vermißt man in Saarbrücken fast vollständig.

Die Berliner Promenade als durchaus gelungener städtebaulicher Versuch, das Saarufer zu dramatisieren, wird vernachlässigt. Warum wurde sie im Zuge des Umbaus der Bahnhofstraße nicht mit einbezogen, beziehungsweise reaktiviert?

Den Wettbewerb zum Regierungsviertel sollte man zum Anlaß nehmen, diese Mißstände zu beheben. Hierzu ein paar Thesen:

1. Alle Umgestaltungsbemühungen im Regierungsviertel sind nutzlos, wenn die Stadtautobahn weiterhin die Stadt in zwei Teile schneidet und den Zugang zur Saar versperrt.

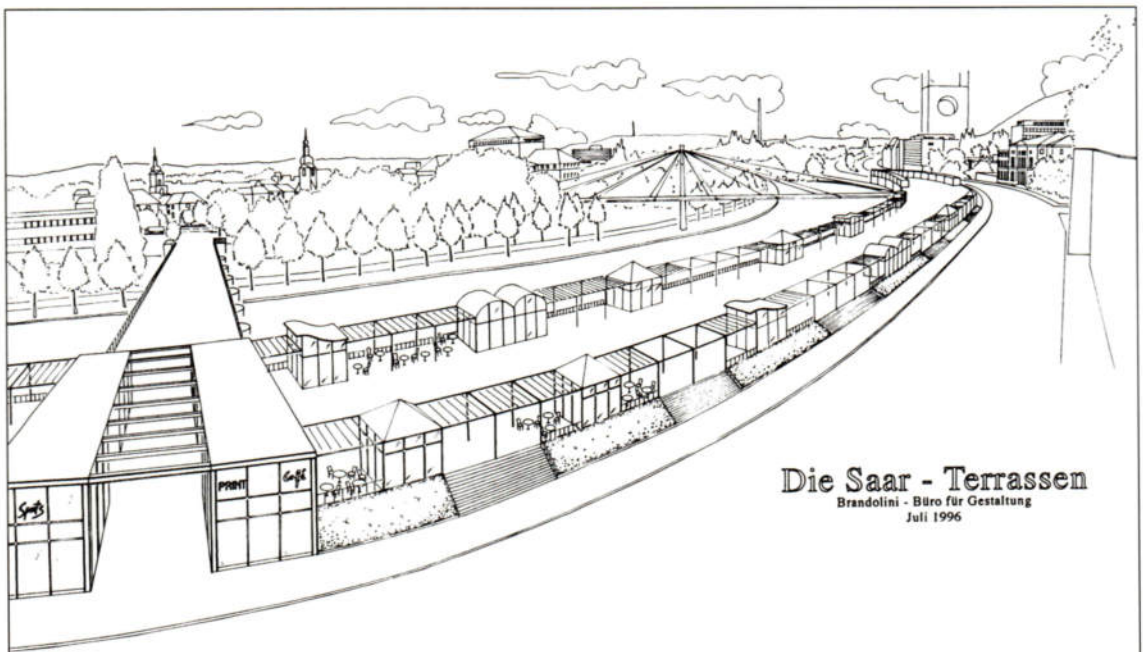
2. Deshalb ist die Überbauung der Stadtautobahn die vordringlichste Maßnahme. Als historisches Vorbild könnte man hier die Brühl'schen Terrassen in Dresden betrachten: gegenüber Straßen- und Flußniveau höhergelegte Promenade. Eingeschossige Pergolenbebauung mit kleinen Geschäften, Cafés usw. lassen eine Flanier- und Verweilmeile entstehen.

3. Sinnvoll wäre der Bau einer weiteren Fußgängerbrücke in der Achse Theaterplatz – Landtag. Dies würde zum einen den Theaterplatz aufwerten und zum anderen den Landtag in die Saarbrücker Stadtarchitektur einbinden.

4. Ein am Ende der alten Fußgängerbrücke errichtetes Torhaus könnte als Entrée nach Alt-Saarbrücken dienen.

5. Schließlich „Entschlackung“ des Regierungsviertels. In einem Hochhaus sollten nicht nur das Umweltministerium, sondern auch andere Ministerien und Dienststellen einen Platz finden. Die so gewonnenen Freiflächen könnten parkähnlich umgestaltet werden.

Entwurf „Saarterrassen“
Prof. Andreas Brandolini



Der 10. Jahrestag des Maison des Ecrivains

Von Alain Lance

Hommage an Robert Desnos in der Sorbonne;
am Mikrophon: Jacques Roubaud



FENSTER NACH DRAUßEN

Am 12. Juni dieses Jahres summite eine fröhliche Menge durch Hof, Garten und Salons im Parterre des Hôtel d'Avejan der Pariser Rue de Verneuil 53. Fast 500 Menschen waren gekommen, den 10. Geburtstag des *Maison des Ecrivains* zu feiern – mit dem Glas in der Hand, wie es sich gehört. Daß so viele Besucher ihre Verbundenheit mit diesem Ort und der hier geleisteten Arbeit unter Beweis stellten, kam gerade recht an der Schwelle einer schwierigen Periode für die Aktivitäten im Kulturbereich, die allenthalben von Budgetkürzungen bedroht sind.

Mit der Schaffung des *Maison des Ecrivains* im Frühjahr 1986 wurde einer alten Forderung entsprochen, die aus den Reihen der Schreibenden und ihrer damaligen Standesvertretungen, darunter die *Union des Ecrivains*, herrührte. Letztere entstand im Mai 1968, in einem vom Generalstreik gelähmten und von Demonstrationen durchzogenen Paris. Eine kleine Gruppe von Schriftstellern unter der Führung von Michel Butor, Jean-Pierre Faye, Jacques Roubaud und Natalie Sarraute besetzte eines Tages das Hôtel de Massa,

den Sitz der ehrenwerten *Société des Gens des Lettres*, um jene *Union des Ecrivains* zu gründen. Es sollte protestiert werden gegen die „etablierte literarische Ordnung“, die Reflexion über die Rolle des Schriftstellers in der Stadt, über die möglichen Beziehungen zwischen revolutionärer Bewegung und künstlerischer Avantgarde sollte neu angestoßen werden, schließlich ein Katalog der berufsspezifischen und gewerkschaftsorientierten Forderungen der Schreibenden erstellt werden. Unter diesen Forderungen fand sich an hervorgehobener Stelle die Schaffung eines (Autoren-) „Hauses“. Es waren also 18 Jahre und die Machtübernahme der Linken erforderlich, um diesen Wunsch Wirklichkeit werden zu lassen.

Die Rechtsform der Institution *Maison des Ecrivains* ist die eines Vereins. Der Direktor wird von einem Verwaltungsrat von Schriftstellern unterstützt, die von der jährlichen Vollversammlung gewählt werden. Derzeitiger Präsident des Vereins ist der Dichter und Philosoph Michel Deguy. Ungefähr 500 Schreibende sind heute Mitglieder des Vereins, darunter ebenso Berühmtheiten wie

Autoren, die gerade ihre ersten Bücher veröffentlicht haben. Wenn auch die Mitglieder mehrheitlich in Paris und Umgebung leben, so umfaßt die Vereinigung doch eine ganze Anzahl in der Provinz lebender Autoren. Freilich könnte das *Maison des Ecrivains* nicht von den Beiträgen seiner Mitglieder existieren. Etwa 80 Prozent seines Unterhaltungs- und Veranstaltungsbudgets werden von der öffentlichen Hand getragen, genauer vom *Centre National du Livre* und von der *Direction du Livre et de la Culture*, die beide dem Kulturministerium unterstehen. Man kann das *Maison des Ecrivains* mit Einrichtungen vergleichen, die in Deutschland unter dem Namen „Kulturhaus“ existieren. Außer seiner hauptsächlichlichen Servicefunktion für die Schriftsteller haben sich dem *Maison des Ecrivains* weitere Aufgabenstellungen eröffnet. Es bietet Romanautoren, Dichtern und



Bernard Noël und Michel de Guy, Direktor des *Maison des Ecrivains*

Essayisten Informations- und Dokumentationsmöglichkeiten, es dient als Vermittlungsinstanz zu öffentlichen oder privaten Institutionen, die eine Zusammenarbeit mit Schreibenden suchen, und organisiert in seinen Räumen das ganze Jahr über zahlreiche literarische Veranstaltungen wie Lesungen, Vorträge, Diskussionen und Kolloquien mit französischen wie auch ausländischen Autoren. Im Verlauf der letzten Jahre haben sich zwei Arbeitsbereiche besonders stark fortentwickelt. Zunächst ist da die Kooperation mit der *Education Nationale* zu nennen. Im Rahmen verschiedener Aktionen (*Dichter in der Schule*, *Der literarische Freund*, *Workshops im künstlerischen Schaffen*) besuchen jährlich mehr als 100 Schriftsteller mehrere Male Grundschul-, Realschul- und Gymnasialklassen und gestalten zusammen mit den Schülern

Schreibworkshops, die jenen auf realistisch-lebendige Art die zeitgenössische Literatur nahebringen sollen.

Das zweite Arbeitsfeld ist sicherlich origineller, betrifft es doch die Zusammenarbeit zwischen Kino und Literatur. Eine aus Schreibenden und Filmschaffenden bestehende Kommission setzt sich mit Drehbuchprojekten auseinander, die jeweils von einem Team Autor-Regisseur vorgelegt werden. Die Autoren der ausgewählten Projekte erhalten Förderstipendien, die eine Fertigstellung ihrer Arbeit ermöglichen sollen. Natürlich münden nicht alle derart geförderten Arbeiten in die Produktion eines Films. Dennoch ist die Realisierungsquote nicht zu unterschätzen: auf zehn ursprünglich geförderte Projekte kommen zwei Spielfilme, die den Weg in die Kinosäle finden.

Im Verlauf eines Jahres werden vom *Maison des Ecrivains* etwa sechzig öffentliche Einzelveranstaltungen, in Zyklen geordnet, organisiert. Im Rahmen des Zyklus *L'esprit des formes* hält ein Autor einen Vortrag über eine literarische Form oder ein spezielles Genre, z.B. über das Anagramm, das Prosagedicht, die Kollage oder die Parodie etc. In einem weiteren Zyklus *L'hôte et son hôte* soll der Schriftsteller sich einen eigenen Gast als Partner für den gemeinsamen Dialog auswählen. Andere Themenabende reflektieren die aktuelle Situation der Prosa, der Dichtung und der Philosophie, sind der Präsentation von Zeitschriften oder Editionen gewidmet. In mehreren Veranstaltungsreihen werden ausländische Autoren eingeladen, ob sie nun lediglich eine Parisvisite absolvieren (wie neulich die irische Romanautorin Edna O'Brien, die beiden amerikanischen Dichter Gary Snyder und Jackson Mac Low oder der chinesische Romancier Han Shaogong) oder ob sie auf Dauer in Frankreich leben und dann im Zyklus *D'ailleurs parmi nous* auftreten. Ein von Nicole Bary und der *Association des Ami du Roi des Aulnes* organisierter regelmäßiger Veranstaltungszyklus schließlich präsentiert die deutschsprachigen Autoren. Unter den Vortragsgästen der letzten Monate waren Christoph Hein, Ludwig Harig und Galsan Tschinag. Im vergangenen Juni kamen mehr als hundert Menschen, um den Vortrag des Dichters Durs Grünbein zu hören.

Das *Maison des Ecrivains* hat seine Aktivitäten außerhalb der eigenen Mauern in Kooperation mit verschiedenen Partnern ausgeweitet – in Paris vor einigen Jahren mit dem Musée du Louvre und im nächsten Herbst mit dem Musée d'Orsay, in der Provinz mit dem *Festival des Cultures Latino-Américaines* in Biarritz und dem Théâtre de la Manufacture in Nancy, im Ausland in Frankfurt, Genua, Athen, demnächst Berlin usw. In jedem Jahr organisiert das *Maison des Ecrivains* außerdem ein bedeutendes internationales Kolloquium. Anlässlich von Paul Celans 85. Geburtstag beschäftigten sich im vergangenen November For-

scher, Kritiker, Philosophen, Dichter und Übersetzer im Rahmen eines dreitägigen Treffens mit dem Werk des Dichters. Nächsten November wird ein Kongreß Autoren aus zehn Ländern zu dem Thema *Aujourd'hui les balkans* (Die Balkanländer heute) zusammenführen. Es soll unter Beweis gestellt werden, daß trotz des Fanatismus und der nationalistischen Unruhen ein Dialog möglich ist zwischen den Intellektuellen dieser Region.

Von genauso hohem Stellenwert wie die in der Rue de Verneuil veranstalteten Lesungen, Diskussionen und Kolloquien dürfte allerdings für viele Autoren die Gewißheit sein, über einen Ort zu verfügen, an dem sie nach der notwendigen Zurückgezogenheit des Schreibakts ihre Berufsgenossen treffen können. Genau diese Atmosphäre von Gastlichkeit betont zum Beispiel der Romancier Michel Chaillou in dem kleinen Text, den er für das Informationsblatt des *Maison des Ecrivains* anlässlich seines zehnten Geburtstages verfaßt hat:

„La maison des écrivains, un toit pour la page, la bibliothèque des rimes égarées dans la ville, une façon de penser la Seine qui flue à deux pas. La Maison des mots et des phrases, du point-virgule de la fontaine, cette façon qu'a l'adjectif d'habiter le jardin si riche d'épithètes aux fortes saisons. La Maison, rue de Verneuil, marge essentielle où s'attable l'éloquence du verbe après une cour, des portes qui battent comme un coeur, un lieu enfin où, avec le soir comme lecteur, on se rassemble, s'interpelle autour des livres.“

Aus dem Französischen
von Jan Schluckebier



Feier zum 10. Jahrestag
des *Maison des Ecrivains*



Thomas Wojciechowicz

„Vier Dimensionen“

Wachs, Pigment, Tusche auf Bütteln, 1996

- 1953 geboren in Kirchheimbolanden
- 1972 - 77 Studium an der Kunstakademie Karlsruhe und an der Johannes Gutenberg Universität, Mainz
- ab 1977 freischaffend in Saarbrücken
- 1984 Stipendium „Cité des Arts“, Paris
- 1987 Förderstipendium der Stadt Saarbrücken
- 1991 Kunstpreis des Stadtverbandes Saarbrücken

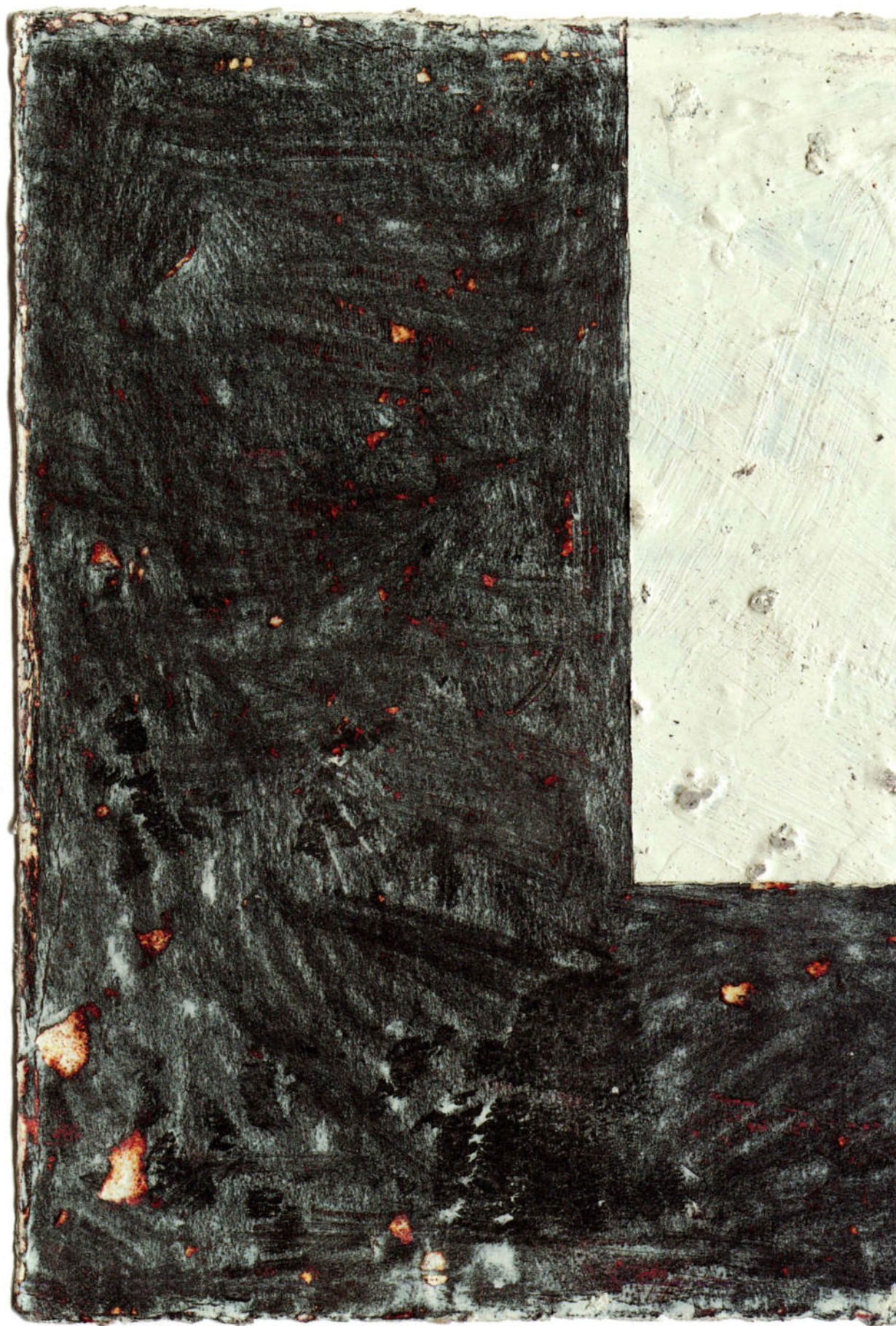
Einzelausstellungen

- 1979 Bildhauersymposion Saarbrücken
- 1984/86/87 Galerie Weinand/Bessoth, Saarbrücken
- 1986 Bildhauersymposion „Steine an der Grenze“, Merzig
- 1988 Galerie Passages, Troyes/Frankreich
- 1889 Stadtgalerie, Saarbrücken
- 1991 Galerie Van Eyl, Enschede

Ausstellungsbeteiligungen

- 1983 Galerie im Glaskasten, Skulpturenmuseum Marl
- 1985 „Der Baum“, Stadtgalerie, Saarbrücken
- 1986 Städtische Galerie am Markt, Schwäbisch Hall
- „Arte Fiera“, Bologna/Italien
- Galerie im Traklhaus, Salzburg
- 1987 Kunstverein, Neustadt/Weinstraße
- „Kunstszene Saar“, Bürgerhaus Neunkirchen
- „Inwendig voller Figur“, Treviso/Italien
- 1990 Mia-Münster-Haus, St. Wendel
- 1991 „Similitudes et Différences“, Moderne Galerie, Saarbrücken
- 1995 „Farbenheit“, Saarländischer Künstlerbund, Stadtgalerie, Saarbrücken









DIE SPAR- UNIVERSITÄT

Beginn einer Debatte

Das Ende der saarländischen Besonderheiten an der Universität?

Von Stefan Hüfner

Wie jedes Grenzland, das über Jahrhunderte zwischen zwei Ländern umstritten war, hat auch das Saarland eine eigene Kulturentwicklung, die nicht zuletzt dazu diente, sich vor den Ansprüchen der immer wieder wechselnden Herrscher so gut zu schützen, wie sich dies nun einmal einrichten ließ. Hier an der Saar nennt man dies dann nicht zu Unrecht „die besonderen saarländischen Verhältnisse“. Jeder kennt jemanden, der wieder jemanden kennt, der jemanden kennt, der einem helfen kann. Dieses Geflecht von Beziehungen hält dieses Land zusammen, und trotz einer wahrlich bedrängenden wirtschaftlichen Situation ist die Armut hier sehr viel weniger sichtbar, als man befürchten müßte.

Für die Universität, die ja einen Großteil der in diesem Land praktizierenden Ärzte und Rechtsanwälte, der hier arbeitenden Ingenieure und Lehrer ausbildet, bedeutete dies immer, daß man im Grunde alle Berufe mit Universitätsdiplom, die in diesem Land benötigt werden, auch an der heimischen Universität studieren können sollte. Dies führte notwendigerweise zu einem außerordentlich hohen Fächerspektrum auf dem Campus im Stadtwald, und da ja die Ressourcen des Landes schon immer beschränkt waren, auch dazu, daß sehr viele, ja vielleicht sogar die meisten Fächer kleiner und weniger gut ausgestattet waren, als dies an einer typischen Universität in der Bundesrepublik der Fall war. Das brachte es mit sich, daß oft, wenn auch nicht notwendigerweise die Ausbildung in Saarbrücken enger, manch einer würde sagen, nicht ganz so gut wie die an einer Universität in München oder Hamburg war. So lange das Saarland eine leicht von der übrigen Bundesrepublik unterstützte, weitgehend geschlos-

Die Finanzkrise des Saarlandes hat auch die Universität ereilt. Erhebliche Geldbeträge sollen in kürzester Zeit eingespart werden. Zustand und Zukunft der Universität sind für unsere Zeitschrift ein wichtiges Thema. Mit zwei Beiträgen wollen wir eine öffentliche Debatte beginnen.

Die Stellungnahme von Professor Stefan Hüfner hat in der Redaktion für Streit gesorgt. Der Text von Herbert Wender ist eine erste Reaktion.

Weitere Meinungsäußerungen zum Thema sind willkommen.

Die Redaktion

sene Gesellschaft war, bewährte sich dieses System nicht schlecht, wuchs doch die Studentin oder der Student in der heimischen Umgebung auf, und sie konnten schon im Laufe des Studiums in das saarländische Beziehungsgeflecht hineingewoben werden.

In den letzten dreißig Jahren hat sich aber mit immer größerer Geschwindigkeit die Welt verändert, ohne daß, so hat man oft den Eindruck, und dies ist ja eine der saarländischen Besonderheiten, dies hier von Heinz Becker und seinen Schwestern und Brüdern wahrgenommen wurde. Die administrativen Grenzen zwischen Frankreich und Deutschland sowie den anderen westeuropäischen Ländern verschwanden durch den rapiden Ausbau der Kommunikationswege, und zwar in weltweitem Maßstab. Es dreht sich heute nicht mehr darum, ob wir in einem saarländischen Haus oder gar in einem gemütlichen deutschen, ja sogar in einem europäischen leben, nein, seit dem Fall des Eisernen Vorhanges leben wir in einer globalen Halle, durch die ein ungemütlicher Zug des Wettbewerbs weht, und auch wenn wir das saarländische Beziehungsgeflecht so eng wie nur möglich knüpfen, wird es uns nicht vor Unbill schützen, es sei denn, wir stellen uns dem globalen Wettbewerb.

Für die Universität des Saarlandes bedeutet dies, daß sie sich nicht mehr an den Bedürfnissen des Saarlandes messen lassen muß, ja nicht einmal mehr nur an denen der Bundesrepublik, sondern an denen der ganzen Welt, d.h. die einzelnen Fächer im Stadtwald müssen mit ihren Kollegen in Stanford, Cambridge, Paris und München konkurrieren. Dies ist die eine Seite der Zukunft. Die zweite besteht darin, daß auch die Menschen hier, speziell die in Führungspositionen, also die, die an den Universitäten ausgebildet werden, schon während des Studiums sich eine globale Sicht der Dinge erarbeiten müssen. Frederic Vester, den ja die Universität des Saarlandes in den sechziger Jahren auf administrativem Wege



aus ihrem Lehrkörper entfernte, hat zum Abschluß des „Tages der Offenen Tür“ im Juni 1995 unter dem Beifall sicher auch vieler Saarländer gesagt, das Beste, was man für dieses Land tun könne, wäre, wenn man allen Saarländern verbieten würde, an dieser Universität zu studieren. In einer Radikalität, die das Problem und seine Lösung deutlich machen, hat er damit die zentrale Zukunftsaufgabe für diese Universität beschrieben. Diese kann nicht mehr darin bestehen, möglichst vielen Saarländern, die es wünschen, hier eine Universitätsausbildung zu geben, sondern die Aufgabe der Universität der Zukunft besteht darin, möglichst viele Fächer zu besitzen, die im globalen Wettbewerb erfolgreich bestehen können.

Das Rezept, dies durchzuführen, ist relativ einfach. Man muß anhand der im Augenblick gegebenen Strukturen und anhand der voraussehbaren wirtschaftlichen Bedürfnisse dieses Landes Fachgebiete identifizieren, die es so auszubauen gilt, daß sie im globalen Wettbewerb bestehen können, und dies wird auf Kosten vieler hier heute noch gelehrter Fachgebiete zu geschehen haben, so bedauerlich dies auch sein mag. Die Qualität einer Universität der Zukunft wird sich nicht daran orientieren, wie viele Fächer sie besitzt (die immer wieder beschworene „Voll-Universität“ ist ein Anachronismus), sondern wie viele Fächer an dieser Universität eine internationalen Maßstäben

gerechtfertigende Statur haben. Dies heißt z.B., daß man beim augenblicklichen Stand unseres Wissens das Fach Informatik und die angrenzenden Gebiete, wie etwa die Wirtschaftsinformatik, verstärken muß, daß ein gleiches für das Fach Werkstoffwissenschaften und die daran angrenzenden Fächer gilt, daß aber auch ein Fach wie die Psychologie, die im Zentrum eines neuen, sehr beachtlichen Sonderforschungsbereiches steht, gestärkt werden muß. Es dreht sich also nicht darum, im Rahmen einer Auseinandersetzung zwischen hier Geisteswissenschaften, die den Steinbruch für die Ingenieurwissenschaften bilden, hier Ingenieurwissenschaften, die aus diesem Steinbruch aufgebaut werden, Fronten aufzubauen, sondern es geht darum, identifizierte Zentren hoher Qualität, liegen sie nun im Bereich der Medizin, der Geisteswissenschaften, der Naturwissenschaften oder der Ingenieurwissenschaften, so auszubauen, daß sie im Wettbewerb des nächsten Jahrhunderts bestehen können. Eine Universität auf dem Campus im Stadtwald, die fünf international anerkannte und respektierte Fächer aufweist, wird für das Saarland und seine Zukunft mehr bewirken können als eine solche, in der 50 Fächer angeboten werden, von denen man schon die meisten in Kaiserslautern nicht mehr kennt, und von denen man in Tokyo nie gehört hat.

Mehr Geld für die Hochschulen!

Von Herbert Wender

Der in der Redaktion der SAARBRÜCKER HEFTE zum Thema ‚Spar-Universität‘ diskutierte Beitrag von Prof. Hüfner bringt nichts Neues, allenfalls der Anlaß ist neu. Das besagt nichts gegen die vorgetragene Argumentation, es legt aber nahe, sich mit den vorgeschlagenen Strukturmaßnahmen in einem anderen Zusammenhang als dem der aktuellen Spardiskussion auseinanderzusetzen.

Auch jene Professoren, denen das besondere Interesse des staatstragenden Oppositionsblattes gilt und die meinen, „die Saar-Uni solle das Sparen als Chance begreifen, zu einem zukunftsicheren Konzept zu gelangen“ – so formuliert vom SZ-Mitarbeiter als Frage an den Unipräsidenten (SZ vom 17.7.96) –, kennen schon lange ein ‚zukunftsicheres‘ Konzept: Es ergibt sich aus der hochschulpolitischen Position der technik- und industrieorientierten Fraktion innerhalb der Professorenschaft und zielt auf ein ‚Opfern‘ sogenannter ‚Orchideenfächer‘ und auf den ‚Rückbau‘ traditioneller Bastionen insbesondere der Geisteswissenschaften. Wiederum gilt: Die Sonderinteressen diskreditieren nicht unbedingt die vorgetragene Kritik am Status quo, sie sollten aber mißtrauisch machen gegen die schnellen Lösungen, deren möglicherweise verheerenden Schaden gerade diejenigen nicht absehen können, die anscheinend schon selbst nicht mehr genossen haben, was in der geschmähten ‚Voll-Universität‘ einst als Bildung ihrer Mitglieder vorausgesetzt war.

Die aktuelle Spardiskussion ist im Unterschied zur letzten Runde von größerer Geschlossenheit innerhalb der Universität geprägt. Der Widerstand gegen die Zumutungen einer kurzfristigen und kurzatmigen Politik der insgesamt zunehmend erschöpften Landesregierung hat zum ersten Mal Hochschullehrer, Mitarbeiter und Studierende gemeinsam auf die Straße gebracht. Diese Interessengemeinschaft würde leichtfertig zerredet, wollte man sich jetzt auf die alte Diskussion um das oft beklagte Spannungsverhältnis zwischen ‚klassischer‘ deutscher Universitätstradition und ‚modernen‘ Wissenschaftsaufgaben einlassen. Selbst für Technokraten sollten die Essentials einer bildungsökonomischen Grundrechnung hinreichend sein,

um zunächst einmal grundsätzlich für die bessere Ausstattung der Hochschulen im Saarland zu kämpfen. In dem bereits zitierten Interview wurden die „Pro-Kopf-Ausgaben für Wissenschaft“ im Saarland beziffert: 207 Mark pro Einwohner gegenüber 253 Mark im Durchschnitt der sogenannten alten Bundesländer. Derselben Ausgabe der SAARBRÜCKER ZEITUNG war zu entnehmen, daß die Opposition ihre Forderung nach Vorlage eines Nachtragshaushaltes mit erwarteten „Steuermindereinnahmen von 120 Millionen Mark“ – „bei einem Jahresetat von rund 6,3 Milliarden Mark“ – begründete. Selbst wenn man die möglicherweise fehlenden 2 Prozent auf die Wissenschaftsausgaben durchrechnet und ein doppelt so hohes Opfer als Beitrag zum Abbau der extremen Staatsverschuldung berücksichtigt, bleibt eine Nachforderung von über 10 Prozent gemessen an den Pro-Kopf-Ausgaben anderer Bundesländer.

Wer postuliert, zukunftsorientierte Hochschulpolitik im Saarland müsse den „globalen Wettbewerb“ als Bezugsrahmen der Diskussion erkennen, müßte darüber hinaus die Position der Bundesrepublik im OECD-Ranking zur Sprache bringen. Und er dürfte auch nicht einfach verschweigen, daß den Spitzenleistungen „von Stanford, Cambridge, Paris und München“ nicht nur eine Bündelung von Ressourcen, sondern auch eine breite Basis minder bemittelter Hochschulen zugrundeliegt. Das Begabungspotential einer gegebenen Bevölkerung, sei sie so groß wie die US-amerikanische oder so klein wie die saarländische, läßt sich nicht durch wenige Spezialeinrichtungen, sondern nur durch ein weitgefächertes Bildungssystem ausschöpfen. Was in den 60er Jahren zu den Binsenweisheiten der bildungsökonomischen Debatte gehörte, war sicher nicht durchweg richtig; aber preisgeben sollte man nur, wogegen triftige Argumente angeführt werden können.

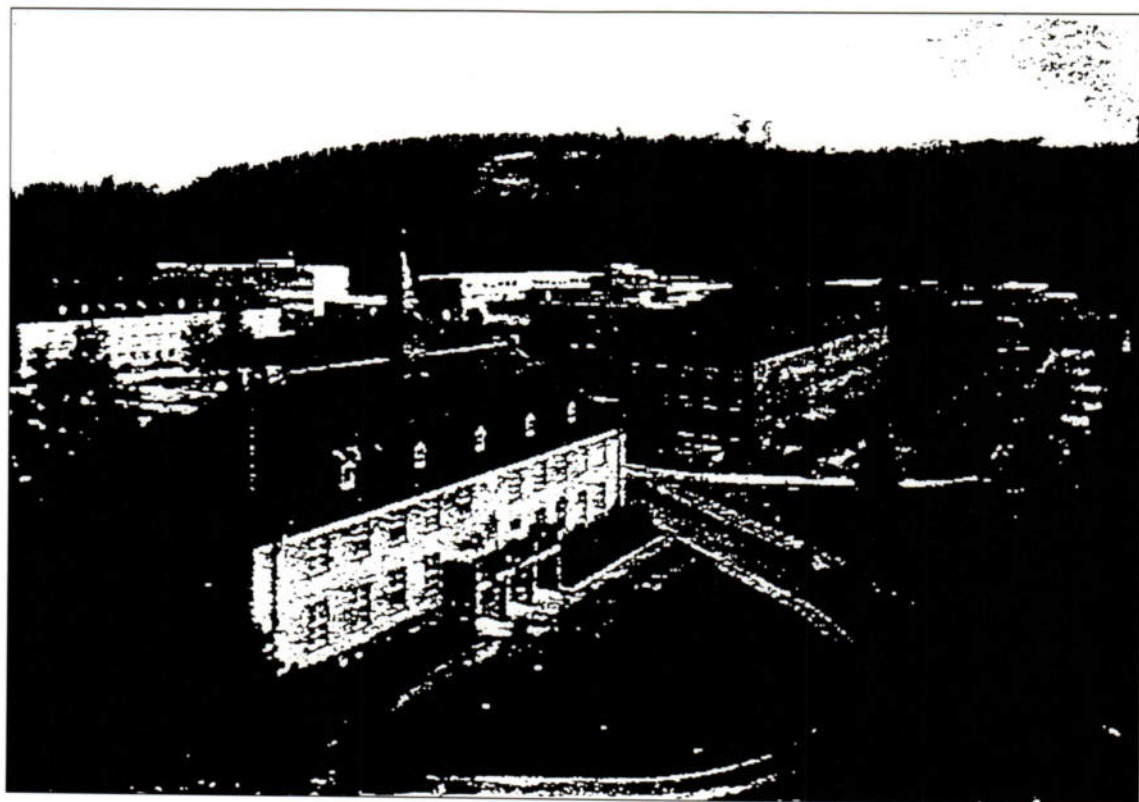
Stattdessen werden in der gegenwärtigen Diskussion Pseudo-Argumente ins Feld geführt, über deren Triftigkeit im einzelnen noch nicht einmal zu rechten ist, solange nicht zu erkennen ist, wie sie zur Behauptung, mit weniger Geld könne man eine bessere Zukunft sichern, führen könnten.

Zu diskutieren ist allenfalls der Vorwurf, gegenwärtig würden die knappen Mittel unsinnig verschleudert. Aber auch diese notwendige Diskussion sollte nicht auf der Grundlage falscher Prämissen geführt werden. Hüfner sieht „die zentrale Zukunftsaufgabe“ darin, „im globalen Konkurrenzkampf“ zu überleben, und das sei nur bei geeigneter Spezialisierung möglich. Polemisch skizziert er die Alternative: „möglichst vielen Saarländern, die es wünschen, hier eine Universitätsausbildung zu geben“. Ich vermute, daß viele, die einem so formulierten Ziel nicht zustimmen wollten, bereits ins Wanken kämen, würde man analog fordern, möglichst vielen Bayern in Bayern eine Universitätsausbildung zu ermöglichen; und wer würde noch der Behauptung zustimmen, es sei kein vernünftiges Ziel des französischen Staates, möglichst vielen Franzosen in Frankreich eine Universitätsausbildung zu ermöglichen? Führt man aber die polemische Zuspitzung auf jenen rationalen Kern zurück, der hinter der antisaaarländischen Stereotype zu erkennen ist, hätte die These, das Saarland sei einfach zu klein, um alle Universitätsausbildungen vollwertig anbieten zu können, bereits gegen den Auf- oder Ausbau techniknaher Bereiche innerhalb der Universität angeführt werden können.

Der Zustand, der gefordert wird, war gegeben, als in Aachen oder anderswo studieren mußte, wer bei Saarberg Ingenieur werden wollte. So wenig der Niedergang des saarländischen Bergbaus auf das Fehlen einer Technikfakultät zurückzuführen war, so wenig konnte die Ausbildung hervorragender Informatiker an der Saarbrücker Universität das Entstehen einer prosperierenden saarländischen Elektronikindustrie garantieren. Trotz der großen Worte vom „globalen Wettbewerb“ und vom „rapiden Ausbau der Kommunikationswege“ bleibt die Argumentation kleinkariert, wenn nicht gesehen wird, daß eine Schrumpf-Universität, deren Fächer „eine internationalen Maßstäben gerecht werdende Struktur haben“, zwar dem ortsansässigen Kongreßgewerbe nutzt, aber wenig zur internationalen Konkurrenzfähigkeit der saarländischen Wirtschaft beiträgt, wenn diese nicht in der Lage ist, die Innovationen der Forscher in Produkte und Produktion umzusetzen.

Das Problem ist nicht, daß den in Saarbrücken ausgebildeten und im Saarland als Richter, Staatsanwälte oder Rechtsanwälte beschäftigten Juristen „eine globale Sicht der Dinge“ fehlt. Die Frage ist nicht, ob dem Saarland zuzumuten ist, Mediziner für die Westpfalz auszubilden, sondern wie man dazu beitragen kann, daß neue medizinische Geräte, die in Homburg konzipiert werden, im Saarland zur Produktreife entwickelt, produziert und vermarktet werden. Hüfner beginnt mit dem Globalziel, die Universität des Saarlandes müsse sich „an den Bedürfnissen ... der ganzen Welt“ messen lassen, und endet mit der Regionalperspektive „der voraussehbaren wirtschaftlichen Bedürfnisse dieses Landes“. Würde er den in dieser Schrumpfung sich andeutenden Realismus noch einen Schritt weiter treiben, käme er zu der Einsicht, daß es in diesem Land weniger an Spitzenforschung, die mit Stanford und Cambridge konkurrieren kann, mangelt, sondern an Risikokapital und an unternehmerischer Initiative. Wer in dieser Hinsicht verantwortungsvoll zukunftsorientierte Politik betreiben wollte, müßte vor allem in die Schulen investieren und müßte dafür sorgen, daß unter Allgemeinbildung nicht nur die elementaren Kulturtechniken nebst einem Minimum an Kenntnissen aus dem Kanon der traditionellen Spezialfächer, sondern vor allem auch die Befähigung zu ökonomischem Handeln verstanden wird.

An dieser Stelle ist vielleicht der Hinweis angebracht, daß es in der Schul- wie in der Hochschulpolitik gleichermaßen falsch ist, wenn der Blick zunehmend auf die „Ausbildung“ gerichtet wird, wobei das alte Wort „Bildung“ nur noch als Lippenbekenntnis mitgeführt wird. Das Postulat: ‚nicht für die Schule, sondern fürs Leben‘ solle gelehrt und gelernt werden, hatte immer mehr im Blick als nur das Arbeitsleben. Und nachdem sich die Bedeutung der sogenannten Schlüsselqualifikationen herumgesprochen hat, ist die Orientierung am Profil einzelner „Fächer“ in der Diskussion um notwendige Strukturreformen ohnehin obsolet. Wer tatsächlich einmal den Blick über die Grenzen Deutschlands hinaus in die Welt richtet, wird zur Kenntnis nehmen müssen, daß im gelobten Land jenseits des Atlantischen Ozeans gerade jene Geisteswissenschaftler „in Führungspositionen“ gelangen, die sich nicht durch interna-



tional konkurrenzfähige Spitzenforschung auszeichnen, sondern in ihren Fächern „während des Studiums sich eine globale Sicht der Dinge erarbeiten“ konnten. Ob jemand als Ministerpräsident(in), Staatssekretär(in) oder Geschäftsführer(in) gute Arbeit leistet, hängt vermutlich von allem anderen mehr ab als von dem Fach, das er oder sie studiert hat.

Vergleichbares gilt, wenn vom Spin-Off der Hochschulforschung die zukunftsichernde Wirtschaftsblüte erwartet wird. Daß ein cleverer Ökonomieprofessor mit einem expandierenden Software-Unternehmen Arbeitsplätze schafft und daß eine juristische Datenbank nationalen Zuschnitts das Interesse des internationalen Kapitals auf sich zieht, ist die eine Seite der Medaille. Daß sich regionale Informatik-Entwicklungen wie das Bibliothekssystem SABINE oder das für die saarländische Polizei entwickelte System DIPOL als unbefriedigende Sonderlösungen darstellen, ist die andere Seite. Wer will denn aufgrund welcher Beurteilungskriterien prognostizieren, ob saarländische Unternehmen eher mit Multimedia-Produktionen von Germanisten, Romanisten oder Anglisten oder mit dem hochsubventionierten Verbomobil erfolgreich sein können? Die IHK kann es vermutlich ebenso wenig wie das Wirtschaftsministerium, und auf die Prognosen von Informatik- oder Physikprofessoren sollte man sich wohl auch nicht verlassen.

Kurzum: die Zukunft des Saarlandes hängt nicht von der Schwerpunktsetzung der Universität, sondern vom Einfallsreichtum der hier lebenden Menschen ab, und zwar unabhängig davon, ob sie sich als Saarländer fühlen oder nicht, unabhängig auch davon, ob das Saarland als Bundesland fortbesteht oder nicht. Aber so wenig ein ‚Umbau‘ der Universität zur Zukunftssicherung beiträgt, so wenig ist von der Verschmelzung mit der angrenzenden Pfalz zu erwarten. In einer Zeit, in der nichtstaatliche Großunternehmen bürokratischen Ballast abwerfen und darauf hoffen, daß in selbständiger arbeitenden operativen Einheiten effizienter gewirtschaftet wird, mutet es einigermaßen grotesk an, wenn man sich von größeren Bundesländern eine effizientere Verwaltung erhofft.

Zum saarländischen Elend ist das rheinland-pfälzisch-saarländische Gesamteland unter hessischer Oberhoheit keine Alternative. Zu einer schlechten SPD-Politik ist eine vergleichbar schlechte CDU-Politik keine Alternative. Und zur Saarbrücker Volluniversität ist eine über die Standorte Metz, Saarbrücken, Trier und Kaiserslautern verteilte Agglomeration von Rumpfuniversitäten keine Alternative. Eine Alternative wäre vielleicht, auf die großen Worte zu verzichten und kleine Brötchen zu backen, um uns am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen.



Quäle nie den Wald zum Scherz

Von Barbara Froeflich-Schmitt

Umweltminister Leonhardt nahm kein Blatt vor den Mund: „Wir wollen im Wald Lebensräume schaffen, wo wir ihn nicht ständig quälen.“

Im saarländischen Forst knackt es unter der Rinde. Außer Borkenkäfern und Holzwürmern knirschen die Praktiker – Revierförster und Waldarbeiter – mit den Zähnen, denn sie müssen um ihre Existenz fürchten. Beim Streit der Theoretiker um „naturnahe Waldnutzung“ kommt es oft knüppeldick. Waldgefühle scheinen tief im Stammhirn verwurzelt zu sein. Ein wenig Licht ins Waldesdunkel möge dieser Beitrag bringen.

Der saarländische Wetterminister Professor Willy Leonhardt, vorrangig an Sonne interessiert und an Regen – Wasserkreislauf wird ja durch die Sonne in Gang gehalten –, hat jüngst sein Herz für den Wald entdeckt. Kein Wunder, kann man den Wald doch als große Solaranlage betrachten, die mit Sonnenenergie und Wasser nachhaltig Holz produziert und dabei überhaupt nichts verschmutzt, im Gegenteil. Die übrigen Wohlfahrtswirkungen des Waldes eingerechnet dürfte der Umweltminister dem Wald flugs die just erfundene „Grüne Hausnummer“ verleihen, das Gütesiegel „nur für vorbildliche Umwelt-Häuser“. Vielleicht tut er's ja, wenn der Staatsforst demnächst seine eigene Privatnummer hat.

Auf einem öffentlichen Forum seines Hauses mit dem Titel „Können wir uns Naturschutz noch leisten?“ im Juli 1996 äußerte sich Professor Leonhardt wie eingangs zitiert zur Waldwirtschaft und

stellte damit unmißverständlich klar, daß er forstliche Nutzung für Naturquälerei hält, egal ob naturnah oder nicht. Obwohl er sonst das Ausgrenzen von Reservaten nicht besonders förderlich findet, hat er sich von einer Idee des Naturschutzbundes (NABU) begeistern lassen, nämlich große „Urwald“-Schutzgebiete im saarländischen Wald zu schaffen. Für den Minister kommt dabei die Moral noch vor dem Fressen: Wenn man so etwas hier nicht mache, habe man keinen moralischen Anspruch, die Erhaltung des tropischen Regenwaldes zu fordern, sagte er. Aber man wolle auch Weiserflächen haben für die naturnahe Waldwirtschaft und die Produktion von genetischem Material ermöglichen. Leonhardt: „Insgesamt 3 Prozent der Waldfläche aus der Bewirtschaftung nehmen: 40 bis 80 Gebiete für 27 Waldgesellschaften, ein großes Gebiet, etwa 500 Hektar, das man erweitern können muß ...“. Seine Verwaltung hatte mir kurz zuvor mitgeteilt, daß für ein geplantes Schutzgebiet im Saarkohlenwald „weder der genaue Zeitplan für eine etwaige Ausweisung noch die Flächengröße“ festliege. Doch der Minister preschte vor und brachte damit seine zögernde Forstverwaltung in Zugzwang. War das Torschlußpanik? Zurück zum Holzacker?

Die Würfel für die Privatisierung der saarländischen Forstverwaltung sind im Kabinett gefallen. Das heißt, die Nutzungsrechte am Staatswald werden einer GmbH übertragen. Die Landesregierung verpachtet sozusagen den Wald an ihre eigene Forstverwaltung, nachdem sie ihr ein privates Mäntelchen umgehängt hat.

Viele fürchten nun zu Recht, daß endgültig Schluß ist mit der „naturnahen Waldwirtschaft“, die der saarländische Staatsforst per Erlaß seit 1988 betreibt und womit er unbestritten bundesweite Pionierleistungen erbracht hat. Zu einer Aufweichung der Prinzipien (Verzicht auf Chemie und Kahlschläge, mehr Totholz und freie Entwicklung), war es aber schon im letzten Jahr gekommen, mit der Wiedereinführung der bodenbiologisch äußerst fragwürdigen Waldkalkung. Aber was bringt die Zukunft dem saarländischen Wald? Meine Fragen zum Wald im Saarland hat der Pressesprecher des Umweltministers, Bernd Dunnzlauff, schriftlich beantwortet. Hans-Albert Letter, Gangolf Rammo und Jörn Wallacher von der Landesforstverwaltung gaben zusätzlich mündliche Auskünfte. Für den NABU beziehe ich mich auf Aussagen des Bundeswaldsprechers Wilhelm Bode und des NABU-Vorsitzenden im Saarland Stefan Mörsdorf.

Übrigens, wir reden hier von weniger als ein Prozent des deutschen Waldes – einem grünen Fliegendreck auf der Landkarte rücken wir mit der Lupe näher. Das Saarland ist reicher als der Durchschnitt der Bundesrepublik, reicher an Wald (35% der Landesfläche, BRD 30%), hat mehr Wald in öffentlicher Hand (drei Viertel, BRD die Hälfte), mehr Laub- als Nadelwald (70 zu 30%, BRD umgekehrt), aber relativ junge Bestände. Der Wald ist vielleicht deshalb noch weniger krank (unter 50%, BRD über 60%), aber er hat relativ viele Kriegsschäden. Granatsplitter stecken wohl noch Jahrzehnte in den Stämmen und haben kürzlich gerade der Stadt Saarbrücken ein lukratives Holzgeschäft mit einem Niederländer vermässelt.

Ob der Wald auch deshalb rote Zahlen schreibt? Es waren auf den knapp 40.000 Hektar Staatswald, der im Besitz des Saarlandes ist (von 90.000 Hektar Saarwald sind 42% Staats-, 32% Kommunal-, 26% Privatwald), 10,6 Mio. DM im Jahr 1994, d.h. ca. 265 DM Defizit pro Hektar Staatswald – ein durchschnittliches Defizit im Bundesgebiet.

Wie kommt es eigentlich zu den roten Zahlen? Die Ursachen für das Defizit im Staatswald seien vielschichtig, schreibt Dunnzlauff. Da sei der Holzpreis, der dem Weltmarkt unterliege und der fixe Block von Personalausgaben. Die Einnahmen

durch Holzverkauf betragen bei 150.000 Festmeter Holzeinschlag im Jahr (gesamter saarländischer Wald: 250.000 Fm) für den Staatsforst ca. 13-17 Mio. DM im Jahr, liegen also in der Größenordnung des Defizits. Folglich betragen die Ausgaben etwa das Doppelte der Einnahmen.

Jeder weiß, daß der Holzpreis auf dem Weltmarkt nicht die tatsächlichen Kosten, sondern gesellschaftliches und ökologisches Dumping widerspiegelt. Trotzdem soll der Staatsforst aus dem Defizit raus, koste es, was es wolle. Da 70 Prozent der Ausgaben Personalkosten sind, geht es zu-

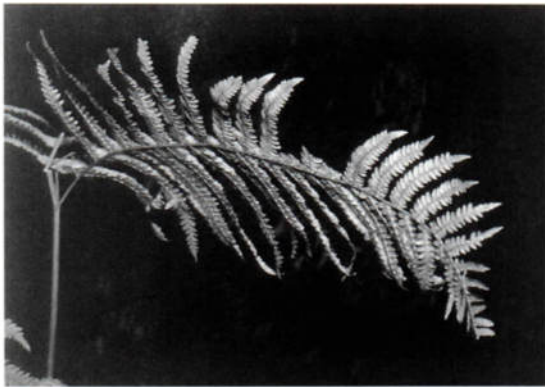


Landscheider Wald; dort Totholz mit Moos

nächst an diesen Topf. Weitere 100 Waldarbeiter sollen entlassen werden, aber beim Straßenbau unterkommen, also nur auf einer anderen Lohnliste des Staates landen.

Auch die Zahl der Förster will man, wenn auch vorsichtig, reduzieren. Insgesamt sollen nach Hans-Albert Letter einfach „weniger Leute in der

Natur rumfummeln“. Auch weniger forschen und beobachten will der Forst, keine Aufträge mehr an private Büros, nur noch Eigenleistung. Ob so jemals die Waldbiotop-Kartierung beendet wird? Der Forst kochte hier sein eigenes Süppchen. Zehn Jahre später als die landesweite Biotop-Kartierung begann die eigentliche Waldbiotop-Kartierung Anfang der neunziger Jahre. Man hatte hehre Ziele, nämlich flächendeckend und nicht selektiv zu kartieren und Naturnähe als wertgebenden Maßstab zu verwenden. Doch jetzt fehlen wohl die Mittel, um das Ganze in absehbarer Zeit zu vollenden.



Auch wenn der Staatsforst nun in die freie Wildbahn entlassen wird, gelten für ihn weiter Waldgesetz und Waldbaurichtlinien. Wer hat Angst vorm wilden Wald? Eine neue saarländische Waldbaurichtlinie soll im Herbst herauskommen. Fieberhaft und oft in Klausur arbeitete die Forstverwaltung daran vor der Sommerpause. Ursprünglich hatte man geradezu forstrevolutionär und fundamentalistisch das Greenpeace-Konzept von Knut Sturm umsetzen wollen. Dessen Leitbild ist „Prozeßschutz“, also Prinzip Wildnis mit dem Zulassen aller Phasen der Walddynamik und von 10 bis 20% völlig unbewirtschaftetem Wald. Es ist das „Mosaik-Zyklus“-Konzept der modernen Waldökologie in Grün und verhält sich zum konventionellen Waldbau ungefähr so wie antiautoritäre Erziehung zu militärischem Drill.

Doch die ersten Entwürfe der neuen Waldbaurichtlinie wurden inzwischen wohl stark realomäßig geglättet. „Prozeßschutz ist das nicht“, kommentierte Letter, Leiter der Abteilung Waldbau, im Juli

telefonisch. „Konzentration durch Extensivierung“ nannte er das neue Konzept. Das ausschließliche Ziel des künftigen Waldbaus sei, wertvolles Starkholz zu produzieren. In der Kindheitsphase wolle man den Wald wachsen lassen – „biologische Automation“ – dann suche der Förster unter den 25- bis 50-jährigen die vitalsten Bäume aus, 100 pro Hektar, und entferne die stärksten „Bedränger“. Dazwischen und danach geschehe nichts, so wie in der konventionellen Forstwirtschaft, welche die Bestände homogenisiere. Doch wenn man sich überlegt, daß nach dem neuen Waldbau alle 10 Meter ein Auslesebaum steht, sieht der Wald dann nicht doch wieder aus wie ein pikiertes Radieschenbeet mit ein bißchen Unkraut dazwischen? Oder wie eine soziale Eliteschule, wo alle gleich sind, aber einige gleicher? Man hat sich wohl asymptotisch dem NABU-Konzept angenähert, nur mit dem Unterschied, weniger zu durchforsten und

Adlerfarn

*Eiche,
Höllscheider Wald, Obertal*



damit Waldarbeiter einzusparen und weniger als 5% Wald stillzulegen. Der NABU will einen Dauerwald bzw. „naturreichen Kulturwald“ mit relativ statischen Waldbeständen, weil der Wald in seiner Optimalphase stabilisiert wird, und 5% Waldfläche ohne Nutzung. Der ehemalige saarländische Forstchef Wilhelm Bode, jetzt Bundeswaldsprecher des NABU, fordert, eher mehr Waldarbeiter anzustellen, die vorsichtig – auch mit Rückepferden – Holz ernten und den Wald durchforsten, um den Umbau der Bestände in den Dauerwald zu beschleunigen und auch Schwachholz zu gewinnen. Ziel ist, den Raubbau an den Wäldern anderer Länder zu stoppen und den Holzverbrauch nachhaltig aus dem deutschen Wald zu decken. Von einer „Priorität für Nutzung im Wald“ sprach daher folgerichtig der NABU-Vorsitzende Stefan Mörsdorf auf der Bundeswaldtagung des NABU im Mai in St. Wendel. Die Begründung: „nachhaltige Holzreserve und grüner Arbeitsplatz“ in einem „sustainable germany“. Das Saarland hat damit wenig am Försterhut. Der Rotstift setzt die Maßstäbe. Gangolf Rammo von der saarländischen Forstverwaltung entschuldigte sich in St. Wendel dafür, weniger nutzen zu wollen als ein Naturschutzbund. Man hatte den Eindruck, das Saarland wolle eine Priorität für Naturschutz im Wald. Doch als ich im Juni den Umweltminister danach fragte, faxte mir der Pressesprecher: „Nicht Naturschutz oder Nutzung, sondern Naturschutz und Nutzung.“ Wenn ich die Kuh melke, stehle ich dem Kalb die Milch. Wenn ich die Natur nutze, stehle ich dem Wald das Holz. Der NABU will das vorsichtige Melken, ohne Etikettenschwindel, Greenpeace würde am liebsten gar nicht melken, die neue private Forstverwaltung wird nun hoffentlich nicht wieder auf die Hochleistungskuh im Wald setzen.

Wenn man von der Konzentration auf Starkholz hört, könnte man das befürchten. Da der Holzpreis auf dem Weltmarkt eher fällt als steigt, kann der saarländische Forst seine Einnahmen kurzfristig nur durch Kahlschlag beim Personal und mehr Einschlag von Holz erhöhen. Schlimmstenfalls geht es den wenigen Altbaumbeständen des Saarlandes an die Borke, und es werden wieder schnellwüchsige Holzplantagen angelegt – wie gehabt. Privatwald auf dem Holzweg?



Landscheider Wald, Marderspur

Daß sich unter solchen Bedingungen die Landesregierung noch Subventionen für Privatwald leistet, mag verwundern. Es sind etwa 10 bis 15 DM pro Hektar und Jahr, und sie verbergen sich mit ein paar Hunderttausend DM im Defizit des Staatswaldes.

Auf meine Frage „Koppelt die Landesregierung Subventionen für Privatwald an ökologische Leistungen?“ antwortete das Umweltministerium: „Ja“. Das wäre allerdings etwas Besonderes. Davon kann man bei der EG-Landwirtschaft nur träumen, aber auch für die bundesweite Forstwirtschaft hätte das Vorbildcharakter. Doch den Waldbauteufel entdeckte ich im Detail der „Richtlinien für die Förderung forstwirtschaftlicher Maßnahmen“ von 1995. Zwar wird die Umstellung auf

naturnahe Waldwirtschaft gefördert, aber daneben werden vom Naturschutz her fragwürdige Dinge, wie Wegebau und Düngung gegen Waldschäden subventioniert. Für „Kompensationskalkung“ konnte man 1995 bis zu 900 DM pro Hektar anfordern. Außerdem wird Aufforstung subventioniert, allerdings mit gewissen Auflagen.

„Warum gelten Aufforstungen anstelle von natürlicher Entwicklung zu Wald immer noch als Ausgleich für Eingriffe in die Landschaft?“, hatte ich den Umweltminister gefragt, und sein Pressesprecher antwortete: „Stehen für den Ausgleich von Waldverlusten ... nur Flächen zur Verfügung, die weit außerhalb von Wäldern liegen, ist durch das Vertrauen auf die Sukzession der funktionelle Ersatz in vertretbarem Zeitraum nicht erreichbar. Außerdem greift bei solchen „billigen“ Maßnahmen der „Sanktionscharakter“ des Ausgleiches nicht ausreichend“. Verstanden? Strafe muß halt sein, und wenn es noch so unsinnig ist. Irgendwie erinnern traditioneller Naturschutz und Forstwirtschaft an Pädagogik von vorgestern. Den Kommentar spricht der Holzwurm:

Wenn die Weltmarktpreise für Holz derzeit eher fallen, wenn der größte Holzuwachs nach der normalen Umtriebszeit erfolgt, und wenn wilder Wald am gesündesten ist, was spricht eigentlich dagegen, im Saarland quasi einen Butterberg von Holz zu erzeugen, einen Lebendvorrat an Wald? Man könnte den saarländischen Wald zum Nationalpark erklären, zu einem wirklich großen Wildnisschutzgebiet wachsen lassen. Denn der geplante Fliegendreck von maximal drei Prozent Waldschutzgebiet ist für alle Holzwürmer, Grün- und Schwarzspechte ziemlich bedeutungslos. Rotdrosseln begnügen sich zwar mit kleineren Revieren, aber als Durchzügler brauchen sie hier gar keine. Das geplante Urwaldschutzgebiet im Saarkohlenwald von 500 Hektar kann nur eins bis zwei Schwarzspecht- und zwei bis vier Grünspecht-Paare beherbergen. Man spart nur einen halben oder drittel Revierförster ein. Soll das etwa eine

Wiedergutmachung sein für die Ausbeutung der alten Kohlewälder unter der Erde? Ist doch lächerlich. 900 km² Wald im Saarland als Nationalpark, das könnte sich sehen lassen, wäre zwar nur ein Zehntel von Yellowstone, aber das 7-fache vom Nationalpark Bayerischer Wald. Warum schult ihr nicht das Forstpersonal zu Rangern und wissenschaftlichen Beobachtern um? Der Saarwald wäre bald Anziehungspunkt für Touristen aus aller Welt. Die würden nebenbei die läppischen paar Millionen Defizit einspielen, die durch Holzverkauf nie hereinkämen, es sei denn, man schlägt mehr Holz ein als nachwächst und fällt die wenigen alten Bäume, die das Saarland zu bieten hat – mir und meinesgleichen.

Quellen und Literatur-Hinweise:

- Bode, W. & Hohnhorst, M. v. (1995): Waldwende – Vom Forsterwald zum Naturwald, München, 199 S.
- Grittmann, E. (1995): Der Wald – Nutzung und Gefährdung eines Lebensraumes, Hrsg.: BUND LV Saarland, Saarbrücken, 15 S.
- Hohnhorst, M. v. (1995): Der Urwald am Rande der Stadt – Warum der NABU einen Urwald vor den Toren Saarbrückens fordert, Naturschutz im Saarland 4/95: 6-7, Luxemburg, St. Wendel.
- Klein, H. & AK Wald (1995): Wald für die Zukunft, BUND-Positionen, Hrsg.: BUND, Bonn, 67 S.
- Ministerium für Umwelt, Energie und Verkehr (1995): Richtlinien für die Förderung forstwirtschaftlicher Maßnahmen. 22 S. + Anlagen.
- Ministerium für Umwelt, Energie und Verkehr (1995): Waldschadensbericht 1995, 24 S.
- Scherzinger, W. (1996): Naturschutz im Wald – Qualitätsziele einer dynamischen Waldentwicklung, Stuttgart, 447 S.
- Sturm, K. (1994): Naturnahe Waldnutzung in Mitteleuropa. – Studie im Auftrag von Greenpeace Deutschland., in: Dauerwald 12: 6-21.

Musikologie der Unterlassungen

Zum Umgang mit Vergangenheit, das Beispiel: Fritz Neumeyer

von Stefan Fricke

Geisteswissenschaften, zu denen die historische Musikwissenschaft sich zählt, operieren – Philologen sollten's wissen – quellenorientiert. Gemeint ist die Methode: Quellen aufspüren, sie textkritisch prüfen, die Interpretation (der hermeneutische Akt) und die Einbettung der Erkenntnisse in die tradierte Geschichtsschreibung, die bisweilen dann ja umgeschrieben werden muß. Dieser Vierschritt, den der Historiker Johann Georg Droysen Mitte des 19. Jahrhunderts skizzierte, hat bis heute seine formale Gültigkeit behalten und wird permanent aufs Neue vollzogen, ausgehend vom aktuellen Forschungsstand zur gewählten Frage.

Nun sollte man bei der Beschäftigung mit welchem Sujet auch immer davon ausgehen dürfen, daß die jüngste Literatur zum Thema zumindest die Schritte eins und zwei sorgfältigst betrieben haben, so daß nicht jedesmal *ab ovo* begonnen werden muß. Die Ergebnisse des dritten und vierten Schritts sind indes notwendig diskutabel wie nie endgültige. Natürlich sind sie aber unmittelbar von der Datensicherung und der Datendarbietung abhängig; denn nur auf dieser Grundlage läßt ein „Verstehen“ sich vermitteln.

Allerdings finden diese selbstverständlichen Prinzipien nicht immer ihre Umsetzung. Meistens, nahezu systematisch, geschieht diese Mißachtung im Umgang mit den düsteren Umgebungen der Geschichte. Daten und Quellen, die ihren Ort in solchen Environments hatten und haben, werden später wenn nicht geschönt, so doch zumindest verschwiegen. In der Musikwissenschaft gibt es wie in der Gesellschaft genügend Beispiele, wie wünschenswert das Vergessen von Vergangenheiten ist. Griffing zeigt sich dies im prominentesten und global vielleicht renommiertesten Produkt deutscher Musikologie, der Enzyklopädie *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*. Der 14bändige, zwischen 1949 und 1968 von Friedrich Blume herausgegebene Hauptteil (1973 und 1976 folgten je ein Supplementband, 1986 das lang ersehnte Register) ist seit nahezu 50 Jahren die Informationsquelle Nr. 1 in Sachen Musik. „Die Gesamtheit des musikalischen Wissens zusammenfassend darzustellen“, schrieb der Herausgeber 1949 im Vorwort, sei die Aufgabe des Lexikons. Nun ist ein solches Vorhaben bei aller Löblichkeit des Unter-

fangens schlichtweg unmöglich, Lücken sind unvermeidlich. Leerstellen aber finden sich vor allem da, wo Brisantes, Problematisches, im nachhinein (vielleicht) Unerwünschtes zu Tage treten könnte. Oder gibt es eine andere Verstehenskategorie, die erklärt warum in den Artikeln zu Musikerpersönlichkeiten des 20. Jahrhunderts oftmals der Zeitraum zwischen 1933 und 1945 kaum oder gar nicht zur Sprache gebracht wird, die Jahre vorher und danach allerdings schon?

Mittlerweile hat sich aufgrund eines nunmehr zweifachen Generationenwechsels der Musikologen einiges im Umgang mit der Vergangenheit objektiviert, und viele der fragwürdigen Lücken konnten geschlossen werden, was der Selbstkritik und Neubeurteilung des Faches nicht geschadet hat. Mit einigem Vorbehalt darf davon gesprochen werden, daß die Musikwissenschaft ihren Beitrag zur bestialischen Barbarei des Jahrhunderts aufarbeitet und historische Unwahrheiten nicht länger hinnehmen und verbreiten will. Übrigens liegen schon die ersten vier Bände (Sachteil) der gänzlichen Neuausgabe besagter Enzyklopädie vor, und in den ab 2000 erscheinenden zwölf Personalbänden werden die notwendigen Korrekturen wohl sichtbar werden.

Vorüberlegungen solcher Art tun (leider immer noch) not, um heutige Publikationen, deren Thema (auch) die Zeit des Faschismus berührt, adäquat würdigen zu können. Zwischen dem 9. Mai und 30. Juni 1996 wurden im Rahmen einer Ausstellung in der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek Dokumente zum Leben und Werk des am 2. Juli 1900 in Saarbrücken geborenen Cembalisten, Pianisten, Kapellmeisters, Komponisten und Hochschullehrers Fritz Neumeyer (gest. 1983 in Bad Krozingen) ausgestellt. Ergänzend dazu erschien ein umfangreicher Katalog „Fritz Neumeyer. Wege zur Alten Musik“ mit Briefen, Photos, Artikeln von Neumeyer und anderen, veröffentlicht als Band 2 der Schriften der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek im Röhrig Universitätsverlag (St. Ingbert 1996). Als Herausgeber zeichnet der derzeitige Saarbrücker Universitätsmusikdirektor Dr. phil. Jürgen Böhme verantwortlich, der auch den größten Teil des Neumeyer-Nachlasses verwaltet.

Wer nun war Fritz Neumeyer? Seine biographischen Eckdaten können dem nebenstehend faksimilierten Artikel aus der *Musik in Geschichte und Gegenwart* (Bd. 16) entnommen werden, den Neumeyer in den 70er Jahren selbst verfaßte. Seine musikalischen Verdienste – hier war er einer der Pioniere – liegen auf dem Gebiet der sogenannten „Historischen Aufführungspraxis“, also jenes Versuchs, Musik authentisch so zu reproduzieren, wie sie zu Zeiten Bachs und Händels geklungen haben mag. Man bediente sich dafür vor allem überlieferter Instrumente und wiederentdeckter (rekonstruierter) Spieltechniken. 1933 wurde unter maßgeblicher Beteiligung von Neumeyer die „Saarbrücker Vereinigung für Alte Musik“ in Saarbrücken gegründet, die im gesamten Deutschen Reich mit dieser Art der musikalischen Aufführung große Erfolge verzeichnen konnte. Mit Kriegsbeginn mußte die Vereinigung wohl ihre Konzerttätigkeit einstellen; doch haben die ehemaligen Mitglieder in verschiedenen Ensembles bis in die 40er Jahre weitergewirkt. Neumeyer wurde 1939/40 Dozent an der Berliner Musikhochschule und behielt ein äußerst reges Konzertieren bei, bis er 1944 in die Wehrmacht (Kraftfahrzeugnachschubstaffel in Berlin-Steglitz) eingezogen wurde.

Das Anliegen des Katalogs ist es – so der Herausgeber in seiner Einleitung –, „vor allem Neumeyers wenig bekannten Lebensweg bis etwa zum Ende des 2. Weltkriegs“ zu beleuchten (S. 8). Kernstücke dieser editorischen Erhellung bilden eine Korrespondenzauswahl zwischen Neumeyer und dessen mütterlicher Freundin und Ratgeberin Cläre Massatsch. Die Korrespondenz, die um 1918 einsetzte und bis 1949 fortgeführt wurde, wird im Katalog lediglich bis 1929 dargeboten. Warum der Leser aus den kommenden Jahren nichts erfahren darf, verschweigt der Herausgeber, dem der Briefwechsel ja immerhin „ein bemerkenswertes literarisches Zeugnis dieses Genre (ist), das, vor dem Hereinbrechen der ‚multimedialen Segnungen‘ in der Kommunikationstechnik der Neuzeit (sic!), heute besonders lesenswert erscheint“ (S. 15). Ob literarisch wirklich wertvoll ist, was die beiden Menschen – meistens redet übrigens Neumeyer – sich zu erzählen haben, sei dahingestellt, von vielen Krankheiten ist die Rede, von Proben, von Aufführungen (man nahm 1918 schon Beruhi-

Neumeyer, Fritz, * 2. Juli 1900 in Saarbrücken. Nach Militärdienst und kurzem Medizinstudium stud. Neumeyer 1919–1921 in Köln bei Franz Bölsche MTh. und Lonny Epstein Kl., 1921–1924 in Berlin bei A. von Fielitz Dirigieren, Wilhelm Klatte MTh. und Kompos. und J. Kwast Kl. 1924–1927 wirkte er am Stadttheater Saarbrücken als Solorepetitor, Kpm. und ChDir. Von 1928 an war er freiberuflich in Berlin tätig, u. a. als Konzertbegleiter von Emmy Leisner und Fritz Soot. Studien in der Berliner Instr.-Slg. und die Begegnung mit deren Leiter C. Sachs veranlaßten ihn, sich dem Spiel auf hist. Tasteninstr. und den damit zusammenhängenden Auff.-Praktiken alter Musik zuzuwenden. Er erprobte die so gewonnenen Erkenntnisse mit der von ihm ins Leben gerufenen *Saarbrücker Vereinigung für Alte Musik*. 1935 schloß er sich dem *KaM.-Kreis Scheck-Wenzinger* an, 1960–1965 den *Wiener Solisten*, seit 1954 gehört er außerdem der *Cappella Coloniensis* des WDR Köln an. Als Lehrer für hist. Tasteninstr., Gb.-Spiel und Auff.-Praxis alter Musik wirkte er ab 1940 an der Berliner Musikhochschule, 1946–1968 als Prof. an der Freiburger Musikhochschule. Seine um 1930 begonnene Slg. hist. Tasteninstr. hat das Ziel, für die gesamte Kl.-Musik vom 16. bis zur ersten Hälfte des 19. Jh. das ihr entsprechende Instr. zur Verfügung zu haben. Sie umfaßt heute (1976) etwa 50 Instr. und befindet sich seit 1974 im Schloß Bad Krozingen. Die Instr. werden regelmäßig im Rahmen der von ihm gegr. *Schloßkonzerte Bad Krozingen* gespielt. — Neumeyers kompos. Schaffen (z. T. ersch. im Bärenreiter-Verlag, Kassel; Kompos.-Verz. im Mw. Seminar der Univ. Freiburg/Breisgau) gilt nahezu ausschließlich dem Lied und der gesungenen Darstellung von Dichtung.

Fritz Neumeyer

gungsmittel, um das Lampenfieber zu mindern), gelegentlich sind auch – das ist sicher das Interessanteste – ästhetische Positionen Neumeyers zu vernehmen. Ob es sich dabei jedoch tatsächlich um „philosophische Diskurse“ (S. 29) handelt?

Stolpersteine in der Edition sind aber andere, etwa wenn der Herausgeber schreibt, Neumeyer habe wegen der zunehmenden nationalsozialistischen Stimmung in Saarbrücken der Stadt 1928 den Rücken gekehrt (S. 9). Ein Beleg für diese Annahme wird nicht im Katalog angeführt, und ein solcher Brief wäre doch recht informativ, zumal Neumeyer ja 1936 den von der Gaubehörde Westmark in Höhe von 2000 RM ausgelobten „Johann-Stamnitz-Preis“ für seine Verdienste um die Wiederbelebung alter Musik erhalten hat. Dieses Faktum, obgleich es jeder weiß oder wissen könnte, verschweigt der Herausgeber.¹ Im Nachlaß existiert sogar ein Brief, in dem Neumeyer eigens darauf hingewiesen wird, den Kontakt mit „bedenklichen“ Personen zu meiden.² Die Notwendigkeit eines Kommentars sah der Herausgeber noch nicht einmal bei folgendem Satz, den Neumeyer 1923, in Zeiten der Inflation, an Cläre Massatsch schrieb: „Der Himmel schenke mir klavierbedürftige Chinesinnen. Es dürfen auch Amerikanerinnen oder Jüdinnen sein. Aber Deutsche –!“ (S. 44). Solches ist in der Tat nicht nur „heute besonders

lesenswert“; es war damals schon antisemitisch-deutschnationaler Müll. Seine Schüler nach Nation und Rasse auszuwählen, scheint dem Herausgeber aber ganz normal zu sein. Überhaupt hat sich der Editor wohl gar nicht die Frage gestellt, wessen Geistes Kind Fritz Neumeyer gewesen sein könnte. So wird dem Leser geflissentlich vorenthalten, daß der Namenspatron der 1993 gegründeten *Fritz Neumeyer Akademie für Alte Musik im Saarland e.V.* exakt 60 Jahre zuvor einen umfangreichen Artikel mit dem Titel „Alte Musik in unserer Zeit“ veröffentlicht hat. Publikationsort waren die wöchentlichen „Blätter des Kampfbundes für deutsche Kultur“, die „Deutsche Kultur-Wacht“, herausgegeben vom SS-Oberführer Hans Hinkel, Staatskommissar im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, dem späteren „Sonderbeauftragten für die Überwachung und Beaufsichtigung der Betätigung der im deutschen Reichsgebiet lebenden nichtarischen Staatsangehörigen auf künstlerischem und geistigem Gebiet“.

In diesem Artikel jongliert Neumeyer bravourös mit den damals durchaus gern gehörten, oft benutzten Vokabeln wie „Zersetzung“, „blutmäßig“, „Rasse“, „(der) Jazzmusik (ist es) ein Leichtes, das Volk zu verseuchen“, „außerdeutsch“, „germanischer Genius“, „intellektuelle Juden“. Der Inhalt des Artikels ist schnell zusammengefaßt: Nur das deutsche Volk war aufgrund seiner Rasse in der Lage, eine solch große Musik von Bach, Händel über Beethoven bis Wagner zu schaffen. Grundlage für diese große Musik bildet das Wechselspiel zwischen Volk und Meister (das war natürlich nirgends symbiotischer als in Deutschland); denn „was im Volke gesungen und musiziert wird, das schafft gleichsam die musikalische Atmosphäre einer Zeit. In dieser Atmosphäre wachsen die Tonmeister heran. Sie schmelzen in der Glut ihrer Seele das musikalische Material von Schlacken frei, drücken ihm die Prägung ihres Geistes auf und schenken es in der Form der Vollkommenheit des echten Kunstwerkes dem Volke wieder.“ (Heft 30, S. 6) Die Zwischenräume der Narration sind gespickt – wen überrascht’s – mit Pseudoargumentationen, dämlichem Geschwätz und einem durch und durch reaktionären Gesellschaftsbild. Eine Taktik des Verschweigens – hier

mal unterstellte Schamgefühle – scheint durchgängig die editorische Methode zu bestimmen. Anders läßt es sich wohl nicht erklären, warum bestimmte Namen, Assoziationen und Anspielungen nicht entschlüsselt werden.

Im Umfeld von Neumeyer, in Saarbrücken, Köln, Bonn und Berlin, sind wohl keinerlei Recherchen unternommen worden. Dieser Mißstand kann in der gebotenen Kürze hier nicht behoben werden. Nur im Fall von Saarbrücken sei etwas angemerkt, worauf auch der Herausgeber hätte kommen können. Der in Neumeyers Brief vom 24. Mai 1923 (S. 41) erwähnte Komponist und Flötist, der 1923 die Oper „Lygia“ schrieb, heißt Artur Schubert (1890-1960) und war wahrscheinlich, obgleich nicht von herausragender Begabung, der produktivste Komponist in der ersten Jahrhunderthälfte im Saarland. Merkwürdig ist diese Unkenntnis des Herausgebers auch deshalb, weil Neumeyer bei einer Aufführung eines Werks von Schubert mitgewirkt hat („Der Tanz mit dem Flötenschrei“, 2.12.1927 in Saarbrücken, Reformgymnasium; Programmzettel befindet sich im Nachlaß¹).

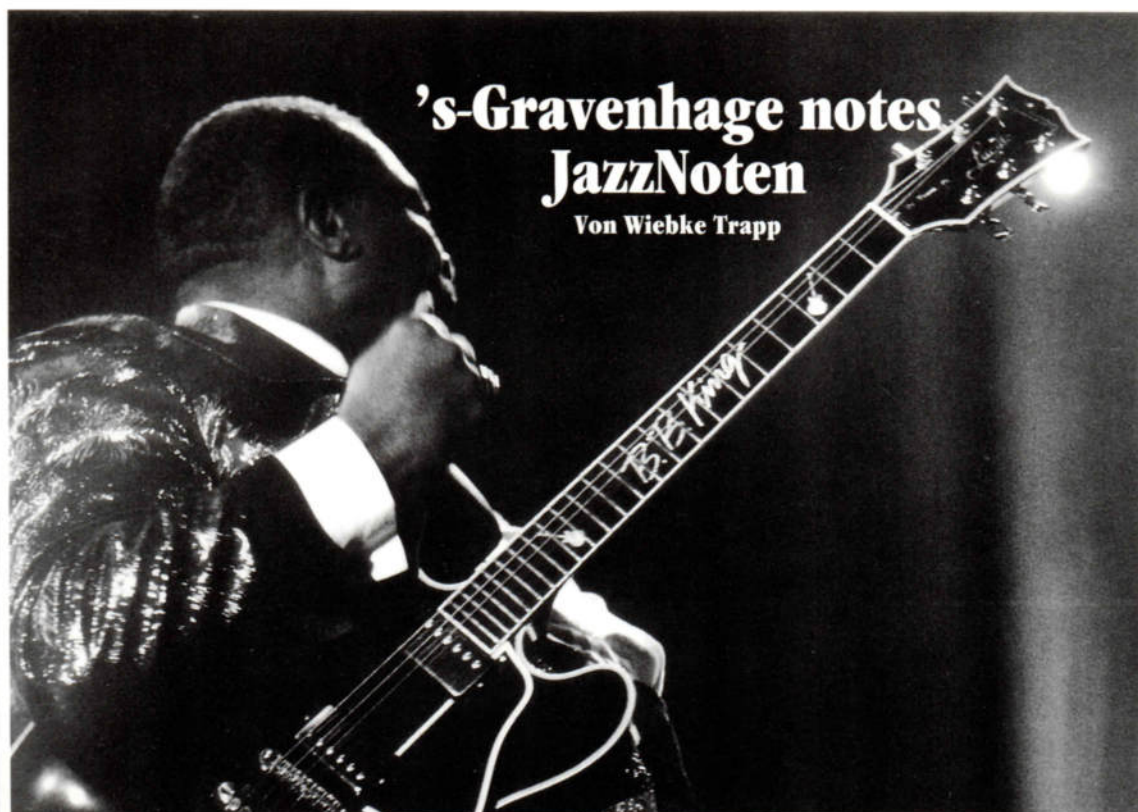
Angeichts vieler Fragen, die der Katalog – überhaupt die gesamte Neumeyer-Unternehmung – auslöst, aber nicht zu beantworten willens ist, etwa wie es kam, daß Neumeyer Dozent an der Berliner Musikhochschule wurde, von der so viele frühere Professoren vom Regime „entlassen“ wurden, oder warum gerade die Wiederbelebung der alten Musik bei den Nationalsozialisten auf so breites Interesse gestoßen ist, bleibt eine zentrale übrig: Welcher Geist liegt einer solchen Art von Geschichtsschreibung zugrunde? Oder anders gefragt: Wem nützt eine Musikologie der Unterlassungen? Hierauf Antworten zu geben, ist nicht so einfach... oder vielleicht doch..., soll ich nun die erste nennen, die mir einfällt..., oder die moderatere zweite, vielleicht ist die erste noch zu schwach...

1 Vgl. Fred K. Prieberg, *Musik im NS-Staat*, Frankfurt am Main: Fischer 1982, S. 269.

2 Brief des KURATORIUM DES WESTMARKPREISES vom 24.2.1936 (im Archiv der Fritz Neumeyer Akademie, Saarbrücken); gemeint sind Prof. Skohoutil und der jüdische Musiker Freund.

3 Heft 30 (28.10.1933), S. 3-6; Heft 31 (4.11.1933), S. 2-4.

4 Vgl. Anmerkung 2.



B. B. King

's-Gravenhage notes JazzNoten

Von Wiebke Trapp

Die Musik drückt das aus, was nicht gesagt werden kann und worüber es unmöglich ist zu schweigen.

Victor Hugo

Das musikalische Abenteuer Den Haag beginnt mit einer verblüffenden Feststellung am Rande: In der Buchhandlung, die ich noch kurz vor Abreise aufsuche, erfahre ich, daß es keinen Reiseführer über die Stadt gibt! Diese Entdeckung muß Verwunderung hervorrufen, denn neben der nicht wegzudenkenden politischen Bedeutung Den Haags offenbart sich der Charme der Stadt dem Besucher an vielen Stellen: Sei es die wunderschöne historische Bausubstanz, die man auf Spaziergängen praktisch überall bewundern kann, oder die einladenden verwinkelten Shoppinggäßchen der Innenstadt, die im wohlthuenden Gegensatz zu den hierzulande so beliebten Glas-High-Tech-Kauf-Passagen stehen. Politische Bedeutung erhält die Stadt vor allem dadurch, daß sich in ihren Mauern der Sitz der holländischen Regierung und des Parlaments sowie der holländischen „Royals“ befindet. Zudem ist sie durch Institutionen wie den Europäischen Gerichtshof dauerhafter Anziehungspunkt eines internationalen Fachpublikums, das sich, aus aller Welt angereist, in der Stadt für die Dauer des Aufenthalts zurechtfinden muß. Die

Nähe zur Nordsee, mit dem mondänen Ferienort Scheveningen und dem eher quirligen Ort Kijkduin vor den Toren der Stadt, lädt zum Relaxen am Strand ein und gibt dem alljährlich stattfindenden Musikspektakel seinen Namen: *Das North Sea Jazz Festival*.

Jeweils ab dem späten Nachmittag tauche ich an den drei Tagen in das multikulturelle Treiben um das Kongreßzentrum, den Veranstaltungsort, ein, mische mich unter das kosmopolitische Publikum und lasse mich von Konzert zu Konzert treiben. Bei täglich 70 bis 80 Konzerten an 14 verschiedenen Spielstätten fällt die richtige Entscheidung schwer. Jedesmal bewältigen die Veranstalter mit dieser Konzeption den unglaublichen Spagat von Be Bop über Blues, Soul und Jazzrock bis hin zu Funk und Hip Hop. Den orthodoxeren unter den Jazzfans ist vor allem das Begleitprogramm in den großen Hallen ein Dorn im Auge. Mir gefällt gerade diese Vielfalt. Ich brauche mich nicht festzulegen, sondern kann jeden Tag aufs Neue frei entscheiden, welche Musik meiner Stimmung am besten entspricht. Und solange die Vertreter der eher klassischen Jazz-Spielarten nicht Gefahr laufen, bei diesen Mammutveranstaltungen ins Nirgendwo abgedrängt zu werden, finde ich diese bunte Mischung äußerst interessant.

Erster Akt: Salsa, Be Bop und „Lekkebekka“

Der erste Abend und ich tauche ein in die Welt der Musik und in eine Atmosphäre, die schwierig in Worte zu fassen ist, es aber jedem, der einmal dort war, verwehrt, darüber zu schweigen. Mein Programm ist bunt durcheinandergewürfelt – von allem ein bißchen...

Im Prinz Wilhelm Alexander Zaal wird „Mr. George Benson“ gerade angekündigt. Der smarte Jazzgitarist ist ein Meister des Pop-Jazz ohne Ecken und Kanten. Er wird seinem Ruf gerecht, die neuesten Produktionen sind mir allerdings zu seicht, fast schon schnulzig. Trotzdem: Wenn er „The Masquerade“, „Turn your love around“ oder „Beyond the Sea“ singt, lebt der Mythos seiner Anfangsjahre auf, verwandelt sich der mit Sitzplätzen ausgestattete Konzertsaal jedesmal in einen Club und sein Auftritt wird zum stimmungsvollen Happening.

Danach erlebe ich eine herbe Enttäuschung. Lionel Hampton, legendärer Ex-Vibraphonist der Benny Goodman Band, hat seine Teilnahme wegen Krankheit abgesagt. Schade. Musiker wie Hampton sind Monumente der Jazzmusik und dem Reiz, diese Ausstrahlung live auf der Bühne zu erleben, kann man sich nur schwer entziehen. Für ihn kommt „Sergio Mendes and Brasil '96“. Mendes, brasilianischer Keyboardspieler und Bandleader, ist seit 35 Jahren der musikalische Botschafter seines Heimatlandes auf internationalen Bühnen – wer kennt nicht das berühmte „Mas Que Nada“? Für eine kurze Stunde glaubt man sich auf dem Karneval in Rio und nicht in einem niederländischen Kongreßzentrum.

Die Zeit ist reif für eine Pause und einen Bummel im Freien. Ich entscheide mich für ein „Oranjeboom“-Bier und Kulinarisches aus der Abteilung „Verse Vis“. „Lekkebekka“ heißt der gebratene Fisch, den ich erstehe und mit Knoblauchsoße schmeckt er einfach köstlich – ein bißchen holländische Folklore nach so viel heißen Rhythmen.

Mit gut durchgefederten Knien schlendere ich weiter zum Konzert von Oleta Adams. Die schwarze Lady wird mit tosendem Applaus empfangen. Begleitet von ihrem einfühlsamen Piano spielt sie mit raumfüllendem, enormen Stimmvolumen ihre leisen oder rockigen Songs vor. Schade, daß die räumliche Anordnung der Akustiksysteme in diesem Saal die Wahrnehmung des Bühnengeschehens so distanziert wirken läßt: Solche Bühnenpräsenz ist selten, da stört die Begleitband eher. Stürmischer Applaus am Anfang – *standing ovations* am Ende – ein Highlight des ersten Festivaltages.



Joshua Redman

Weit nach Mitternacht kommt es zu einem anderen, vielbeachteten Gig – für mich der zweite Höhenflug an diesem Abend: „Chick Corea and friends remembering Bud Powell“. Einführende Worte aus dem Off im abgedunkelten Saal porträtieren das Leben und Wirken dieses legendären und tragischen BeBop-Architekten, der richtungsweisend für viele Musiker nach ihm in diesem

Genre des Jazz gewirkt hat. Es ist Chick Corea mit seiner All-Star-Band gelungen, ihm mit dieser Tour ein Denkmal zu setzen. Drummer Roy Haynes spielte in den 40er und 50er Jahren mit Bud Powell, Joshua Redman gilt als einer der erfolgversprechendsten Youngsters unter den zeitgenössischen Tenorsaxophonisten, um nur zwei der Musiker dieses Projekts vorzustellen. – Solide Satzarbeit, Szenenapplaus, der nächste Könner. Die unbändige Spielfreude und ausgereifte Improvisationskunst, das perfekt aufeinander abgestimmte Zusammenspiel in außergewöhnlicher Besetzung kommen gut rüber – *amuse gueule* für jeden Jazz-Gourmet. Todmüde und mit dem festen Vorsatz, den nächsten Tag ruhiger anzugehen, falle ich ins Hotelbett.

Zweiter Akt: Give me the Blues ...

Am Samstag ist es Luther Allison, der mir den Blues mit auf den Weg gibt. Es sollte eine Reise in die Vergangenheit werden. Nachdem er sich mit dem Evergreen „You're so beautiful“ als Solo von seinem begeistert skandierenden Publikum verabschiedet hat, bekomme ich anschließend, nach der Hampton-Pleite, nun doch noch einen Altmeister des Jazz zu sehen: Oscar Peterson.

Es gibt wohl kaum einen Jazzmusiker, mit dem er nicht schon zusammengearbeitet hat und dezente Ehrfurcht ergreift mich. Peterson, durch einen Schlaganfall in seiner physischen Beweglichkeit etwas eingeschränkt, blüht am Flügel auf. Sein Pianospiele, geschmeidiger und weicher als früher, ist harmonisch eingebettet in die Begleitung seines Trios, das ihn niemals antreibt oder aufdringlich wird. Auch optisch transportiert die kleine Einheit der Musiker, die eng um Peterson geschart auf der großen Bühne sitzt, dieses gekonnte Zusammenspiel. Ich erlebe sein zweites Konzert an diesem Abend und lasse mir von anderen Festivalbesuchern erzählen, daß das erste völlig anders konzipiert war. Das hatte er der kürzlich verstorbenen Ella Fitzgerald gewidmet, viele der gemeinsam interpretierten Songs vorgetragen und sie als unvergänglich und unersetzlich gewürdigt. Ab diesem Zeitpunkt ergreift auch mich die Den-Haag-typische

Stimmungslage: Nicht nur die internationale Jazzgemeinde hat über die durch die Musik ausgelösten individuellen Emotionen ihr verbindendes Element, die Musiker untereinander wissen sich zu würdigen und lassen damit die drei Tage als Ganzes wirken.

Dem nächsten Konzert habe ich lange entgegengefiebert. Al Jarreau, „*The scatman*“, betritt die Bühne. Seitdem ich vor 10 Jahren auf einer Autofahrt den legendären Sampler „Casino Lights“, eingespielt auf dem Festival in Montreux, hörte, bin ich ein Fan von ihm. Und es gibt nur wenige Jazzsänger, die das berühmte Dave-Brubeck-Stück „Take Five“ so scatten, wie er. Schade, daß das Konzert von Beginn an von Pannen begleitet ist. Die Aussteuerung ist miserabel, der Baß zu wuchtig, die Stimme viel zu leise. Auch die Spielkunst der Band läßt zu wünschen übrig. Man glaubt sich auf einer Generalprobe. Trotzdem nimmt das meinem sentimentalsten Erlebnis nur wenig. Al Jarreau gehört eben zu meinen Jugendzeiten.

Dritter Akt: „The King“ und „The Swing“

The King is in town! Zweimal schon habe ich „The Blues Boy“ (B. B.) hier gesehen und auch dieses Mal muß ich hin. Die Kombination von professioneller Bühnenshow und Blues heizt immer gut ein. Die Band eröffnet mit zwei Instrumentalstücken. Dann bricht die Musik schlagartig ab und „The King“, hinter schwarzem Vorhang verborgen, läßt unverkennbar und glasklar akzentuiert den ersten Blues-Akkord auf seiner schwarzen „Lucille“ erklingen, bevor er die Bühne besteigt. Das Publikum rast. Der Zusatz „The King“ ist wohlverdient und wenn er *downtown* spielt, bleibt kein Fuß neben dem anderen.

Mit Spannung erwarte ich nun den Auftritt von Herbie Hancock, der als einer der innovativsten Musiker im Jazz gilt. Auch dies ist ein Wiedersehen. Das letzte Mal klang er sehr groovig, die Musik war ausgesprochen percussionsbetont. Ich bin gespannt, was er dieses Mal mitbringt. Das musikalische „Chamäleon“ präsentiert in Den Haag seine neue CD „The New Standard“. Die All



Oscar Peterson

Star Band aus Craig Handy (sax), Dave Holland (bass) und Gene Jackson (drums) führt das Publikum, mit einem Be Bop von Miles Davies einleitend, durch diese Sammlung von, wie er sagt, „Stücken der wichtigsten zeitgenössischen Pop- und Jazz-Komponisten“. Kompositionen von Kurt Cobain, Prince, Simon and Garfunkel oder Sade interpretiert Hancock auf seine Weise neu, mitreißend, überzeugend. Faszinierend wirkt auf mich immer wieder seine humorvolle Art, das Publikum und seine Band hochnehmen zu wollen. Und ich werde in meiner Einschätzung bestätigt, daß schwarze Musiker sich ihrem Publikum offensichtlich anders verpflichtet fühlen und oftmals eine andere Konzertatmosphäre zu produzieren wissen als der meist kopflastig wirkende, mal mehr mal weniger *sophisticated* angehauchte Vortrag so mancher weißen Musiker es vermag. Obwohl Meister ihres Fachs, bleiben sich die schwarzen Jazzmusiker ihres Ursprungs auf der Loser-Seite im Land der nunmehr begrenzten Möglichkeiten bewußt – spürbarer Bestandteil ihrer Bühnenpräsenz und Ausstrahlung, die mich immer wieder in ihren Bann zieht.

Bei meinem letzten Konzert des diesjährigen Festivals, bin ich mir sicher: Das ist die andere,

die Winner-Seite von Swinging America, die ich zu hören bekomme. Passend zur Kleidung, die Herren im schwarzen und weißen Frack mit Zylinder und Stock, die Damen in schwarzen Abendkleidern im Stil der 40er Jahre, weisen The Manhattan Transfer den Weg zurück zur Swing- und Bigbandmusic der Anfangszeit. Begleitet werden die vier Vokalistinnen, die dieses Jahr ihr 25-jähriges Bühnenjubiläum feiern, vom finnischen Uomo Jazz Orchestra und ihrem eigenen Trio. Wie die Musiker vorne hinter ihren Notenpulten sitzen, bei jedem Solo aufstehen, um sich sofort danach zu setzen, fehlt eigentlich nur noch der Parkettboden mit den swingtanzenden Paaren um die imaginäre Atmosphäre so legendärer Spielstätten wie der Carnegie Hall, die hier auflebt,

zu komplettieren. Perfekt gemacht, professionell vorgetragen, aber auch sehr glatt und manchmal einfach zu rund.

Als ich hinausschendere, frage ich mich wie auch die Jahre vorher: Was ist eigentlich los mit der deutschen Jazzszene? Keiner hat den Weg nach Den Haag gefunden oder gesucht! Aufgefallen ist mir auch, daß die klassischen Formen des Jazz, was dieses Festival betrifft, auf dem Vormarsch zu sein scheinen. Kein Mensch interessiert sich offenbar mehr für Free Jazz. Mit Musik vollgesogen wie ein Schwamm sitze ich wenig später auf der Heimfahrt im Auto. Noch Tage später, als Nachklapp sozusagen, tausche ich mit anderen Den-Haag-Freaks meine Eindrücke aus und diskutiere heftig darüber, welches wohl das beste Konzert gewesen sei. Und jedes Mal stellt sich die besorgte Frage, ob man wohl etwas verpaßt haben könnte oder die falsche Auswahl getroffen hat? Dr. John beispielsweise lief parallel mit Oleta Adams, Horace Silver habe ich inmitten einer begeisterten Menge zwar gehört, aber nicht gesehen und zum Konzert von Jean Toots Thielemanns, dem belgischen Mundharmonikaspieler, war der Andrang zu groß. Ich wurde nicht mehr eingelassen. Nächstes Jahr, ein neues Abenteuer...

Photos: Uwe Bellhäuser/Fine Art Press

Der Tanz der Blätter

Von Bärbel Höttges

dämmern

LITERATUR

Junge Literatur

Jugend trainiert für Olympia heißt ein Wettbewerb für SchülerInnen, bei dem es darum geht, Salti perfekt und in Sandgruben so weit wie möglich zu springen. Ähnliches hatte auch der Verband deutscher Schriftsteller Saar im Sinn, wenn auch nicht die Beherrschung des Körpers, sondern die einer literarischen Gattung namens Kurzgeschichte gefordert war. Im vergangenen Jahr schrieb der VS einen Erzählwettbewerb an allen saarländischen Schulen für SchülerInnen zwischen 14 und 20 Jahren aus, den man zwar nicht *Jugend dichtet für den Nobelpreis*, sondern, im Zuge der globalen Amerikanisierung der Literatur, *STORIES* nannte, ohne ein Thema vorzugeben und im Bewußtsein, daß sich Literatur nicht in Metern messen läßt. Finanzielle Unterstützung floß (von der Sporttoto GmbH, der Landeszentralbank, dem Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, dem Literaturwerk). Die Öffentlichkeit – vor allem, aber bei weitem nicht nur, der Saarländische Rundfunk – stellte Sendeminuten und Zeilen zur Verfügung, Minister Breitenbach übernahm die Schirmherrschaft.

Während der Preisverleihung am 8.7. im Saarbrücker Künstlerhaus klärte sich schließlich die Frage, wer denn nun *the winner is*. Die Gewinner von insgesamt fünf Preisen waren alle – samt Gewinnerinnen, fünf Mädchen ließen die männliche Konkurrenz hinter sich, präsentierten fünf Texte, die

ich spüre ihre finger an meiner schulter ich spüre spitze finger
finger die mich zurückdrücken
aber ich will nicht ich will nicht zurück ich will nicht denn da
sind sie da sind sie wieder so nah sind wieder so wirklich sind
wieder so intensiv

ich sehe die flüssigkeitsuhr über mir infusionsflaschen tropf-
flaschen zeitflaschen ich sehe auf die flüssigkeitsuhr sie steht
in der hälfte sie steht in der hälfte und grinst sie weiss dass ich
zurückkehren werde sie weiss das und grinst

es ist heiss ich habe durst neben mir steht eine tasse neben mir
steht eine weisse tasse eine tasse mit tee darin ich sehe sie
nicht aber ich weiss dass sie da ist mit tee darin kamillentee

es ist heiss ich habe durst neben mir steht eine tasse eine weis-
se tasse viel zu weit weg

ich spüre spitze finger an meiner schulter spitze finger sie
drücken mich zurück

ich gebe nach

sie sind wieder da sie sind über mir sind unter mir sind in mir
sind überall sie drehen sich sie drehen und drehen und drehen
sich immer schneller sie drehen mich sind überall ihre augen
blitzen tote augen augen aus rostfreiem edelstahl sie sind in
mir tote augen blitzen es ist dunkel ich laufe aus es ist rot ich
möchte schreien ich möchte schreien aber sie sind über mir sie
sind über mir und haben mir das leben in den mund geklebt
sie sind in mir sie sind in mir und haben mich gefesselt

sie sind weg

ich sehe die flüssigkeitsuhr über mir zeit zerrinnt zerfließt zer-
tropft ich sehe auf die flüssigkeitsuhr sie steht in der hälfte sie
steht in der hälfte und grinst immernoch immernoch oder
schon wieder ich weiss es nicht ich *weiss* nichts

es ist heiss ich habe durst da steht eine tasse da steht eine weis-
se tasse mit tee darin kamillentee ich sehe sie nicht aber ich
weiss dass sie da ist mit tee darin kamillentee

ich spüre spitze finger spitze finger drücken mich zurück sie
steht da sie steht da und sagt etwas sie sagt etwas doch ich höre
sie nicht sie ist zu weit weg zu weit weg wie die tasse

ich gebe nicht nach

es ist dunkel es ist nacht wie lange dauert eine nacht wie lange
dauert sie schon ich weiss es nicht ich weiss nichts

sie geht sie geht und nimmt das licht mit sie nimmt das licht
und lässt sie herein

ich höre sie höre sie und schreie schreie aber niemand kann es
hören niemand hört es

ich gebe nach

sie drehen sich wieder sie drehen mich es ist dunkel ihre
augen blitzen es ist grün ihre augen blitzen rostfreier edelstahl
edelstahl in mir es ist rot ich möchte schreien sie wiederholen
sich sie wiederholen sich immer sie wiederholen alles sie wie-
derholen alles wenn es nur dunkel genug ist

sie ist wieder da nein sie ist es nicht sie ist gegangen
jetzt ist sie da warme finger warme finger halten eine tasse hal-
ten eine weisse tasse eine weisse tasse mit tee darin kamillen-
tee ich wusste es er tut gut
Ich sehe auf die flüssigkeitsuhr. viertel vor voll. es wird hell. sie
grinst nicht mehr. es wird tatsächlich hell.
sie zieht die vorhänge auf. sie streicht mir das haar aus dem
gesicht. warme weiche hände. der morgen kommt herein. end-
lich.
ob es mir ein bisschen besser geht fragt sie.
ja sage ich und kann zum fenster hinaus sehen.
der tag ist nicht unbedingt angenehmer; aber er ist hell – das
ist sein *vorteil*.

Romanauszug

Der Fluß

Von Irene Quetting

Sie schrie. Ebba saß auf dem Stuhl in der Ecke und schaute zu Boden. Es war ein heißer Sommer, aber in diesem Moment spürte sie nur zitternde Kälte. „Schon wieder eine Fünf, Ebba. Wo soll das nur hinführen?“ Die Mutter schenkte sich ein Glas Sekt ein... Die nächsten Schlucke nahm sie gleich aus der Flasche. Sie kam auf Ebba zu, hielt sich am Stuhl fest, riß Ebbas Kopf hoch und schlug ihr mit voller Wucht ins Gesicht...

Das hatte mir Ebba erzählt, bevor sie getan hatte, was keiner hätte verhindern können. Auch ich nicht.

Ebba war meine Freundin gewesen, meine richtige Freundin. Eine, der ich alles erzählen konnte, und eine, die mir alles erzählte. Wir sprachen über Dinge, über die sonst keiner Bescheid wußte und die kein anderer hätte verstehen können.

Bevor wir uns angefreundet hatten, kannte ich sie – wie andere auch – von der einen Seite, die sie nach außen zeigte und die allen gefiel. Später zeigte sie mir auch ihre andere Seite, die wenige kannten und traurig war. Bei den anderen war sie für ihren fröhlichen Charakter bekannt, aber ich wußte, er war gespielt.

In der Schule war sie laut gewesen, doch mit mir allein hatte sie immer geflüstert.

Die Jungs schauten ihr nach, weil sie einen so schönen Lockenkopf hatte und ihre Augen so glänzten, als wären sie aus Diamant. Viele Mädchen waren eifersüchtig auf sie, aber wer genau hinschaute, sah, daß der Glanz in ihren Augen aus Tränen bestand.

wahrlich preiswürdig erschienen und, wie man so schön sagt, die kühnsten Erwartungen übertrafen. In diesem Fall war jene Phrase sogar mit der Wahrheit identisch. Ernste, melancholische Töne waren es fast allesamt, Witz und Ironie wurden klein- oder gar nicht geschrieben. Beinahe professionelle Literatur war es, für das Alter der Verfasser/innen bisweilen sogar schon zu professionell, zu gewieft. Wie ES, und damit ist die Literatur gemeint, gemacht wird, damit konnten sich die meisten jungen Autoren und Autorinnen schon erschreckend gut aus – und Bärbel Höttges, Irene Quetting, Nicole Wachs, Christina Hemmen und Christina Klinkner auf den vorderen Rängen noch eine Spur besser. Das war zumindest die Meinung der Jury, die bei der Bewertung auch das Alter der Bewerber/innen nicht vollkommen außer Acht ließ.

Die SAARBRÜCKER HEFTE präsentieren nun die beiden besten STORIES, die ein Preisgeld von 500 bzw. 300 Mark verdient hatten: die stil- und rhythmussichere Prosa der 18jährigen Bärbel Höttges vom Geschwister-Scholl-Gymnasium in Lebach, einen Auszug aus dem Roman *Der Tanz der Blätter*, und die lakonische Selbstmordgeschichte *Der Fluß* aus der Feder der vier Jahre jüngeren Irene Quetting vom Leibniz-Gymnasium in St. Ingbert. Wer einen Blick auf alle fünf ausgezeichneten Texte werfen möchte, findet sie im Internet-Magazin basaar – Kunst und Kultur im Saarland. (<http://www.basaar.com>)

Wolfgang Stauch

Ihr Vater war ein netter Mann gewesen, wie sie mir erzählte, aber er war schon seit Jahren tot, und seitdem trank die Mutter. Geschwister hatte sie keine, nur einen kleinen Hund, den sie ins Tierheim gab, als die Mutter ihn geschlagen hatte. Ebba war oft im Tierheim und besuchte dort ihre Freunde, die fast alle das gleiche Leid trugen wie sie.

Sie wußte, daß sie, wenn es herauskäme, daß ihre Mutter sie schlug, auch in ein Heim käme. Deshalb schwieg sie.

Neben den Tieren liebte sie die Pflanzen, aber in ihrem Zimmer standen keine. Wenn wir spazierengingen und an einer schönen Blume vorbeikamen, blieb sie stehen und sprach mit ihr. Als ich einmal den Kopf darüber schüttelte, war sie mir böse.

Wir waren oft unten am Fluß, wo wir den meisten Spaß miteinander hatten und wo wir uns immer näher kamen. Wir lachten, tanzten und sprangen über die Wiese, die uns im Sommer bis zum Bauch reichte. Manchmal nahmen wir auch einen Hund mit hinunter und spielten mit ihm. Nachdem wir uns ausgetobt hatten, saßen wir oft am Ufer und erzählten uns stundenlang alle möglichen Dinge, schöne und traurige Geschichten.

Später trafen wir uns nur noch am Fluß. Die Strömung ist sehr stark, und so mußte ich aufpassen, daß ich nicht hineinfiel. Ebba dagegen war eine sehr gute Schwimmerin und hatte keinerlei Probleme. Sie schwamm oft im Fluß, und ich war stolz auf sie.

Als wir wieder einmal dort zusammensaßen, die Füße im Wasser und der Strömung lauschend, sagte Ebba zu mir: „Das ist der Ort der Freiheit. Hier möchte ich sterben.“

An diesem Nachmittag trafen wir uns wieder. Das Gras war so hoch gewachsen, daß wir darin Verstecken spielten. Als mich Ebba fand, stürzte sie sich auf mich und raufte mit mir. Nachdem wir uns wieder beruhigt hatten, lagen wir ganz still und regungslos da, so wie wir noch nie dagelegen hatten. Das Gras kitzelte uns überall, doch wir kratzten uns nicht. Wir lagen einfach nur so da und horchten. Es war eine festliche Stimmung und ich war glücklich. Plötzlich sprang Ebba auf, zog mich hoch und wir tanzten über die Wiese, begleitet vom Gezwitscher der Vögel und dem Rauschen des Flusses. Ebba war fröhlich und ausgelassen, bis sie mir von ihrer Mutter erzählte, die sich über die Fünf in Mathe so aufgeregt hatte.

Als es anfang, dunkel zu werden, zog sich Ebba aus, um wie üblich noch schwimmen zu gehen. Ich schaute ihr zu. Eigentlich war es wie immer, doch irgend etwas war anders. Ich merkte es, und ich wußte, sie spürte es auch. Wir sahen uns an. Ihre Augen glänzten, doch es waren keine Tränen. Dann schloß sie die Augen und ließ sich vom Wasser mitreißen.

REAKTIONEN

„Tiefbraune Scheiße“? oder: Ein Holzer am Werk

Von Priv. Doz. Dr. Günter Scholdt

Fast hätte man hoffen können, daß mit der politischen Wende im Osten auch eine gewisse Form von Primitivpolemik aussterben würde. Daß die Erschütterung generationstypischer Selbstgewißheit und intellektuell-moralischer Überlegenheitsanmaßung etwas nachhaltiger sein würde. Daß jener billige Triumph retrospektiver Besserwisserei, jener „Antifaschismus“ unseliger DDR-Prägung nun passé wäre. Aber dann wird man wieder schnellstens auf den Boden der schlechten Tatsachen zurückgeholt durch Beiträge wie den von Hans Horch in den letzten SAARBRÜCKER HEFTEN.

„Tiefbraune Scheiße“ lautet die geschmackvolle Überschrift „oder: Stammesmäßig gewurzeltes Deutschtum auf grenzländischem Sockelgestein“. Die Glosse gilt dem kürzlich im Gollenstein Verlag erschienenen Sammelband *Der Weinesel* mit Texten des moselfränkischen (Dialekt-) Autors und Volkskundlers Nikolaus Fox, herausgegeben von Guido König und Stefan Schwall. Untertitel: „Von Käuzen, Schelmen und klugen Frauenzimmern“. Horchs Abrechnung schließt mit dem Alarmruf: „Die Universität dieses Landes hat König damit beauftragt, angehende Deutschlehrer auszubilden. Der Landkreis Saarlouis hat die Hommage an seinen ehemaligen NS-Kulturwart finanziell gefördert. Und der einzige literarische Verlag im Saarland, bei dem seit neuestem auch die SAARBRÜCKER HEFTE erscheinen, hat sie herausgebracht. Ungemütliche Nachbarschaften.“

Was war geschehen? Welchem Skandalon ist ein Wachsender hier auf der Spur? Zu den Fakten: Nikolaus Fox (1899-1946), verdienstvoller Regionalforscher, -sammler und Volksdichter, wurde 1933 Mitglied der NSDAP, später Kreiskulturwart. Ein Teil seiner Tätigkeit lief also auch auf völkische bzw. frankreichfeindliche Propaganda hinaus. Dies zu verschweigen oder zu verkennen und eine Textauswahl vorzulegen, die unkommentiert dubioses Gedankengut transportiert hätte, wäre in der Tat ein fatales Unternehmen gewesen. Aber gerade dies tut der Gollenstein-Band nicht. Vielmehr bie-

tet er einen Querschnitt aus Werkteilen, die aus regionalliterarischer wie landeskundlicher Warte zu Recht der Vergangenheit entrissen wurden.

Aber auch damit ecken die Editoren beim Rezensenten an, der sich überhaupt nicht auf die Texte selber einläßt. Ein einziges Sätzchen der Besprechung gilt ihnen, der Rest einer vermeintlich finsternen, weltanschaulichen Verschwörung. Wie unfair anscheinend von Schwall und König, lediglich Texte auszuwählen, die keine NS-Infektion verraten und statt dessen Fox „als etwas verstaubten, aber gemütlichen Erzähler von historischen Anekdoten, Märchen, Bauernschwänken und als komödienstadelnder Spaßmacher“ präsentieren! Man spürt förmlich die Enttäuschung des Kritikers darüber, hier nichts Anstößiges ermittelt zu haben. Aber macht nichts, das Fox-Buch wird in jedem Fall verbrannt. Denn es gibt ja glücklicherweise den Generalverdacht vom „enge(n) Zusammenhang dieser Sorte Literatur mit dem Faschismus“.

Wie ein gut dressierter Pawlowscher Hund sondert Horch, sobald der Bereich „Heimatliteratur“ aufscheint, ideologiekritischen Speichel ab. Ein bißchen Marx-Lektüre oder Stern („Kulturpessimismus als politische Gefahr“) genügt ihm, die zwangsläufige Verbindung z. B. von ländlichen Humoresken zur NS-Programmatik zu konstatieren. Parallelen oder Entwicklungsalternativen in anderen Ländern kommen erst gar nicht in seinen Blick. Schon ist ein Weltbild fertig, dessen Enge erschreckt.

Noch befremdlicher wirkt allerdings der Versuch, dem Nachwortschreiber König aus einigen (terminologischen) Ungeschicklichkeiten einen ideologischen Strick zu drehen. Denn der nimmermüde Sittenwächter und politische Horcher an der Saar spürt selbst geheimste Gedankenverbrechen auf: „...Alle unfreiwillige Komik verbirgt nicht Königs Herzensanliegen. Es ist, welch' Zufall, die völkische Ideologie.“

Alle Wetter, Guido König unter Faschismusverdacht! Spätestens hier freilich hat der Spaß ein Ende. Dieses bundesrepublikanische Totschlagsargument ist durch die „Unschuld“ eines frischfromm-fröhlichen, respektive säuerlichen Provinz-

REAKT

polemikers nicht mehr gedeckt. Hier werden nicht mehr nur manche unreflektierten Begriffsverwendungen ironisiert. Hier holzt ein Denunziant. Ich bin mit einigen Passagen des Nachworts auch nicht glücklich, aber die elende Praxis solcher Rufschädigung solidarisiert mich dennoch.

Dazu paßt Horchs fahrlässig falsche Auslegung von Schwall, der Fox' antifranzösische Affekte aus der Grenzlage erklärt hatte: „.... in der Vorstellung, daß die Grenzlage (ein Begriff aus dem Vokabular der völkischen Ideologie) gewissermaßen naturwüchsig politische Ideologien sprießen ließ, lebt eine alteutsche Idee fort: die von der Determination des Menschen durch Heimat bzw. Boden und Abstammung bzw. Blut.“

Moment mal, wo hätte Schwall jemals von einer blutsmäßigen Vorbestimmung gesprochen? Welche Versimpelung der Argumentation! Welche Ignoranz gegenüber einem Sachverhalt, der sich anhand Dutzender Beispiele aus aller Welt belegen läßt: daß nämlich die Grenzlage (übrigens keineswegs ein für weiteren Gebrauch gesperrtes NS-Unwort) gerade durch die Infragestellung nationaler Identität häufig mentalitätsprägend wirkt. Daß sich ein solches politisches Milieu häufig in forcierter Abschottung und kollektiver Selbsterhöhung zum Ausdruck bringt.

Wir alle wissen heute ganz genau, daß es falsch und verderblich war, 1918 auf den Ausgang des Völkerschlachtens mit einem Trotz und Haß zu reagieren, der sich bis zur Annäherung an Hitler steigerte. Wir sehen, welche tatsächlichen Chancen für (ehemals) verfeindete Länder sich erst dort ergeben, wo auch einmal Bereitschaft herrscht, einen Schlußstrich unter ein wechselseitiges Schuldkonto zu ziehen. Wir erkennen also deutlich, daß Fox und seine Jahrgangsgenossen mehrheitlich jene wirklich vorwärtsweisende Perspektive übersahen oder ausschlugen. Aber heißt das denn, daß wir ihnen deshalb völlig verständnislos begegnen müssen? Nicht das kleinste Interesse aufbringen sollen für die Motive jener erfahrungsmäßig von Verdun, Versailles und dem Chaos von Weimar geschlagenen Generation?

Nicht der leiseste Reflex grundiert Horchs Polemik, was es für einen 20jährigen bedeutete, plötzlich vom Staatsverband abgetrennt zu sein. Nicht die Spur einer Ahnung, daß in der antifranzösi-

schen Verstocktheit weniger Anpassung als Opposition mit im Spiel sein mochte, jugendliches Aufbegehren gegen eine als schreiend ungerecht empfundene Lösung ferner Politinstanzen über die Köpfe der Bevölkerung hinweg. Nicht das geringste Verständnis für die Würdigung einer philologischen, literarischen und ethnographischen Lebensleistung, die zum Teil aus einem politischen Schockerlebnis erwuchs, darüber hinaus in ihm ihr Ziel und leider auch die verhängnisvolle ideologische Begrenzung fand. Kein Bedauern darüber, daß alle diese weitgehend seriösen Anstrengungen in solchem Politfiasco enden mußten, das auch zum moralischen wurde. Nichts dergleichen bewegt den Rezensenten. Denn wir haben ja schließlich nur Dialektik gelernt, um sie als Inquisitorik zu gebrauchen. Und auch an einem seit 50 Jahren Verstorbenen exekutieren wir *Damnatio memoriae* als Lieblingssport. Ich wiederhole mich: Welche Selbstgerechtigkeit, welche Enge! Seien wir froh, in Verhältnissen zu leben, wo die schrecklichen Simplifikateure glücklicherweise nicht so schnell zu „furchtbaren“ Literaturrichtern werden können.

Geschichtslektionen, Deutschlands Ehre rettend

Von Hans Horch

Scholdts Beitrag ist laut Begleitschreiben „grundsätzlichen“ Charakters. In der Tat enthält er nicht nur eine Antikritik meiner Rezension – die bliebe ohne Entgegnung –, hineingewoben sind auch geschichtspolitische Agitationen im Sinne jener „Neuen Rechten“, die, um ungestört nationalistisch sein zu können, die Verantwortung des deutschen, d.i. völkischen Nationalismus für den Nationalsozialismus abzustreiten versucht. Und dieses kann nicht unkommentiert bleiben, zumindest muß rhetorisch Verstecktes explizit gemacht werden.

Volkstumsforschung und Heimatliteratur haben, so Scholdt, nichts zu tun mit der Naziideologie. Die in Deutschland so verbreitete Verklärung von Heimat und Bauerntum, die von so vielen Gebildeten geführte Rede vom blutsmäßig und landschaftlich bestimmten Wesen der deutschen Stämme und ihrer Überlegenheit über niedere Völker und alles Moderne, Demokratische, Urbane, Intellektuelle, die hatte – ebenso wie der in die Volkstumsideologie tief eingelassene Antisemitismus – keinerlei Verantwortung dafür, daß Deutschland schließlich einen „Volkstumskampf“ um „Raum“ und „Rassereinheit“ führte. Wenn ein Nikolaus Fox der NSDAP als Kulturwart diente, so war dies nur

eine zusätzliche, dazu nebensächliche Rolle für den Vielbeschäftigten, der als Forscher, Sammler, Schriftsteller etc. seine wesentlichen Verdienste erwarb. Sein Volkstumsglaube war Philologie, Ethnographie, mit seinem Naziengagement stand er (wie auch sein schon für 1927 zu diagnostizierender Antisemitismus) in keiner inneren Verbindung.

Fox steht für eine Generation. Wenn man die Dinge nicht aus der Sicht retrospektiver Besserwisserei sieht (und vernachlässigt, daß es auch zeitgenössische Besserwisserei gab), wenn man sich statt dessen in die Mehrheit der Generation Foxens einfühlt, dann kann man verstehen, daß an deren Faschismus andere schuld waren, nämlich die, die diese geschlagene Generation zur Annäherung an Hitler hintrieben. Schuld waren Verdun, Versailles und das Chaos von Weimar. Das Massaker von Verdun, klar, das erzwang geradezu militaristische Rachegelüste. Versailles steht für die westlichen Demokratien, die den Deutschen schreiendes Unrecht antaten, als sie deren Griff nach der Weltmacht so grausam abstrafte. Das Chaos von Weimar – das wurde von Hitler und seinen deutschvölkischen Verbündeten beendet

Das Gemeinschaftsgefühl der Juden sondert sich deutlich von dem des übrigen Volkstums ab. Die physiologische Verwandtschaft der Juden hat ihre Besonderheit im Laufe der Jahrhunderte unverfälscht bewahrt, ihre religiöse Einstellung und Überlieferung ist zäh und eigenartig; ... sehr bedeutsam ist das historische Schicksal der Juden, das ihr Gemeinschaftsgefühl, ihre geistige Regsamkeit und ihre Intelligenz von jeher stark und wach erhielt ...

Die jüdische Tradition ist zäh und kräftig, sie läßt die nationalen und vaterländischen Traditionen der Deutschen nicht so leicht eindringen in das Gemüt und in das Herz des Juden ...

Die jüdischen Frauen unterscheiden sich deutlich von den Frauen des Dorfes. Augen, Haare und Physiognomie verraten die semitische Rasse. Gern gehen die jüdischen Landmädchen in bunten, leichten Kleidern umher; sie tragen nicht die derben Stoffkleider der Bauerntöchter; Schnitt und Muster der festtäglichen Kleidung sind großstädtisch.

Den Juden erkennt man an seiner charakteristischen Nase, an seinem Gebaren und an seiner Sprache ...

So steht im Saargebiet die jüdische Minderheit deutlich gekennzeichnet da: stark ausgebildete Verstandesmäßigkeit, Schlaueit und Abneigung gegen körperliche Arbeit. Falsch und ungerecht wäre es, den Juden wegen seiner erbten Anlagen, die sich naturnotwendig auswirken, zu verurteilen.

Aus: Nikolaus Fox, Saarländische Volkskunde, 1927

IONEN

und nicht etwa angerichtet. Bleiben als Verursacher die Linken, und damit wäre bewiesen: Schuld am Nationalsozialismus waren seine Gegner, Demokratie und Kommunismus.

Diese Logik der projektiven Umkehrung gilt auch heute noch. Wer etwa ein Bekenntnis zur „verwesentlichenden Kraft des Völkisch-Heimatlichen“ als ein völkisches Bekenntnis wertet, der ist ein Denunziant. Und wer eine sorgfältig gereinigte, also verharmlosende Auswahl aus den Werken eines völkisch-faschistischen Schriftstellers kritisiert, der, ja der ist der Bücher- und, so suggeriert die Formel, Judenverbrenner. Und flugs verwandelt sich der antisemitische Kulturwart in ein verfolgtes Opfer.

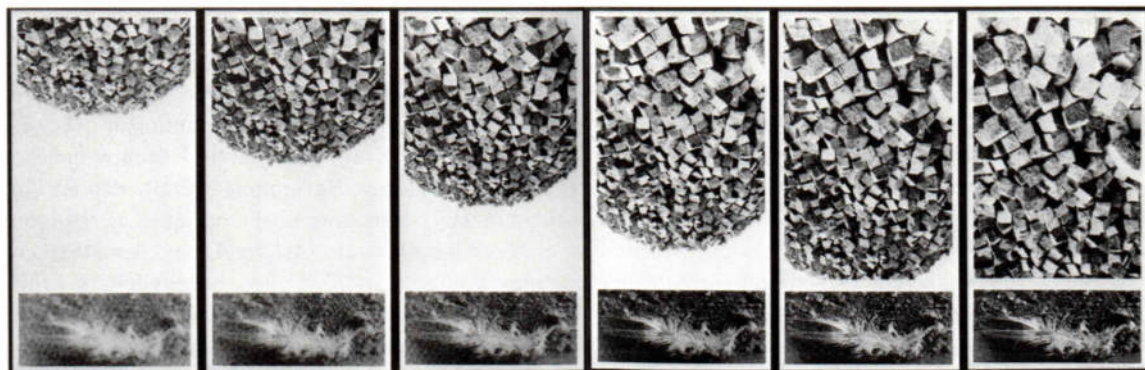
Wer dies nicht einsehen will, kann sein Urteil getrost auf einen konservativen Autor wie Fritz Stern oder einen liberalen wie George Mosse stützen, es gehört unter den Trümmern der DDR begraben: Kritik des deutschen Nationalismus ist kommunistische Machenschaft.

Moralisch überheblich ist, wer den Nazis das verzeihende Verstehen verweigert. Dagegen ist, wer mit ungerechten Siegern, Antifaschisten, der DDR, generationstypischer Selbstgerechtigkeit und anderem ins Gericht geht, keineswegs moralisch überheblich. Moralisches Urteilen ist erlaubt, aber nur, wenn's der eigenen Sache dient.

Ist das erst begriffen, steht der zentralen Erkenntnis nichts mehr im Wege, daß Nationen wechselseitige Schuldkonten führen und daß diese einen Schlußstrich verdienen. Wechselseitig heißt, daß der nationale Hochmut, der zum Ersten Weltkrieg führte, und die aus der Niederlage gezogene Konsequenz, nun erst recht die Weltherrschaft erobern zu wollen, daß der Genozid an den Juden und der Vernichtungskrieg gegen die Slawen als Reaktionen auf vorangegangenes Unrecht verstanden werden müssen. Es muß also schlimm gewesen sein, was Juden, Polen und Sowjetbürger den Deutschen angetan haben. Das aber soll ihnen verziehen sein, damit die Chancen, die sich aus der Bereitschaft zum Schlußstrich ergeben, genutzt werden können.

Scholdt ist dafür zu danken, daß er bei allem terminologischem Geschick seine Grundsätze einmal so deutlich zu erkennen gegeben hat.

REAKTIONEN



Wolfgang Pietrzok,
„Gravitationsstörung“, 1988,
Fotomontage auf Karystinier

Selbstzweck-Bündnisse

Von Wolfgang Pietrzok

In den SAARBRÜCKER HEFTEN Nr. 75 gab der Photograph Werner Rauber einen Überblick über die künstlerische Photographie im Saarland seit 1945. Zu einigen seiner kritischen Anmerkungen bezieht Wolfgang Pietrzok – selbst Photograph, der die saarländische Kunstzene mitprägt – im folgenden Text Stellung. Für die von ihm angesprochenen Layout-Fehler bitten wir um Entschuldigung. Seine Arbeit ist oben vollständig abgebildet.

Die Redaktion

Bei aller Freude über die Qualität des 75. Heftes mit dem Themenschwerpunkt „Bildende Kunst im Saarland“ und die intensive Auseinandersetzung mit der Fotografie als künstlerisches Medium war ich doch etwas enttäuscht über die nachlässige Handhabung der Abbildung auf Seite 21. Sie zeigen eine halbe Fotoarbeit von mir, die als Serie im 6er Tableau angelegt und im Katalog zur Landeskunstausstellung 1989 komplett abgebildet wurde. Ohne juristische Termini benutzen zu wollen, glaube ich, daß es Ihnen einsichtig ist, daß man eine konzeptuelle Progression nicht in ihrer Mitte abschneiden darf, will man das gesamte Werk nicht verfälschen oder seines Sinnes berauben. Zusätzlich verstärkt wird diese Amputation durch eine falsche Bildunterschrift. Der Titel muß „Gravitationsstörung“ lauten.

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie ihren Lesern in der nächsten Ausgabe Gelegenheit gäben, sich ein korrektes Bild von der gesamten Serie machen zu können. In der deformierten Fas-

sung ist sie sicher nicht nur für mich „unverdaulich“.

Besonders interessiert hat mich der Essay von Uwe Loebens und der Bericht sowie die Denkanstöße von Herrn Rauber zur Situation der künstlerischen Fotografie im Saarland, dessen Positionen ich in nahezu allen Punkten teile. Allerdings bin ich im Gegensatz zu ihm nicht der Meinung, daß die saarländischen Fotokünstler jahrelang allein „vor sich hingewurstelt“ haben. Wahr ist, daß es keinen spezifischen saarländischen Stil innerhalb der künstlerischen Fotografie gibt, das bewies nicht zuletzt die von mir inszenierte Ausstellung „393 Jahre Fotografie“. Gottlob strahlt die Mainzer Schule nicht in unseren Bereich. Die Positionen der saarländischen Fotokünstler spiegeln einen internationalen Stil, haben heute ebenso wenig regionalen Charakter, wie schon früher die *subjektive Fotografie*, die auch nicht vom Saarland verinnahmt werden kann.

Aber zurück zur Behauptung von Herrn Rauber: Die mir bekannten, ernsthaft arbeitenden Fotokünstler haben teilweise individuelle Konzepte entwickelt, die keiner breiten Kollegendiskussion bedürfen, obwohl sie jederzeit eine kritische Annäherung aushalten. Diese muß aber nicht von Kollegen geführt werden. Was soll auch ein verschworener Fotografenkreis, er führt bestenfalls in eine mediale Isolation. Mein Standpunkt hat nichts mit der von Herrn Rauber vermuteten „Angst vor Konkurrenz“ zu tun, die, wenn es sie gäbe, nicht schlecht sein muß. Sie kann auch anregend sein. So sehe ich keinen Zwang für Fotokünstler – warum gerade sie? Wir sollten uns vielmehr als Teil der Kulturschaffenden dieses Landes (nicht

REAKTIONEN

nur Bundeslandes!) verstehen und unsere Arbeiten der Öffentlichkeit vorstellen.

Bedenken wir auch: welche Künstler interessieren sich schon für einen institutionalisierten Erfahrungsaustausch? Das klappt auch nicht in den vorhandenen Künstlergruppen des Saarlandes. Diese offerieren ihren Mitgliedern bestenfalls in regelmäßigen Abständen Ausstellungsgelegenheiten, dann geht jeder mehr oder minder erfolgreich seinen eigenen Weg. Derartige „Selbstzweck-Bündnisse“ stehen natürlich auch Fotokünstlern offen. Es gibt keinen Anlaß, darüber hinaus ein besonderes „Fotokünstler-Bündnis“ ins Leben zu rufen. Eine solche Initiative würde eher die Tendenz beinhalten, sich vom übrigen Kunstgeschehen abzukapseln, indem auf der scheinbaren Besonderheit eines Mediums insistiert wird – sei es aus objektiv gegebener fehlender Betrachtung/Förderung in diesem Lande oder aus dem in der Öffentlichkeit noch vorhandenen Mißtrauen in die „Kunsthierarchie“ eines technischen Mediums–. Statt dessen sollten wir uns weiter um eine offensive Nutzung des fotografischen Apparates, des fotografischen Materials bemühen. Ich fürchte, ein von Herrn Rauber beschworener Kreis würde sich bald den unter Fotografen so beliebten Gesprächen über technische „Rezepte“ widmen. Außerdem wäre doch wohl zuerst zu fragen, ob es denn so große gestalterische Parallelen gibt, die einen Gedankenaustausch sinnvoll erscheinen lassen. Auch da habe ich meine Zweifel. Ich für meinen Teil unterhalte mich auch sehr gerne mit Malern, Bildhauern oder Installationskünstlern.

Sinn machen würden die anderen Initiativen, die von Herrn Rauber vorgeschlagen werden: Entwicklung einer Ausstellungsreihe „Kunst mit Fotografie“ (eventuell im Dreijahresrhythmus), Einrichtung einer Professur für Fotografie an der HBK-Saar, angemessene Präsentation der saarländischen Fotografen in der Landesgalerie, Auslobung eines Förderpreises für künstlerische Fotografie und eventuell die Durchführung eines Foto-Festivals. Die strukturellen Probleme, die die Fotokunst im Saarland antrifft, sind denen der bildenden Kunst im allgemeinen vergleichbar. Dieses Standortproblem trifft sie nur in verschärfter Form.

Gegendarstellung

SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 75/ März 96, S.14-16

Die in Ihrem Gespräch mit dem Rektor der HBK Saar ausgelagerte Streitkultur bedarf einer Berichtigung!

1. Das sexistisch bewertete Projekt *Zeichen auf dem Weg* (siehe Abbildung dazu) fand statt während der Rektorratszeit von Prof. Rosenbach. Der amtierende Rektor ist seit Okt. 93 im Amt. Die Behauptung, das Rektorat habe von der begleitenden Broschüre nichts erfahren, ist nicht richtig.

2. Prof. Haberl hat während seiner Veranstaltung (WS/93) immer wieder Bemerkungen gemacht über die Blut- und Boden-Thematik und die BDM-ähnlich gestaltete Dokumentation. (Seit wann ist Selbsterfahrung an einer Hochschule in dieser Richtung verdächtig?) Als die StudentInnen mehr und mehr unsicher wurden, habe ich um eine Aussprache gebeten, die einmal stattfand (und erst als die „daneben gegangene Ausstellung“ schon längst vorbei war).

Ich bedauere, daß diese Streitkultur außerhalb der Hochschule stattfindet, da es bekannt sein dürfte, daß Lehre und Forschung (noch) frei sind und StudentInnen aus Negativerfahrungen (wer entscheidet, was „daneben“ ist) lernen können.

Karin Kremer, den 2.08.96

Anmerkung der Redaktion:

Nach dem saarländischen Pressegesetz sind wir unabhängig vom Wahrheitsgehalt zum Abdruck einer Gegendarstellung verpflichtet. Ein sogenannter „Redaktionsschwanz“ ist nicht mehr erlaubt. Wir erlauben uns aber trotzdem, auf folgendes hinzuweisen:

Unrichtig ist, daß es sich bei dem Text von Karin Kremer um eine Gegendarstellung handelt. Richtig ist vielmehr, daß wir nicht beurteilen können, ob Prof. Haberl „während seiner Veranstaltungen immer wieder Bemerkungen“ gemacht hat oder nicht.

Marpingen 1876-1879: „Kulturkampf“ im Mikrokosmos

David Blackbourn: *Marpingen. Apparitions of the Virgin Mary in Bismarckian Germany*, Clarendon Press: Oxford 1993.

Nach einem militärischen und innenpolitischen Kraftakt hob Bismarck 1871 den kleindeutschen Nationalstaat aus der Taufe. Trotz aller Herrlichkeit dieses später so genannten „Wilhelminischen Reiches“ rumorte es um dieses Gebilde herum. Wollte Bismarck seine Macht erhalten, mußte er mit den Nationalliberalen und den Freikonservativen, seinen parlamentarischen Verbündeten, ebenso jonglieren wie mit den Großmächten Europas. Auch mit dem Zentrum sollte er seine liebe Not bekommen: Schon bei den Wahlen von 1870 war die katholische Partei nach den Nationalliberalen zur stärksten Kraft im Reichstag geworden. Kaum war der Jubel zur Reichsgründung verklungen, kam es zum ideologischen und machtpolitischen Schlagabtausch zwischen Bismarck und den Liberalen auf der einen und dem Zentrum auf der anderen Seite.

I. Inwiefern war der Streit ideologisch? Papst Pius IX. hatte im „Syllabus errorum“ (Verzeichnis der Irrtümer) von 1864 den Liberalismus als Irrlehre gebrandmarkt und gefordert, daß alles Weltliche der Kirche untergeordnet werde. 1870 verkündete das Erste Vatikanische Konzil die Unfehlbarkeit des Papstes in Lehrmeinungen (ex cathedra). Dies werteten die Liberalen und Bismarck als Kampfansage. Die „finstere Macht Roms“ (der

Krake „ultra montanes“, jenseits der Alpen), versuche, Einfluß auf den modernen Nationalstaat zu nehmen. Das Zentrum sei der verlängerte Arm der Kurie, erhoben gegen das protestantisch dominierte Reich.

Bismarck leitete den „Kulturkampf“ gegen die „ultramontanen Reichsfeinde“ mit einer Pressekampagne ein. Mit Zustimmung der Nationalliberalen peitschte er in kurzer Zeit Gesetze gegen den politischen Katholizismus durch Reichstag und preußisches Abgeordnetenhaus: noch 1871 den „Kanzelparagraphen“, einen Maulkorb-erlaß für katholische Priester. 1872 wurde der Jesuitenorden verboten. Im gleichen Jahr sollte mit dem „Schulaufsichtsgesetz“ dem konfessionellen Einfluß auf die Schulen der Boden entzogen werden. Mit den „Maigesetzen“ von 1873 wollte Bismarck seinem Gegner das Genick brechen: Wenn die Kirche Geistliche berufe, müsse sie dies dem Staat anzeigen, der gegen die Wahl Einspruch erheben dürfe. Als besonders demütigend empfanden die Katholiken, daß ihre Priester ein staatliches „Kulturexamen“ ablegen sollten.

Statt klein beizugeben antwortete der katholische Klerus mit zivilem Ungehorsam und passivem Widerstand: Die „Anzeigepflicht“ wurde nicht befolgt, das „Kulturexamen“ umgangen. Die Gläubigen solidarisierten sich mit ihren Geistlichen: Sie boykottierten den Geburtstag des Kaisers und weigerten sich, die Reichsflagge zu hissen –

Zeichen dafür, daß sie sich von diesem Reich an den Rand gedrängt fühlten. Noch schärfere Gesetze, Absetzung von Bischöfen, Geld- und Gefängnisstrafen, Zensur und Spitzeleien erbitterten die Katholiken nur noch mehr – mit dem Ergebnis, daß das Zentrum bei den folgenden Wahlen weitere Stimmen gewinnen konnte.

Bismarck erkannte bald, daß er durch Repressionen einer weiteren unerwünschten Volksbewegung neben der Sozialdemokratie zu Identität verhalf. Als Leo XIII. 1878 den Heiligen Stuhl bestieg, bot sich die Gelegenheit, das Patt durch Verhandlungen allmählich aufzuheben. An einem Burgfrieden mit dem Zentrum war Bismarck vor allem gelegen, weil er sich von den Nationalliberalen trennen mußte und wollte: Der Wirtschaftskrise 1873 wollte der Reichskanzler mit einer Politik der Schutzzölle begegnen: Dies war mit den Nationalliberalen nicht zu machen, während er bei den Konservativen und dem Zentrum auf Unterstützung hoffte. Seit 1880 wurden die „Maigesetze“ schrittweise abgebaut, die „Friedensgesetze“ von 1886/87 beendeten den „Kulturkampf“ endgültig.

II. Am 3. Juli 1876 gingen in Marpingen, einem Dorf unweit von St. Wendel im heutigen Saarland, drei achtjährige Mädchen in den Wald, um Beeren zu sammeln. Sie kehrten aufgeregt nach Hause zurück und berichteten, sie hätten eine in Weiß gekleidete Frau mit einem Kind auf dem Arm gesehen. Diese

Erscheinung, so die Kinder, wiederholte sich in den nächsten Tagen und gab sich schließlich als Maria, die Mutter Gottes, zu erkennen. Sie wünschte, daß an dieser Stelle eine Kapelle errichtet werde, wo durch ihre Kraft mit dem Wasser einer nahen Quelle Kranke geheilt werden sollten.

In seiner Studie „Marpingen“ weist der englische Historiker David Blackbourn darauf hin, daß die Marienerscheinungen der Neuzeit, besonders der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, einen weitgehend gleichen Mechanismus in Gang setzten: Viele Gemeindepriester zweifelten an den Erscheinungen. Trotzdem verbreitete sich die Erzählung über das Wunder schnell, alle Vorbehalte wurden von einer heftigen Pilgerbewegung überrannt. Die Behörden versuchten, die Umtriebe zu unterbinden, die aus ihrer Sicht Ruhe und Ordnung störten. Die katholische Kirche jedoch machte nach einigen Wunderheilungen, die ihr bewiesen erschienen, den neuen Kult offiziell – so geschehen bei dem bekanntesten Fall 1858 in Lourdes.

Konsequent begründet Blackbourn, daß die Marienerscheinungen und ihre Folgen als Symptome zweier Prozesse des 19. Jahrhunderts gesehen werden müssen: erstens als Revolte gegen den sich stetig beschleunigenden sozioökonomischen Wandel der Moderne und zweitens als Mittel der Selbstbehauptung, von der katholischen Kirche ebenso eingesetzt wie

der „Syllabus errorum“ und das Unfehlbarkeitsdogma.

1. Der Marienkult wurde getragen von den Unterklassen: Die, denen Maria erschien, und vor allem die Masse der Pilger hofften auf Erlösung von Armut, Not und Krankheit (es grassierten Cholera und Pockenepidemien). Dabei war der Kult ambivalent: Neben dem eigenen Heil beteten viele Gläubige für die Apokalypse der gottlosen, ungerechten Weltordnung.

2. Die katholische Kirche fühlte sich in Frage gestellt von der Ideologie des modernen Staates. Der Primat der Ökonomie und die Säkularisierung der Gesellschaft beraubten sie zunehmend ihres Einflusses. Papst Pius IX., der sich selbst durch Marias Hilfe von einer Epilepsie geheilt glaubte, förderte den Marienkult als katholische Massenbewegung gegen den Unglauben. Im Gefolge der Marienerscheinungen blühte ein unorthodoxer Aberglaube. Diese Abweichungen und die Gefahr, daß schlichter Schwindel decouvriert und propagandistisch gegen die Kirche eingesetzt werde, wollte der Papst durch strenge Untersuchungen in den Diözesen unterbinden lassen – daher die Skepsis vieler Dorfgeistlicher gegen die Erscheinungen.

Zurück nach Marpingen: Auch seine 1700 Einwohner mußten im Zuge der wirtschaftlichen Depression um ihre Existenz kämpfen. Die meisten waren Arbeiterbauern, die täglich zu den Bergwerken pendelten und zu Hause Landwirtschaft betrie-

ben. Die Marienerscheinung der kleinen Susanna Leist und ihrer Freundinnen sprach sich schnell herum und wurde in Marpingen und Umgebung über die Unterschichten hinaus als Wunder betrachtet: In aller Öffentlichkeit bekannten sich auch viele Honoratioren und stärkten so die Legitimität. Zu Tausenden kamen Pilger in das „deutsche Lourdes“; man berichtete von ersten Wunderheilungen durch das heilige Wasser. Das Pilgerwesen trug dazu bei, die wirtschaftliche Lage des Dorfes und seiner Umgebung, ja der ganzen Trierer Diözese zu verbessern: Unterkünfte und Gaststätten wurden gebaut, das religiöse Phänomen wurde später durch den massenhaften Verkauf von Kitsch kommerzialisiert.

Die staatliche Macht – das heutige Saarland gehörte seit 1815 zur preußischen Rheinprovinz – griff in der angeheizten Stimmung des „Kulturkampfes“ schnell und hart zu. Im August 1876 wurde unter Strafe gestellt, den Härtelwald, wo die meisten Pilger lagerten, ohne Erlaubnis zu betreten. Das Verbot wurde mißachtet, infolge des Widerstandes kam es zu Verhaftungen. Das Militär verschärfte die Bewachung des Sperrgebietes, löste Versammlungen auf und besetzte sogar für zwei Wochen das Dorf.

Als zentrumsnahe Zeitungen heftig gegen die staatlichen Pressionen protestierten, wurde Marpingen reichsweit bekannt. Bismarck und Kaiser Wilhelm I. forderten Berichte an. In einer Sitzung des preußischen Abge-

ordnenhauses am 16. Januar 1878 wertete der Zentrumsabgeordnete Bachem Marpingen als Symbol der Unterdrückung und Willkür gegen die Katholiken. Gebilligt wurde das harte Durchgreifen der Regierung von den Nationalliberalen. Der Forderung, endgültig den Sieg des „Fortschrittes“ über den „Aberglauben“, des Staates über die Kirche zu erzwingen, ordneten sie Werte wie Versammlungsfreiheit und vor allem religiöse Toleranz unter – das „liberale Dilemma“ (Blackbourn) im „Kulturkampf“.

Das Nachspiel des Falles Marpingen: Ein Betrugsprozeß gegen mehrere Dorfbewohner wurde 1879 in Saarbrücken eingestellt. Die katholische Kirche hat die Marpinger Wallfahrt nie

sanktioniert. Es bleibt ein katholisches Symbol des „Kulturkampfes“: Im Marpinger Stadtarchiv findet man ein kleines Andachtsbild „Unserer Lieben Frau von Marpingen“, so wie es in vielen Gebetbüchern lag. Im Vordergrund knien die drei Mädchen, im Hintergrund, umgeben von einem Glorienschein, thront Maria, dem Jesuskind zugewandt, das sie auf dem Arm trägt. Maria trägt eine Krone. Diese Krone gebührte aus der Sicht der Katholiken ihr und nicht dem Kaiser, solange er sie unterdrücken ließ.

David Blackbourn hat bei seiner Archivarbeit die Geschehnisse um die Marpinger Marienerscheinung aus der Sicht der kirchlichen (Bistum Trier, Pfarrei Marpingen) und der staatli-

chen Verwaltung (Oberpräsident der Rheinprovinz, Bezirksregierung Trier) kennengelernt. Sein Urteil ist ausgewogen und frei von Polemik gegen politische Gruppen und religiöse Phänomene. Er schildert die großen historischen Zusammenhänge um den „Kulturkampf“ und die Wirtschaftskrise der Gründerzeit ebenso prägnant, wie er den Mikrokosmos – das Leben der Marpinger, die Mentalität seiner Bewohner und der Pilger – in dem Makrokosmos aufgehen läßt. Sein Stil wechselt bruchlos zwischen detaillierter und trotzdem spannender historischer Erzählung und genauen Abstraktionen aus seinem Material: elegant und wahrlich keine Selbstverständlichkeit.

Thomas Mathieu

Gebaut, Zerstört, Wiedererstanden

Dirk Bubel, Dieter Heinz, Gerd Kiefer: Saarbrücken. Gebaut, Zerstört, Wiedererstanden. Das Stadtbild in den letzten 100 Jahren, Betulius Verlag, Stuttgart 1996

Gebaut, zerstört, wiedererstanden: Unter diesem Gesichtspunkt wird hier versucht, ein Bild der Stadt Saarbrücken zu zeichnen. Eine neue Art der Sicht, die aber gewisse Einschränkungen mit sich bringt. Denn nicht alles wurde zerstört, was an der Stadt wesentlich ist, nicht alles Zerstörte wiederaufgebaut, vieles, was während des Krieges nicht zerstört wurde, ist

aber dennoch nicht mehr vorhanden, weil es der Zerstörung durch private oder öffentliche Hand im Zuge von „Modernisierungen“ anheimfiel, und es gibt auch wesentliche Bestandteile der Stadt, die erst neu entstanden sind und die das heutige Bild der Stadt mitgeprägt haben. Wenn daher der Oberbürgermeister in seinem Vorwort, das er ohne Kenntnis des Buchinhalts verfaßt hat, von der Fußgängerzone St. Johanner Markt, der Universität, dem Saarland Museum und anderen Schwerpunkten der Stadt spricht, wird man diese Objekte in dem Buch vergeblich suchen.

Die Herausgeber haben ihre Möglichkeiten auch dadurch eingeschränkt, daß sie sich den Zwang auferlegt haben, die jeweiligen drei Ansichten genau aus dem gleichen Blickwinkel zu zeigen, wobei sie nicht immer konsequent vorgegangen sind, auch nicht vorgehen konnten. Durch diese Festlegung werden dem Betrachter wichtige Ansichten vorenthalten.

Im Staatstheater wird nur die Führerloge, nicht aber die Bühne, die für ein Theater viel wichtiger ist, gezeigt. Vom Königlichen Landgericht wird der Seitenflügel dreimal abgebildet,

aber nicht die Hauptfront an der Saar mit dem charakteristischen Dachreiter, der nicht mehr wiederhergestellt wurde.

Überhaupt schneidet die Gegenwart infolge der Themenbegrenzung schlecht ab, aber auch wegen der schlechten Bildmotive. Man hat den Eindruck, als wären diese Aufnahmen an einem Vormittag zusammengeknipst worden. Da sieht man Baustellen, geparkte Autos in der Fußgängerzone, übergroße Straßenlaternen und Hausfassaden mit aufdringlicher Werbung. Das Bild einer Stadt zum Weglaufen.

Zum Inhalt: Die stadtgeschichtliche Übersicht von Dieter Heinz ist in ihrer knappen Form weitgehend zutreffend und angemessen. Wer die übrigen Texte verfaßt hat, geht aus dem Buch nicht hervor. Nach Befragung der Mitverfasser war Dirk Bubel für die übrigen Texte verantwortlich. Bei der Ansicht von St. Johann vom Saarbrücker Ufer (S. 10) stellt der Zustand 2 einen ganz anderen Schauplatz dar, nämlich die Vorstadtstraße in Alt-Saarbrücken. Die „Alte Brücke“ wurde mehrmals zerstört, aber nicht 1677, sondern u. a. während des Hochwassers von 1784, als mehrere Bögen einstürzten. Balthasar Wilhelm Stengel hat sie wiederaufgebaut und dabei im Mittelteil die bisherigen Stichbögen durch die moderneren Korbbögen ersetzt.

Bei der evangelischen Kirche St. Johann hätte man gern den Anlaß zur Erbauung erfahren. Durch das Eingreifen Ludwigs

XIV. war die alte Johanniskapelle der katholischen Minderheit zugewiesen worden. So förderte der Graf den Bau einer evangelischen Kirche für seine Glaubensgenossen in St. Johann. Interessant die alte Innenaufnahme. Die Entstehung des „Gautheaters Saar-Pfalz“ war viel verwickelter als hier dargestellt. Hierüber und die Finanzierung hat Susanna Heidemann in Heft 6-7/88 der SAARHEIMAT ausführlich berichtet. Auf die umstrittene Neugestaltung von 1989 und das bemerkenswerte Deckengemälde von P. Schubert hätte auch eingegangen werden müssen. Die Kablé-Schule wurde 1888 in der Futterstraße gegründet. Sie konnte nicht in den ursprünglich getrennten Barockhäusern untergebracht sein. Denn diese waren schon um 1865 durch den klassizistischen Mittelteil miteinander verbunden. Die Beschreibung des St. Johanner Marktes, immerhin ein Kernstück der Stadt, ist ausgesprochen dürftig. Das angeblich älteste Foto ist in schlechter Qualität wiedergegeben und am linken und unteren Rand stark beschnitten. Die Entstehung des Innenhofes des ehemaligen Saarlandmuseums ist nicht präzise genug beschrieben. Architekt Gustav Schmolz gen. Eisenwerth hat nach einem von der Stadt St. Johann ausgelobten Wettbewerb den preisgekrönten Entwurf 1904-1905 verwirklicht, wobei er auch den Erdgeschoßbereich am Markt einbezog. Beim Rathaus fehlt neben der etwas unscharfen und am rechten Rand beschnittenen Ansicht des ursprünglichen Baus der Hinweis auf die beiden

Erweiterungen im expressionistischen Stil und dem von 1938, aber auch die ursprüngliche Anbindung an die Wohnbebauung in der Betzenstraße, sowie die starken Veränderungen an dieser Seite durch Peter Paul Seeberger. Warum wurde beim Stadtbad nicht die „sehr interessante Mosaikgestaltung des bekannten saarländischen Malers Fritz Zolnhofer“ abgebildet statt einer öden Schwimmhalle? Die Berliner Promenade wurde zwar unter dem städtischen Baudezernenten Dr. Krajewski gebaut, aber schon vor 1953 geplant. Die Idee der Saarterrasse war bereits um 1900 und nicht erst in den 20er Jahren verwirklicht. Bei der Bildbeschreibung der Kaiser-Friedrich-Brücke (S. 48 oben) handelt es sich nicht um den Rathausturm, sondern den der katholischen Kirche St. Johann. Der „Kummersteg“ verbindet heute nicht mehr Kleinblittersdorf mit der gegenüberliegenden Nachbargemeinde. Das gewährleistet seit 1993 eine neugebaute Fußgängerbrücke.

Das auf S. 50 abgebildete Haus hieß immer Diskontoecke nach der dort ursprünglich angesiedelten Filiale der Diskontogesellschaft, einer früheren deutschen Großbank. Selbst die heutige Unterführung heißt danach Diskonto-Passage. Die „Arkaden“ der Innenstadt gehen nicht auf den Stadtplaner Pinguison zurück, sondern sind die Erfindung des damaligen Stadtbaurates Hermann Stolpe. Bei den Kapiteln „Blick in die Bahnhofstraße“ und „Rheinischer Hof“ stimmen die Blickpunkte der vergleichenden Bil-

der nicht. Die „Saarbrücker Landeszeitung“ hatte immer schon die zweite Position auf dem saarländischen Zeitungsmarkt inne dank der treuen katholischen Leserschaft auf dem Lande. Sie bestand nach der Rückgliederung 1935 neben der NSZ-Rheinfront weiter. Erst nach der Evakuierung 1940 übernahm diese zwangsweise Gebäude und Vermögen. Bei der insgesamt korrekten Beschreibung der Schloßkirche wurden die willkürlichen Zerstörungen der Nachkriegszeit durch die Kirchengemeinde nicht scharf genug herausgearbeitet. Die Kanzel war nicht im Barock-, sondern im Renaissancestil. Das Landgericht war nicht neobarock, sondern im Jugendstil mit barocken und klassizistischen Elementen errichtet. Vom Neumarkt wird nur ein kleiner Ausschnitt gezeigt. Er bildet aber ein Ensemble, daß sich nicht nur im Hotel Monopol, sondern auch an der nördlichen Schmalseite mit den sehr repräsentativen Gebäuden des Amtsgerichts und der Reichsbanknebenstelle fortsetzte. Wo damals die Markthalle errichtet wurde, befand sich früher der fürstliche Marstall, der nach 1884 als erweiterte Dragonerkaserne genutzt wurde.

Ähnlich wie der St. Johanner Markt hätte auch der Ludwigsplatz eine ausführlichere Beschreibung verdient. Auch die Geschichte des „Comenius-Hauses“ ist unvollständig. Das Konservatorium hielt hier erst 1920 Einzug, da es vorher ein solche Einrichtung hier nicht gab. Es fehlt die Erwähnung als



erste Kunstschule, als erstes Museum für moderne Kunst bis 1936. Nach 1956 war hier keine „Lehrerbildungsanstalt“ sondern eine „Pädagogische Hochschule“, nach dem slowakischen Pädagogen Comenius benannt, eingerichtet. Ähnlich unvollständig ist die Geschichte des Palais Freital. Hier war nach dem Wiederaufbau das Staatliche Konservatorium mit dem „Vor- und Frühgeschichtlichen Museum“ beheimatet, bis es den Raumerfordernissen der Staatskanzlei über mehrere Etappen weichen mußte. Unerwähnt bleibt das „Palais Lüder“, ursprünglicher Sitz der Staatskanzlei nach 1955, und das rekonstruierte Palais Röder.

Katharina Weisgerber hat für ihre aufopfernde Tätigkeit nicht das Eiserne Kreuz, das nur der kämpfenden Truppe vorbehalten war, sondern das „Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen“ erhalten.

Bei der Auswahl der Themen wurde nicht konsequent verfahren. Von 63 behandelten Motiven wurden nur 39 konsequent nach den drei Kriterien auch durchgeführt, 14 nur unvollständig, 10 haben mit dem Thema überhaupt nichts zu tun, d. h. sie waren nicht zerstört oder es sind Landschaften.

Einige Motive hingegen vermißt man: die barocken Gartenpavillons, das Versorgungshaus, den Grafenhof, die obere Talstraße, das Winterbergdenkmal, die evangelische Kirchstraße, die Kirche St. Albert auf dem Rodenhof. Von dieser gibt es eine Aufnahme des bescheidenen Baus von 1938, dem Zustand seiner Zerstörung, und mit dem Neubau von Gottfried Böhm aus den Jahren 1952-1954 hätte auch ein Meisterwerk modernen katholischen Kirchenbaus vorgestellt werden können, eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Ferner das Reformgymnasium, ein Juwel der Jugendstilbaukunst, das Ludwigsgymnasium, als traditionsreichste Bildungsstätte, den Hafen, den Volksgarten, das Forsthaus Deutschmühlenweiher und die Kasernen. Von den nicht zerstörten, aber nicht mehr vorhandenen oder total verstümmelten Bauten die „Villa Rexroth“, heute Moderne Galerie, die „Wartburg“, das „Gasthaus Keltermann“, wenn schon die Stiftskirche St. Arnual, warum nicht auch die Basilika St. Johann. Schließlich sind vier Seiten für die evangelische Kirche Burbach doch proportional etwas zuviel.

Es ist bei aller Kritik auch einiges an dem Buch positiv zu



Blick auf St. Johann vor und nach dem Krieg, sowie heutiger Anblick, aus: „Saarbrücken, Gebaut, Zerstört, Wiederverstanden“, S. 10/11

sehen. Zunächst der Versuch, Erinnerungen an das alte Saarbrücken wachzuhalten und das Bewußtsein für eine gewachsene Stadt zu stärken. Positiv zu werten ist auch die Kritik, die an verschiedenen Baumaßnahmen der Nachkriegszeit vorgebracht wird, z. B. die Zerstörung der Blickachse durch den Bau des Finanzministeriums, die Forderung nach der Wiederrichtung der barocken Turmhaube der Schloßkirche, die Kritik an der Tatsache, daß die „Saargalerie“ in ihren Proportionen wenig Rücksicht auf die benachbarte Bergwerksdi-

rektion nimmt, wie auch an der rücksichtslosen Beseitigung der alten über den Krieg erhalten gebliebenen Bahnhofsgebäude durch die Deutsche Bundesbahn. Es gibt auch wenige gute und eindrucksvolle Aufnahmen: S. 2, 8, 14, 20, 46, 58, 59, 67, 68, 81, 84, 86, oben; S. 40, 82 unten, S. 88 besonders die zerstörte Wilhelm-Heinrich-Straße mit den vollständig erhaltenen Fassaden, einschließlich einiger Fensterläden, S. 90 und 96 unten und S. 126 eine frühe Ansicht der Stiftskirche St. Arnual (bisher nur in der Zeitschrift „Rund um das Stift“ ver-

öffentlicht).

Das Format des Buches ist recht groß und hätte eine großzügige graphische Gestaltung erlaubt. Das Papier ist hochwertig. Diese Chance wurde jedoch vertan. Das Layout ist total einfallslos. Paßt ein Bild nicht in das Schema, wird ein Stück abgehackt. (S. 18 r., S. 100 o.) Große weiße Flächen breiten sich aus, auf denen Bilder oder Text gefunden hätten. Der Bildquellenhinweis ordnet die Bilder nicht zu. Der „Historische Verein für die Saargegend“ z. B. wird als Leihgeber nicht genannt. Der Literaturhinweis kennt nur das Buch von Kloeve-korn von 1933. Der Leser wird aber bei den Bildbeschreibungen ständig mit Fakten konfrontiert, die nicht erläutert werden, und somit alleingelassen: die Gärten der Barockresidenz, der Pinguissou-Plan, die „historisierende Purifizierungsaktion des St. Johanner Marktes“ von 1938, die Geschichte des Saarlandmuseums, der Zusammenschluß der Städte, die Geschichte des Schlosses und der „Ludwigskirche“, des Deutschhauses und v. a. mehr. Neben einer Fülle von Gesamt- und Einzeldarstellungen gibt es zahlreiche Aufsätze in den SAARBRÜCKER HEFTEN (langjähriger Schriftleiter Dieter Heinz), der „Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend“ und der „Saarheimat“, in denen der Leser weiterführende Angaben gefunden hätte. Wenigstens eine Auswahl hätte diesen Zweck erfüllt. Insgesamt kann man nur bedauernd feststellen, daß hier eine Chance vertan wurde.

Karl-August Schleiden

Selbstdarstellungen

Reinhard Wilhelm (Hrsg.): Informatik – Grundlagen, Anwendungen, Perspektiven. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1996.

Manchmal erscheint einem der Wissenschaftsbetrieb vor allem als ein Hort der Eitelkeiten, als Bühne zur Verkündung der Einzigartigkeit des jeweils eigenen Forschungsansatzes beziehungsweise als Arena zur gnadenlosen Bekämpfung wadenbeißerischer Anzweifler aus den eigenen Reihen. Man stelle sich nur einmal vor, eine Mehrheit der Lehrstuhlinhaber, beispielsweise des Faches Soziologie, verabredete ganz nebenbei auf einer Fachtagung, einen gemeinsam zu tragenden Gegenstandskatalog ihrer Disziplin zu entwerfen, selbigen arbeitsteilig zu verfassen, um ihn dann in Buchform der breiten Schar der Nicht-Soziologen verfügbar zu machen. Vorstellbar?

Reinhard Wilhelm, Lehrstuhlinhaber an der Universität des Saarlandes und wissenschaftlicher Direktor des internationalen Begegnungs- und Forschungszentrums für Informatik in Schloß Dagstuhl, hat dieses Kunststück für die Gilde der Informatiker fertiggebracht. In der Beck'schen Reihe WISSEN, bislang vor allem mit den Gebieten Altertums- und Kulturwissenschaften, Geschichtswissenschaften, Religionswissenschaften sowie allerlei populären Themen (Gesundheit, Esoterik etc.) befaßt, läßt Wilhelm als Initiator und Herausgeber 25 renommierte Informatiker eine Landkarte des Gegenstandes,

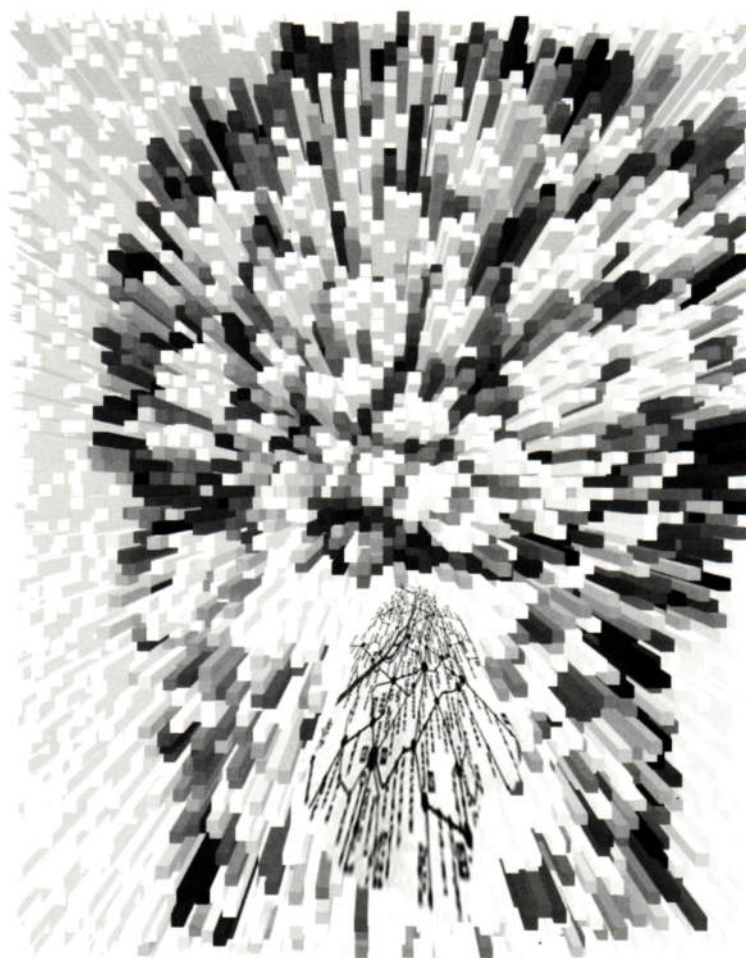
der Methoden und der Anwendungsbereiche ihrer vergleichsweise jungen Fachdisziplin ausbreiten. Ziel des Unterfangens ist laut Vorwort des Herausgebers eine Selbstdarstellung der Informatik, welche dem interessierten, informatisch nicht vorgebildeten Leser Fragestellungen der Informatik, Methoden und Arbeitsweisen vorstellt. Herausgekommen ist ein kaleidoskopartig buntes, nichtsdestoweniger fein säuberlich gegliedertes Kompendium, in dem Informatik als Systemwissenschaft, als Ingenieurwissenschaft, als Grundlagenwissenschaft und als der Gesellschaft verpflichtete Wissenschaft dargestellt und gegenüber verwandten Forschungsgebieten abgegrenzt wird.

Zunächst wird dem Leser in einer Art Bestandsaufnahme vor Augen geführt, in welchem Ausmaß EDV-Anwendungen bereits fast sämtliche Arbeits- und Lebensbereiche durchdrungen haben. Hier ist von sogenannten eingebetteten Systemen (zur Steuerung und Kontrolle technischer Abläufe), von Datenbanken und Rechnernetzen, von Mustererkennung und künstlicher Intelligenz, von graphischer Datenverarbeitung und CAD sowie von Modellbildung und Simulation die Rede. Informatische Betätigungsfelder also, ohne die heutzutage keine Waschmaschine geschweige denn ein Flugzeug funktionieren würde, ohne die der uns vertraute Bankverkehr ebensowenig denkbar wäre wie geordnete Abläufe im Produktionsbetrieb, ohne die sich die Medizin auf

vergessene Tugenden zurückbesinnen und der allabendliche Wetterbericht auf das Deklamieren von Bauernregeln beschränken müßten. Über solche Alltagsanwendungen hinaus beschreiben die Autoren, wie die Informatik nach Art einer Krake längst in fast alle sonstigen Wissenschaften hineindiffundiert ist. Zumindest zwischen den Zeilen wird (den Vertretern einer relativ jungen Wissenschaftsdisziplin sei's zugestanden) Genugtuung darüber spürbar, daß alte naturwissenschaftliche Disziplinen wie die Chemie, die Biologie oder die Physik ohne die bildgebenden Verfahren oder die Simulationstechniken der Informatik seit geraumer Zeit auf der Stelle treten würden.

In einem zweiten Teil (Die Informatik als Ingenieurwissenschaft) geht es um Methoden des Entwurfs, der Konstruktion, des Betriebs und der Wartung von EDV-Komponenten, also um Vorgehensweisen und Rüstzeug (z.B. Programmiersprachen) bei der Produktion von Hard- und Software. Ein an dieser Stelle deutlich spürbares Ingenieurs-Ethos wabert jedenfalls rein zufällig zwischen den Zeilen. Es wird vielmehr sehr selbstkritisch aus der eingestandenem Fehleranfälligkeit immer komplexer werdender EDV-Systeme einerseits und den möglichen (mehr oder weniger katastrophalen) Folgewirkungen etwaiger Fehler andererseits hergeleitet und eingefordert.

Der dritte Teil (Die Informatik als Grundlagenwissenschaft) be-



Karin Kremer, „Netzkopf 5“, 1996

schäftigt uns u.a. mit Theorien zur Algorithmik, zur Logik und zur Semantik in der Informatik. Es sind dies Themen, die sich dem informatisch nicht vorgebildeten Leser gegenüber mit Sicherheit am sperrigsten verhalten. Um so mehr ist hervorzuheben, daß es den vier Autoren dieses Teiles mit Hilfe alltagsweltlicher Beispiele gelungen ist, zumindest eine Ahnung davon aufkommen zu lassen, womit sich Informatiker beschäftigen, solange ihre Kapazitäten nicht gerade durch industrielle Auftragsforschung gebunden sind.

Der vierte Teil schließlich (Informatik in der Gesellschaft) befaßt sich im Rahmen zweier Aufsätze mit der Rolle der Informatik in der Gesellschaft,

respektive mit der Verantwortung des Informatikers eben dieser Gesellschaft gegenüber. Beide Aufsätze gehen von in der Öffentlichkeit verbreiteten Ängsten gegenüber der Unkontrollierbarkeit des EDV-Einsatzes und seiner möglichen Folgen aus. Der Tenor der jeweiligen Schlußfolgerungen könnte freilich nicht unterschiedlicher sein: Während das Fazit des einen Autors in der Forderung nach einer speziellen Ethik der Informatik besteht, die auch eine Bestimmung der Grenzen (informatischen) Gestaltungswillens beinhaltet, schlägt der andere Autor vor, die positiven Auswirkungen der Informatik stärker zu propagieren, um zu einer faireren Darstellung der Informatik in der breiten Öffentlichkeit beizutragen.

Überhaupt: Wo immer es in den Beiträgen zu einzelnen Spezialgebieten um Ziele und mögliche Zukunftsperspektiven der Informatik geht, zeigt sich eine schillernde Buntheit von Denkansätzen und Schlußfolgerungen. Das reicht von forschendem, eher ingenieurmäßigem Draufgängertum (Langfristziel der Wirtschaftsinformatik ist die sinnvolle Vollautomation: Vollautomation überall dort, wo sie nicht schlechtere Lösungen als der Mensch hervorbringt) bis hin zur philosophischen Feststellung, der Informatiker sei so etwas wie ein sich selbst jagender Jäger (Informatik ist eine imperialistische Technik: Sie besetzt immer wieder neue Anwendungsgebiete, um sie sich erst im Anschluß daran anzueignen).

Ein gestandener Wissenschaftsjournalist hätte vielleicht eine glattere, in Teilbereichen für den Laien eventuell auch noch verständlichere Einführung in die Informatik zustande gebracht. Das hier erklärte Ziel einer Selbstdarstellung der Informatik geht jedoch weit über herkömmliche Ansätze hinaus. Es macht den eigentlichen Charme dieses Buches aus, daß anstelle der üblichen Komparsen die Hauptdarsteller selbst auf der literarischen Bühne stehen, um uns aus ihrer je ureigenen Sicht heraus zu erklären, was uns die modernen Zeiten sonst noch so alles bescheren können.

Johannes Petrenz

Der „neue Harig“ oder: „Ehrlich währt am längsten...“

Ludwig Harig: Wer mit den Wölfen heult, wird Wolf, Hanser Verlag, München 1996.

Ludwig Harigs Trilogie ist vollendet: Nach seinem 1986 erschienenen Vaterroman „Ordnung ist das halbe Leben“, in dem er sich über die persönliche Spurensuche eindrucksvoll jener Generation nähert, die in erster Linie vom Grauen des ersten Weltkrieges beeinflusst wurde, und dem Roman „Weh’ dem, der aus der Reihe tanzt“ (1990), in welchem er die Prägungen seiner Kindheit während des Nationalsozialismus beschreibt, thematisiert Harig im dritten und letzten Teil seiner Trilogie saarländische Nachkriegsgeschichte.

Der Autor, der seinem neuen autobiographischen Roman programmatisch den Titel „Wer mit den Wölfen heult, wird Wolf“ gegeben hat, läßt die Reise in seine persönliche Geschichte unmittelbar nach seiner Kriegsgefangenschaft im Mai 1945 beginnen. Zurückgekehrt ins Elternhaus, ist er mit einer Situation konfrontiert, die dem Achtzehnjährigen das Ausmaß der gesellschaftlichen Veränderung schnell deutlich macht: Das Sulzbacher Elternhaus wird von Herrn Mehlwurm, einem erklärten Antifaschisten bewohnt, der das Haus „zum Lohn“ dafür, daß er sich „todesmutig als Widerstandskämpfer hervorgetan“ hatte, „ergattern“ konnte. Mehlwurm kommt nicht besonders gut weg in Harigs Rückschau. Er gehörte eben zu jenen, die „nun obenauf schwammen“, weil sie „viel-

leicht sogar Parteiplakate abgerissen, Durchhalteparolen überpinselt“ oder „defätistische Flugblätter verteilt“ hatten. Das klingt, als sei Harig Herrn Mehlwurm heute noch böse.

Der Heimkehrer Harig – zunächst gesellschaftlich entwurzelt – findet trotzdem in der Literatur sein „bewohnbares Land“. Die Bücherkiste eines Sulzbacher Arztes, die seit 1940 von der Familie aufbewahrt wurde und lange unbeachtet auf dem Dachboden stand, wird zu seiner literarischen Fundgrube und zum Rettungsanker in einer Zeit der Orientierungssuche. Andere tun sich schwerer, finden sich nicht zurecht in der neuen Zeit, scheitern am Nicht-Vergessen-Können, wie Harig am Beispiel seines ehemaligen Klassenkameraden Adolf erzählt, einem Ewiggestrigen, der den „Absprung“ nicht schafft, und so „auf den unausgebrühten Mythen“ sitzen bleibt. Für Harig ist es wohl vor allem die Begegnung mit einer neuen Kultur, die den ehemals überzeugten Hitlerjungen allmählich verändert: Harig erinnert sich an den Besuch der Tanzstunde, der beinahe daran gescheitert wäre, daß unmittelbar nach Kriegsende keine „Hose mit langen Beinen“ zur Verfügung steht, an die Rock’n-Roll-Tanzveranstaltungen, die ersten Kino- und Theaterbesuche, die eindrucksvollen Jazzkonzerte, die für „eine bessere Welt“ stehen und immer wieder an seine Leseerfahrungen. Unter der Vielzahl der Bücher, die er erwähnt, stellt er den Roman „Nachtflug“ von Antoine de Saint-Exupéry, dem

er ein ganzes Kapitel gewidmet hat und über den er schreibt, er habe ihm „die Augen geöffnet“, ganz besonders heraus. In langen Gesprächen mit seinem Schriftstellerkollegen Roland Cazet im Jahre 1949 schafft es Ludwig Harig, sich von den anerzogenen Werten des Nationalsozialismus zu befreien.

Die Zeit vor der Saarabstimmung schildert er leidenschaftlich parteiisch. Der Autor macht keinen Hehl daraus, daß er auf der Seite der Gegner des Saar-Statutes stand und er mit der Politik der Regierung Hoffmann nicht etwa die Utopie Europa, sondern noch heute in erster Linie katholischen Bildungsmief verbindet. Hier wird er der Komplexität und der Geschichte der beteiligten Personen und damit der ganzen Tragik des Abstimmungskampfes nicht gerecht. Aus seiner Sympathie mit den Gegnern des Saar-Statutes heraus verkörpern die ehemaligen Gegner und Verfolgten des Nationalsozialismus wie Johannes Hoffmann und der Kultusminister Emil Straus nur noch die klerikale Enge und politische Repression jener Zeit.

Weitaus differenzierter schildert Harig beispielsweise den schon erwähnten Klassenkameraden Adolf. Hier wählt er eine Perspektive, die zu verstehen gibt, wie tief sich die nationalsozialistische Erziehung in das Innere der Jugend hineingefressen hatte und wie wenig selbstverständlich der Wandel zu einem demokratisch fühlenden und handelndem Menschen nach 1945 gewesen ist. Ein Wandel,

der ohne die neuen kulturellen Erfahrungen nach Kriegsende, den Jazz, das Theater, das Kino und natürlich die Literatur, die Harig und seiner Generation ein zweites Leben bedeuteten, nicht möglich gewesen wäre.

Wie sehr die experimentelle Literatur des frühen Ludwig Harigs von der Begegnung mit dem Philosophen und Literaturtheoretiker Max Bense beeinflusst ist, beschreibt der Autor in einem Kapitel, das zu einer Hommage an Bense geworden ist und für mich zu den gelungensten und literarisch dichtesten gehört. Die Gespräche mit Max Bense lassen den Autor die

Sprache neu entdecken. Es ist das Sprachspiel der Gertrude Stein, das Harig in seinen Bann zieht, die Lust, mit Sprache zu experimentieren, die ihn „bestrickte, betörte, verhexte“. Fasziniert von dieser völlig neuen Dimension, beginnt er selbst mit Sprache zu experimentieren – für ihn gleichzeitig Ausdruck einer Haltung, die sich gegen die Botschaften der Regierung Adenauer richtete, die im Experiment schon eine Gefahr witterte.

Das Anprangern von opportunistischem Verhalten gehört zu den durchgängigen Motiven dieses Romanes. In vielen kleinen

Geschichten illustriert Ludwig Harig sein Credo, erwachsen aus seiner Erfahrung mit dem Nationalsozialismus. Schade, daß er denen, die während des Nationalsozialismus Kopf und Kragen riskierten, so dem zum Katholizismus konvertierten Juden Emil Straus, dem politisch integren Joho oder auch dem „Hausbesetzer“ Mehlwurm, so wenig Anerkennung zu geben vermag. Aber: Ehrlich währt am längsten ...

Nicole Schubert

Die Lyra ist gestimmt Sechs Sätze zu sechs Autoren und fünf Gedichtbänden des Jahres 1995

Ellen Diesel: Der Fingerabdruck des Farns, Röhrig Verlag, St. Ingbert

Felicitas Frischmuth - Bernhard Vargaftig: Im Gehen. Quand on marche, Gollenstein Verlag, Blieskastel

Johannes Kühn: Leuchtspur, Hanser Verlag, München

Manfred Römbell: Grenzüberschreitung, Verlag Die Mitte, Saarbrücken

Monica Streit: Oh Jamaica oh Jamaica oh Berlin, Gollenstein Verlag, Blieskastel

Fünf Lyrikbände saarländischer Schriftsteller liegen mir vor zum Rezensieren, genug eigentlich für fünf Ausgaben der SAARBRÜCKER HEFTE. Es gilt jedoch, der Aktualität wegen, alle auf

einmal zu besprechen. Wie könnte ich da jedem einzelnen Buch gerecht werden (wenn es so etwas überhaupt gibt bei Rezensionen)? Versucht sei ein exemplarisches Verfahren: sechs Themen, belegt mit Zitaten, bei weitem kein gemeinschaftlicher Nenner, aber doch eine Annäherung.

1. Das Heimatgedicht lebt.

Der Begriff ist zwar vor langem schon auf den Hund gekommen, aber die Gedichte sind geblieben – allerdings nichts Verklärendes, nichts Erbauliches für Heimatstubenabende, sondern Texte, kritisch-distanziert und melancholisch, über die Orte, an denen die Autoren ihre Kindheit verbracht haben oder

Die leere Mitte des Tals, kommst Du an
Alle Wege münden in diesen Platz.
Sternförmig laufen sie auf ihn zu und
verdichten
den Eindruck, daß gleich Besonderes
geschieht.
Möglich, daß du zu spät kommst, der
Ort nicht da,
abgerissen der Platz abgedeckt,
grauasphaltiert.
Doch manchmal dreht der Wind noch
ein Blatt
auf die andere Seite.
Dann hast du rechtgehabt mit deinem
fühl, es riecht nach Schnee.

Ellen Diesel

Ort im Osten (5)

Doch dann. Doch dann
 liegt auf einmal dieser
 Ort wirklich im Osten.
 Da redet man anders
 da drängt man sich anders
 gegeneinander und
 gegen den Wind an die Wand.
 Da komme ich von Reisen
 mit schnellerem Zug aus
 Westen und komme nicht an
 wie weit denn noch?
 wo liegt er denn jetzt?
 Wo liegt denn dieser Ort?
 Als sei er gewandert.
 Dem Ural zugewandert
 wie ein von drei Koordinaten
 entlassener Ort.

Monica Streit

noch leben. Heimat ist etwas
 Untergegangenes, Verlorenes,
 an dem die Erinnerung festhält.

2. Das Reisegedicht hat Tradition und immer Konjunktur.

Schon Goethe, schon die Ro-
 mantiker... na gut. Der Dichter
 braucht einen Ort, im Guten wie
 im Bösen, einen Himmel, eine
 Hölle, ein Zuhause, ein Exil.
 Diesen Ort, da metaphysischer
 Beschaffenheit, kann er überall
 finden, ob in Jamaica, in Bur-
 gund oder im Sauerland. Die
 Frage ist, was er dort von sich
 selbst entdeckt.

3. Das Portrait historischer Personen als eigenes Wunsch- oder Schreckbild.

Warum sonst diese biographi-
 schen Notizen, diese Hinweise
 auf Taten und Unterlassungen,
 auf Seelenregungen und Seelen-
 losigkeit? Was Geschichtsbü-
 cher oder literarische Biograp-
 hien ausbreiten, versucht der
 Lyriker auf den Punkt zu brin-
 gen, auf jenen, der einen Fix-
 punkt des Autors – aus offen-
 sichtlichen oder geheimen
 Gründen – darstellt.

4. Das Alltagsgedicht ist noch immer zeitgemäß.

Allerdings hat es sich gewan-
 delt. Das Plakative und zuwei-
 len auch Agitatorische ist her-
 aus. Die alltäglichen Sujets, die
 gewöhnlichen Vorgänge werden
 immer noch benannt, aber mit
 größerem Vertrauen auf das für
 sich selbst sprechende Bild. Die
 früher oft triste Grundstimmung
 ist einem ruhigen, bisweilen gar
 heiteren Ton gewichen.

Henry Miller

Mit ihm lebten wir
 Wendekreisromane deutsche
 Ausgabe
 bei Olympia Press
 und sein Gesicht auf dem
 Umschlag.

Seine Intensität leuchtete
 in wuchernder Poesie
 im Leben und in der Kunst
 Paris und die Huren
 in den Cafés
 sein großes Bewußtsein
 magisch und sternenweit
 und immer die Offenheit
 für einen Pump
 und für eine gute Nummer

Und eine Frau
 ein Gesicht
 Mona-June
 die Reihe der irren Typen
 besessen und verquer
 Es war gut zu wissen
 daß er noch lebte
 aber die Mythen sterben
 und keine neuen in Sicht

Manfred Römbell

Das Lotterielos

Mit einem Lotterielos gewann ich
heut dreihundert Mark,
und aus dem Radio sang
Rosita Serrano Roter Mohn.
Morgen kann ich mir ein paar
Schuhe kaufen,
einen Anzug
und eine Fahrradreise machen,
beglückwünscht wurde ich auch
vom Direktor der Lotterie,
seine Anrede war: Sehr geehrter
Herr!

Mit einem Lotterielos
gewann ich heut dreihundert
Mark,
und aus dem Radio sang
Rosita Serrano Roter Mohn.
Es war ein Junitag.
Hätte ich ein paar Zahlen anders
geschrieben, wäre ich
Millionär geworden
und beim Lotteriedirektor
ein sehr reicher Herr.
Ich könnte mir ein paar Häuser
kaufen
und, statt eine Fahrradreise zu
machen
darin wohnen.

Die Zahl fünf
war leicht zu schreiben.
Die Zahl drei desgleichen.

Johannes Kühn

5. Der Traum von der Liebe macht sich rar.

Er ist nicht ausgeträumt, aber
das lyrische Ich scheint in sich
selbst und in seiner Umwelt
gefangen. Liebe ist ein Bild, vor
dem Vergessen bewahrt, ein
Morgen, als wäre es ein Ge-
stern, und, manchmal, Erfül-
lung.

6. Die Natur ist ein Metaphernquell.

Das war sie schon immer, und
die Dichter haben fleißig ge-
schöpft. Ohne Natur, der
Bereich des Menschen einge-
schlossen, keine Anschaulich-
keit. Ohne Metapher keine
Weltbeschreibung. Erst die Me-
tapher erschafft die Welt neu,
im Großen wie im Kleinen.

Die Wegwarte verblaßt
welk steht im Buch das
auf den Knien liegt
das Blumenmuster im Kleid
überschreitet bitte
tauschen Sie sich aus
in der Werkstatt tritt
der Redner vor
da paßt der Schlüssel
in die feingraue Kante
abheben sichergehen
eine Brise Licht
der Klotz liegt

abgewinkelt
dieser regnerische Gedanke
vor der Haustür
unterm Vordach
der Affront die Zuwahl
rote Ohren Beeren
ein Flämmchen zuckt auf
in der grüngelben Wiese

Felicitas Frischmuth

Un mouvement
La trance du buisson
Un oiseau
Disparait dans le langage

Orrée fraîcheur
je vacille plus d'ombre
Un pil et le ciel immense
Ou que j'aille

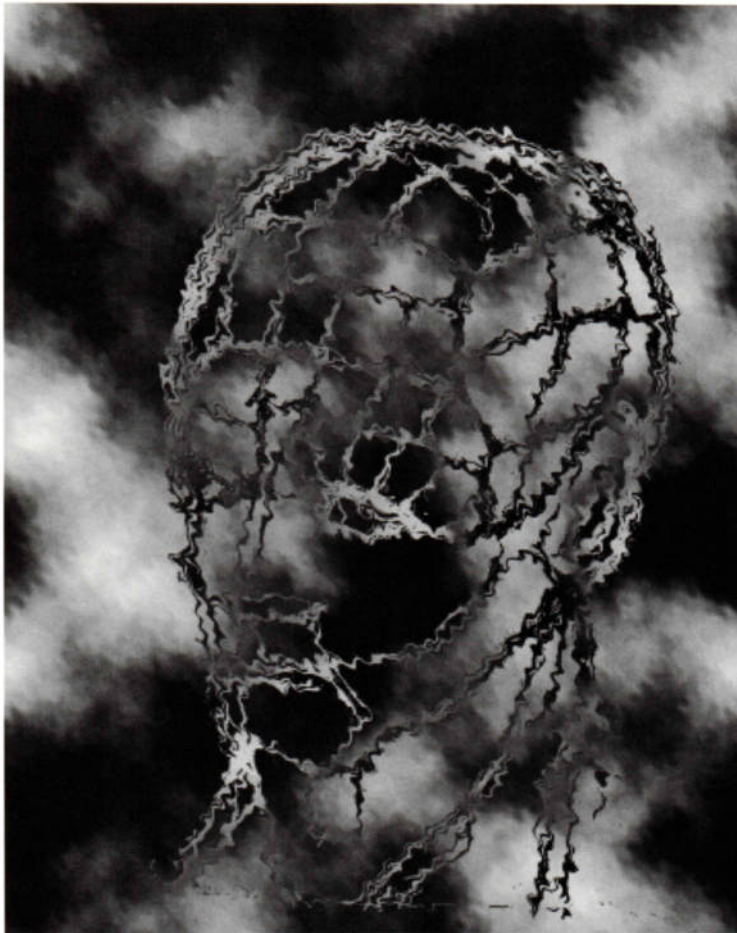
Et l'énigme
et tes seins embrassées comme
sur les rochers
Ce que je sais de toi

Eine Bewegung
Die Spur des Gesträuchs
Ein Vogel
Verschwindet in der Sprache

Waldrand Frische
Ich taumele kein Schatten mehr
Eine Falte und der gewaltige
Himmel
Wohin gehe ich

Und das Rätsel
Und deine Brüste geküßt wie
Auf den Felsen
Das was ich weiß von dir

Bernhard Vargaftig



Karin Kremer, „Netzkopf 4“, 1996

Die ausgewählten Texte sind typisch für die Themen, nicht unbedingt jedoch für die Autoren. Jeder von ihnen bearbeitet eine Fülle von Themen. In den Hauptthemen berühren sich, nicht jeder mit jedem, aber doch immer wenigstens zwei. Gemeinsam ist ihnen auch der freie Rhythmus, der Stil der Zeit noch immer. Doch in der Art, wie sie den Sprachfluß regeln, wie sie die Zeilen brechen, wie

sie die Kadenz setzen, unterscheiden sie sich sehr, ebenso in der Art, wie sie Wahrnehmung und Emotion miteinander verbinden. Ihre Sprache reicht vom Realistisch-Direkten bis zum metaphorischen Sprachspiel. Ellen Diesels Gedichte sind, schon von ihrem Generalthema, der Stadtteilerfassung her, Typographien, Momentaufnahmen, Erinnerungsbilder, auch des eigenen Lebens. Manfred Römbell

besetzt die Orte seiner Gedichte, sie reichen von der Ostsee bis zum Atlantik, oft mit dem Gefühl des Verlusts. Ähnlich ist die Stimmung in Gedichten von Johannes Kühn, aber das Metaphorische, aus Verbindungen von Natur-, Alltags-, Kinder- und Märchenwelt erwachsend, wechselt bei ihm bisweilen über in feine, versteckte oder auch ganz offen lustige Ironie. Ein munterer ironischer Unterton durchzieht auch die meisten Gedichte Monica Streits, als Gegengewicht gegen das Sentiment. Am meisten verschlüsselt sind die Gedichte Felicitas Frischmuths und Bernhard Vargaftigs. In oft gebrochenen Satzstrukturen personifiziert Vargaftig das Abstrakte, teils kräftig, teils nur andeutend symbolhaft. Felicitas Frischmuth folgt den Mäandern der semantischen Merkmale ihrer Wörter, die Bildketten, die daraus entstehen, verlangen vom Leser Verweilen. Vargaftig und Felicitas Frischmuth haben ihre Texte gegenseitig oder miteinander ins Deutsche bzw. Französische übersetzt und sie in ihrem gemeinsamen Buch nicht voneinander getrennt – ein Grenzfall im wahrsten Sinne des Wortes.

Das sind karge Feststellungen. Wer mehr möchte, sollte selbst lesen. Für ihren Mut zur Lyrik verdienen die Verlage Anerkennung, der Gollenstein Verlag gleich doppelt.

Gerhard Tänzer

Autorinnen und Autoren

Till Adam, west in der Vierung, macht Musik, studiert Philosophie in Mainz, hat keine Haare und ist blind wie ein Maulwurf, Zubereiter einer beidseits des Rheins legendären Aioli.

Uwe Bellhäuser, geb. 1962, Diplom-Geograph, als Fotograf und Bildjournalist tätig in Saarbrücken.

Prof. Andreas Brandolini, geb. 1951 in Taucha bei Leipzig, Studium der Architektur, seit 1989 Professor an der HBK Saar, Architekturbüro in Wien, zahlreiche Ausstellungen u.a. in documenta 8 vertreten.

Dirk Bubel, seit 1989 Projektberatung bei „Arbeit und Kultur“ Saarland GmbH.

Bernhard Dahm, geb. 1953, Rechtsanwalt in Saarbrücken; Schwerpunkt seiner Tätigkeit ist das Asyl- und Ausländerrecht.

Stefan Fricke, geb. 1966, M.A., Mitarbeiter am musikwissenschaftlichen Institut der Universität des Saarlandes, lebt in Köln.

Barbara Froehlich-Schmitt, Diplom-Biologin und Journalistin, freiberuflich tätig in St. Ingbert, Vorsitzende des Saarländischen Berufsverbandes der Landschaftsökologinnen und -ökologen.

Dr. Bernd Grass, Sozialwissenschaftler; Mitarbeiter in der „Beratungsstelle für sozialverträgliche Technologiegestaltung e. V.“ (BEST), Saarbrücken.

Dr. Hans Horch, Ausbildung als Deutschlehrer und Sozialwissenschaftler, in der außerschulischen Jugendbildung beschäftigt.

Prof. Dr. Stefan Hüfner, Physiker, Inhaber des Lehrstuhls für Experimentalphysik an der Universität des Saarlandes.

Alain Lance, Lyriker und Übersetzer; ehemaliger Leiter des Institut d'Etudes Françaises in Saarbrücken, jetzt Leiter des Maison des Ecrivains in Paris.

Dr. phil. habil. Matthias Luserke, geb. 1959, Privatdozent für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes. Studium der Germanistik, Philosophie und Komparatistik in Tübingen und Saarbrücken; Promotion 1987, Habilitation 1993 (Die Bändigung der wilden Seele, Stuttgart, Weimar 1995).

Dr. Thomas Mathieu, geb. 1966, Historiker.

Dr. Ingrid Matthäi, geb. 1957, Studium der Europäischen Ethnologie, Soziologie und Germanistik in Marburg, wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut.

Prof. Dr. Hans Peehs, Internist und Hämatonkologe an der Universitätsklinik in Homburg.

Johannes Petrenz, geb. 1952, Studium der Soziologie und Ingenieurwissenschaften, derzeit in ungekündigter Stellung in einem arbeits- und sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitut tätig.

Jan Schluckebier, geb. 1955, Studium der Romanistik, Germanistik, Informatik und Betriebswirtschaftslehre; an der VHS Saarbrücken tätig im Bereich „Berufliche Weiterbildung“.

Nicole Schubert, geb. 1963, Studium der Geschichte und Germanistik in Saarbrücken, Buchhändlerin.

Prof. Dr. Otto Spaniol, Informatiker, Lehrstuhl für Informatik an der Technischen Universität Aachen; email: spaniol@informatik.rwth-aachen.de; <http://www-i4.informatik.rwth-aachen.de>.

Wibke Trapp, geb. 1962, abenteuerlustige Politologin und Zeithistorikerin, Musikfreak, Pastafan und auf der Suche nach einem Volontariat.

Dr. phil. Herbert Wender, geb. 1949, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanistischen Institut der Universität des Saarlandes. Lehramt für Deutsch und Sozialkunde an Gymnasien 1979; Informatik-Aufbaustudium; Promotion 1985 (Georg Büchners Bild der großen Revolution. Ffm 1988). Seit 1980 mit germanistischen EDV-Anwendungen befaßt, überwiegend in DFG-Projekten, e-mail: wender@goethe.germanistik-uni-sb.de; siehe auch Home-Page Literaturwissenschaft Saarbrücken; <http://schiller.germanistik.uni-sb.de>.

Prof. Dr. rer. nat. Reinhard Wilhelm, Studium der Mathematik und Informatik in München, Münster und Stanford/USA; seit 1978 Hochschul-lehrer für Informatik an der Universität des Saarlandes und seit 1990 wissenschaftl. Direktor des Internationalen Begegnungs- und Forschungszentrums für Informatik in Schloß Dagstuhl.

Zwölf neue Gollensteine zur Frankfurter Buchmesse '96



Gertrud Seehaus
Der Pokal des Riesen
Roman

Mit farbigen Bildern
von Hjördis Dreschel

248 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format: 14,5 x 22 cm
DM 42,- / sFr. 39,- / öS 309,-
ISBN 3-930008-43-2



Sven Korzilius
**Karls des Großen
vergessener Sohn
oder die ausgelöschte
Erinnerung**
Roman

Mit Farbbildern von C. Pom.

496 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format: 14,5 x 22 cm
DM 49,80 / sFr. 46,- / öS 364,-
ISBN 3-930008-42-4



Thomas Eicher (Hrsg.)
Das Zauberschloß
Vergessene Märchen
des 18. Jahrhunderts

Mit einem Nachwort des
Herausgebers und vielen
farbigen und schwarz-
weißen Bildern von
Ines Braun

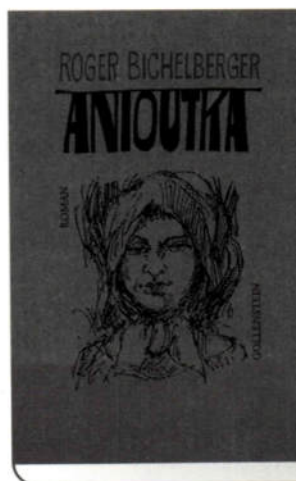
328 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format: 14,5 x 22 cm
DM 49,80 / sFr. 46,- / öS 364,-
ISBN 3-930008-44-0



Manfred Römbell
Rotstraßenende
Roman

Mit einem Nachwort von
Karl-August Schleidgen

264 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format: 14,5 x 22 cm
DM 46,- / sFr. 42,50 / öS 336,-
ISBN 3-930008-41-6



Roger Bichelberger
Anioutka
Roman

Aus dem Französischen
von Heide Werner
Mit Zeichnungen von
Andreas Brylka

240 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format: 14,5 x 22 cm
DM 39,80 / sFr. 37,- / öS 291,-
ISBN 3-930008-45-9



Boleslaw Lubosz
Berühmte Liebespaare
Erzählungen

Aus dem Polnischen von
Rudolf Baron,
Lothar Quinkenstein und
Gabriele Reschka
Mit Zeichnungen von
Anna Bulanda-Pantalacci

380 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format: 14,5 x 22 cm
DM 49,80 / sFr. 46,- / öS 364,-
ISBN 3-930008-35-1



Gollenstein Verlag GmbH
Auf Scharlen 3-5 · 66440 Blieskastel
Tel. 0 68 42 / 509-174 · Fax 509-190



Martin Graff
Weihnachtsgeschichten
für alle Fälle

Aus dem Französischen
von Eugen Helmlé
Mit Zeichnungen von
Sandra Rüttger

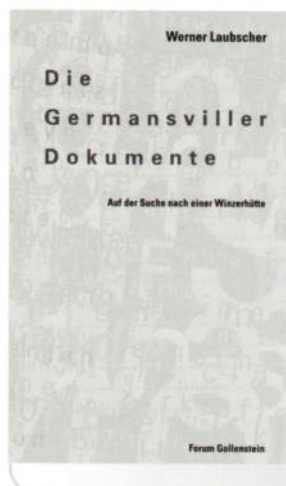
140 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format: 14,5 x 22 cm
DM 29,80 / sFr. 27,50 / öS 218,-
ISBN 3-930008-46-7



Ingrid Wiltmann
Viertelgegenwart
Kurzprosa

Mit einem Nachwort von
Verena Lenzen und
Collagen von Erika Enders

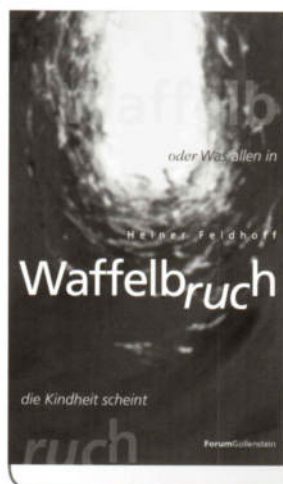
224 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format: 11,5 x 19 cm
DM 38,- / sFr. 35,- / öS 277,-
ISBN 3-930008-27-0



Werner Laubscher
Die Germansviller
Dokumente
Auf der Suche
nach einer Winzerhütte

Mit grafischen Gestaltungen
von Anne Melcher

164 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format: 11,5 x 19 cm
DM 39,80 / sFr. 37,- / öS 291,-
ISBN 3-930008-47-5



Heiner Feldhoff
Waffelbruch
oder was allen in die
Kindheit scheint

Mit Zeichnungen von
Thomas Maes

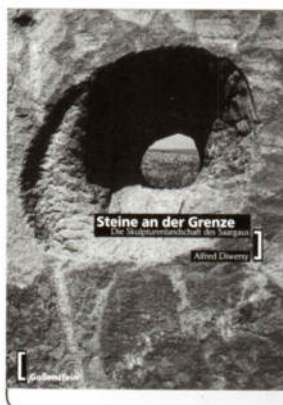
144 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format: 11,5 x 19 cm
DM 32,- / sFr. 29,50 / öS 234,-
ISBN 3-930008-48-3



Günter Navky
In einem Café
fällt die Zeit ins Haar
Gedichte

Mit einer Nachwort von
Karin Lorenz-Lindemann
und einer Zeichnung
von Hajo Müller

80 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag
Format: 11,5 x 19 cm
DM 29,80 / sFr. 27,50 / öS 218,-
ISBN 3-930008-40-8



Alfred Diwersy
Steine an der Grenze
Die Skulpturenlandschaft
des Saargaus

Mit Fotos von
Martin-Peter Scherzinger

208 Seiten, gebunden
Mit 170 Farb- sowie
58 Schwarzweißfotos
und einer Karte
Format: 16,5 x 22 cm
Subskriptionspreis bis 31.12.96
DM 48,- / sFr. 44,50 / öS 350,-
Ab 1.1.97
DM 65,- / sFr. 59,- / öS 475,-
ISBN 3-930008-28-9

